

Trennung in Verbundenheit?

Partnerschaftsleitbilder und Trennungsverläufe von Eltern in
Intentionalen Gemeinschaften und anderen sozialen Milieus

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
eingereicht in der Fakultät für Psychologie und Pädagogik
der Ludwig-Maximilians-Universität
München

vorgelegt von
Maria Loreto Burschel
geboren am 14.10.1968 in Valdivia/Chile

München, im Juni 2020

Referentin: Prof. Dr. Sabine Walper

Korreferentin: Prof. Dr. Paula-Irene Villa-Braslavsky

Tag der mündlichen Prüfung: 19. November 2020

Impressum:

Dissertation,

Ludwig-Maximilians Universität München,

2020

„Macht muss als etwas analysiert werden, das zirkuliert, oder als etwas, das nur in einer Kette funktioniert. Sie ist niemals lokalisiert Hier oder Da, sie ist niemals in den Händen einiger. Die Macht übt sich als Netz aus und über dieses Netz zirkulieren die Individuen nicht nur, sondern sind auch stets in der Lage diese Macht zu erleiden und auch sie auszuüben. Sie sind niemals die träge Zielscheibe der Macht, sie sind stets deren Überträger. Die Macht geht durch die Individuen hindurch. Sie wird nicht auf sie angewandt.“

(Michel Foucault)

Vorwort und Danksagung

Dieses Forschungsprojekt entstand über zwei Interessensstränge. Zum einen führte ich in den Jahren 2009/2010 im Zuge meiner Arbeit als wissenschaftliche Referentin beim Deutschen Jugendinstitut im Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk und Walper 2013) 41 Interviews mit Eltern. In Rahmen dieses Projekts begann ich, mich mit der Thematik des *Getrennt-Seins* und doch, meist durch gemeinsame Kinder, miteinander *Verbunden-Seins*, zu befassen. Zum anderen beschäftige ich mich aufgrund meiner Mitgliedschaft bei der Wohnungsbaugenossenschaft „WagnisART“ seit 2009 vertieft mit dem Thema *Gemeinschaft*. Die partizipativ und gemeinschaftlich angelegte Genossenschaft¹ stand und steht immer wieder vor der Herausforderung, Einzel- und Gemeinschaftsinteressen integrieren zu müssen. Meine Recherchen zu diesem Thema führten mich zu „Intentionalen Gemeinschaften“ und der Frage, wie dort mit Konflikten und Prozessen der Entscheidungsfindung umgegangen wird. In vielen Intentionalen Gemeinschaften hat sich mittlerweile ein Fundus an Erfahrung und Wissen darüber angesammelt, wie Gemeinschaft gebildet und authentische Beziehungen zwischen den Gemeinschaftsmitgliedern entwickelt werden können. Auf verschiedenen Recherchebesuchen in Intentionalen Gemeinschaften konnte ich einen Eindruck davon gewinnen, wie Einzelne, Paare und Familien im gemeinschaftlichen Verbund ihr Zusammenleben organisieren. Auf Grundlage dieser Beobachtungen und vieler Gespräche vor Ort, entstand das Interesse daran, Trennungsverläufe von Eltern aus Intentionalen Gemeinschaften mit denen aus der „Sorgerechtsstudie“ zu vergleichen, um herauszufinden, ob sich in einem gemeinschaftlichen Kontext innovative und alternative Arten der Trennung zeigen, die eventuell auch mit weniger Benachteiligung und Belastung verbunden sind.

Heute, über zehn Jahre nach der „Sorgerechtsstudie“, schließe ich meine Forschung zu diesem Thema mit dieser Arbeit ab und möchte vielen Menschen von Herzen danken, die diesen Weg begleitet und ermöglicht haben:

Ich bedanke mich ganz herzlich bei meiner Betreuerin Prof. Dr. Sabine Walper, die meine Forschungsidee unterstützte und mir in vielen Gesprächen immer wieder wichtige Hinweise gab und viele Ideen einbrachte. Ich bedanke mich auch bei allen Teilnehmer/-innen des Doktorandenkolloquiums und der Spring- und Winter-Schools für Promovierende am Deutschen Jugendinstitut unter Leitung von Frau Prof. Walper. Dort bekam ich mehrmals die Gelegenheit,

¹ Wagnis steht für „Wohnen und Arbeiten in Gemeinschaft, nachbarschaftlich, innovativ und selbstbestimmt“.

meine Zwischenergebnisse vorzustellen, Interviewmaterial zur Diskussion zu stellen und Vorträge zu üben. Das Feedback der Expert/-innen und Mitpromovierenden habe ich stets als sehr hilfreich erlebt.

Vielen Dank an Frau Prof. Dr. Irene Villa-Braslavsky für ihre Bereitschaft meine Arbeit als Zweitbetreuerin zu begleiten. Ich bekam hier die Gelegenheit meine Arbeit bei ihrem Forschungskolloquium vorzustellen und erhielt viele Hinweise und wichtiges Feedback.

Ich bedanke mich an dieser Stelle auch ganz herzlich bei Herwig Reiter, der meine Arbeit von Anfang an begleitete und mir geduldig immer wieder viel Unterstützung zukommen ließ. Vielen Dank für die vielen methodischen Hinweise und Hilfestellungen, gerade bei unzähligen Typisierungsversuchen, die immer wieder verworfen und neu ausprobiert wurden. Ich bedanke mich bei allen Teilnehmer/-innen des DJI Interpretationsworkshop, der von Ernst-Uwe-Küster organisiert wird. Auch hier erhielt ich Gelegenheit mein Material vorzustellen und gemeinsam zu interpretieren.

Ich bedanke mich bei Frau Jurczyk, die meine Forschungsidee unterstützte, mir half, die Interviews der „Sorgerechtsstudie“ für die Sekundäranalyse aufzubereiten und mich stets bestärkte. Ich bedanke mich besonders für ihr Feedback wenige Monate vor Fertigstellung der Arbeit, das mir nochmal die Augen für einige zentrale Aspekte öffnete.

Ich bedanke mich beim DJI-Gremium für die Vergabe von Stipendien für ein halbjähriges Forschungsstipendium, das mir die Möglichkeit gab, mich über Monate voll und ganz der Analyse der Interviews zu widmen. Ich kann die vielen Kolleg/-innen gar nicht alle aufzählen, die mir in dieser Zeit täglich begegneten, mir motivierende Worte sagten, mit denen ich mich austauschen durfte, die mir Literaturhinweise gaben und vieles mehr!

Mein Dank gilt Anna Buschmeyer und Claudia Zerle-Elsässer, die meine Arbeit unterstützen, mir bei Vortragsvorbereitungen wichtige Hinweise gaben und mir immer wieder halfen, den Fokus nicht zu verlieren. Vielen Dank an Martina Heitkötter, die mir mehrfach ausführliches Feedback gab, was mir sehr geholfen hat. Vielen Dank an Mike Seckinger und Kirsten Hansen für viele lange Gespräche, Feedback und Euer motivierendes Interesse. Vielen Dank an Waltraud Cornelissen und Alexandra Langmeyer für wichtige Literaturhinweise.

Ich bedanke mich bei Astrid Siegmann und Ildiko Fejer, die mir insbesondere für die psychologischen Aspekte der Arbeit so wichtiges Feedback gegeben haben! Vielen Dank für Eure Expertise und großes Interesse.

Von Herzen bedanke ich mich bei meinem „Stammtisch“ bzw. meinen Freundinnen Marion Müller, Friederike Pölcher und Suzanne Viktor, die mich geduldig unterstützt und motiviert haben und große Teile dieser Arbeit Korrektur gelesen haben! Tausend Dank für Eure Unterstützung, Euer Vorbild, Eure Freundschaft.

Herzlichen Dank an die Genossenschaft Wagnis! Seit 2016 lebe ich mit meiner Familie im Projekt WagnisART. Hier zu leben zeigt mir jeden Tag, dass sich die banal erscheinende Frage zu stellen lohnt, wie wir eigentlich alle miteinander leben wollen und dabei autonom und verbunden bleiben können. Vielen Dank an alle Menschen, die sich mit dieser Frage befassen.

Ich bedanke mich ganz herzlich beim Cluster „ARTrefugio“! Vielen Dank Samuel Flach, Maria José-Rodrigues-Riviera, Phillip Wienand, Kati Ficek, Elisabeth Schwachulla alias Trulla und Michael Jochum, dass ich acht Monate und während der Corona-Ausgangsbeschränkungen Euer Büro benutzen durfte, um dort meine Arbeit fertig zu stellen! Ohne diese Hilfe hätte ich es niemals geschafft. Vielen Dank für das konzentrierte Zusammensitzen im Büro vor allem mit Samu und Michael, für viele inspirierende Gespräche mit Euch allen. Danke Phillip für Dein großes Interesse, das Korrekturlesen und Deinen heldenhaften Kampf gegen das raschelnde Monster im Papierkorb! Vielen Dank an Frank Schroth für seinen Beistand beim Formatieren. Ganz herzlichen Dank an meinen lieben Freund Klaus Kolb für seinen jahrelangen Beistand. Und mein besonderer Dank an Martin Strecker! Ihr beide habt mich wirklich noch gerettet. Vielen Dank für den letzten Schliff!

Vielen Dank an Magdalena Kloibhofer für den Austausch über das Leben in Gemeinschaft. Ich bedanke mich bei allen Menschen, die ich in den von mir besuchten Gemeinschaften kennenlernen durfte und die diese Arbeit inspiriert haben. Nicht genug danken kann ich den Menschen, die ich interviewen durfte und die mir tiefe Einblicke gewährt haben. Ich möchte hier deutlich machen, dass Wissenschaft immer nur Teilaspekte der menschlichen Komplexität erfassen kann. Ich bin mir bewusst, dass meine Interviewpartner/-innen noch viel mehr sind, als das, was in den Interviews zum Ausdruck kam. Ich hoffe dennoch, dass meine Analysen helfen, den Blick auf Trennung zu erweitern und interessante, vielleicht sogar überraschende Aspekte dieser menschlichen Erfahrung ans Licht zu bringen.

Mein größter, ganz persönlicher Dank geht an meine drei Töchter Rose, Olivia und Holly. Euch ist diese Arbeit gewidmet.

Maria Burschel, München im Juni 2020

Zusammenfassung

Partnerschafts- und Familienleitbilder sind in Veränderung begriffen. Derzeit kann man von einer Gleichzeitigkeit sowohl traditioneller als auch egalitärer und emotionalisierter Partnerschafts- und Familienleitbilder sprechen (Schneider et al. 2018a). In Anbetracht hoher Trennungs- und Scheidungszahlen und der teils hohen Belastungen, die eine Trennung für Kinder und Erwachsene mit sich bringen kann (Walper und Langmeyer 2019), wird in dieser Arbeit der Frage nachgegangen, ob und wie bestimmte Partnerschafts- und Familienleitbilder die Trennungsgestaltung und das Coparenting nach der Trennung günstig oder ungünstig formen.

Im Zentrum der Untersuchung stehen elf Interviews, die in Intentionalen Gemeinschaften (IG) durchgeführt wurden. In diesem sozial und ökologisch innovativen Milieu findet sich eine zum Teil ausgeprägte Orientierung an Aspekten der „reinen Beziehung“ (Giddens 1993), in der Authentizität, Intimität und Emotionalität im Vordergrund steht. In diesem Milieu wird u.a. die gewaltfreie Kommunikation (Rosenberg 2010) praktiziert, um authentische Beziehungsgestaltung zu ermöglichen. Diese elf Interviews werden mit zehn Interviews aus anderen sozialen Milieus verglichen², in denen auch traditionellere Partnerschaftsleitbilder Orientierung bieten. Die Interviews wurden nach der Grounded Theory Methodologie ausgewertet und typisiert.

Die vorliegende Arbeit verbindet Erkenntnisse und Befunde aus der soziologischen und psychologischen Trennungs- und Scheidungsforschung und untersucht das Trennungsgeschehen als eine soziale Situation, die durch wertorientierte Leitbilder, alltägliche Herausforderungen, Persönlichkeit und Kommunikationsstil definiert ist.

Es werden sechs *Trennungstypen* herausgearbeitet, die auf einem Spektrum zwischen einer *egalitären* und einer *strittigen* Nachtrennungselternschaft angeordnet sind. Diese beiden Pole finden sich nicht in IG. Ein dritter Trennungstyp – *Individuation* – findet sich in diesem Sample nur in IG und basiert auf einem *symbiotischen* Partnerschaftsleitbild. Die Eltern verschmelzen zu einer Einheit und richten ihr Leben ganz an dem gemeinsamen Ziel aus, nachhaltig zu leben. Charakteristisch für diesen Trennungstyp ist eine beeindruckende Arbeitsüberlastung, die letztendlich zur Entfremdung und zur Trennung des Paares führt.

Zwischen diesen Polen – und hier liegt das Kernstück der Arbeit – werden drei Trennungsstrategien beschrieben, die auf einem „reinen“ Beziehungsleitbild mit emotionalisierten Gender-

² Diese Interviews stammen aus der sogenannten „Sorgerechtsstudie“, die 2009/2010 am Deutschen Jugendinstitut durchgeführt wurden (Jurczyk und Walper 2013)

konzepten basieren. *Vergebung* und *Abwertung* sind in diesem Sample rein weibliche Trennungsstrategien, *Distanzierung* findet man hingegen nur bei Männern. Alle drei Trennungstypen kommen überwiegend in IG, aber auch in anderen gesellschaftlichen Milieus dieses Samples vor. Für diese drei Trennungstypen werden komplexe Vermischungen und Um-Deutungen von Partnerschaftsleitbildern gezeigt, die Benachteiligungen und negative Attribuierungen des/der Ex-Partner/-in verdecken. Diese Umdeutungen und Kausalitätsverdrehungen werden zum Teil durch die gewaltfreie Kommunikation befördert.

Fühlen und „Gefühlsarbeit“ unterscheiden sich bei diesen Trennungstypen geschlechtsspezifisch. Es werden geschlechtsspezifische *Fühlrichtungen* herausgearbeitet, die dazu geeignet sind, Machtbeziehungen und emotional missbräuchliche Verhaltensweisen im Trennungsprozess zu verschleiern. Das Coparenting nach der Trennung wird daher in diesen Fällen als ambivalent bezeichnet, obwohl es von den Befragten eher positiv eingeschätzt wird. Die Befunde bestätigen Connell (1995), Giddens (1993) und Illouz (2018), denn die Betonung der eigenen Emotionalität verstärkt auch in diesen Fällen Individualisierung und Selbstbezogenheit. Die Befunde weisen darauf hin, dass geschlechtstypische Benachteiligungen durch *Gefühlsarbeit* und bewusste Kommunikation verdeckt, aber kaum beseitigt werden. Vielmehr zeigen die Analysen, dass sich geschlechtsspezifische Machtbeziehungen neue Wege suchen, wenn sie nicht aktiv und bewusst reflektiert und verhindert werden. Egalitäres, gleichberechtigtes Coparenting wird in diesem Sample eher durch Vereinbarungen, Verträge und geteilte Praxen begünstigt.

Insgesamt kann diese Untersuchung einen Einfluss der Partnerschafts- und Familienleitbilder auf die Trennungsgestaltung detailliert beschreiben. Der Vergleich der Trennungstypen liefert zudem Erkenntnisse darüber, welche Aspekte der verschiedenen Leitbilder eine positive, wenig belastende Nachtrennungselternschaft begünstigen bzw. welche Aspekte problematische Auswirkungen mit sich bringen können. Insbesondere die geschlechtsspezifischen Implikationen der Leitbilder werden herausgearbeitet.

Zudem zeigt die vorliegende Studie, dass Familie nicht nur als eine praktische, sondern auch als eine reflexive Herstellungsleistung betrachtet werden kann. Die vielfältigen Möglichkeiten, Familie zu leben, stehen nicht gleichwertig nebeneinander, sondern implizieren bestimmte geschlechtsspezifische Machtverhältnisse und Benachteiligungen nach der Trennung, die beschreibbar sind und reflektiert werden sollten.

Intentionale Gemeinschaften, als ein modernes, experimentierfreudiges und emotionalisiertes Milieu, bieten der Familien-, Trennungs- und Scheidungsforschung ein vielversprechendes Forschungsfeld. Weitere Forschung sollte Kinder, Kernfamilien und die gemeinschaftlichen Praxen des „Doing Family“ (Jurczyk 2014) in Gemeinschaften genauer in den Blick nehmen.

Gliederung der Arbeit

1	Einleitung.....	1
I	Sensitizing Concepts.....	7
2	Familien- und Partnerschaftsleitbilder	9
3	Gemeinschaften als Orte sozialer Innovation und Nachhaltigkeit.....	37
4	Instabilität der Familie	73
5	Theorien und Modelle der Partnerschaftsstabilität	107
II	Methode.....	143
6	Forschungsfrage.....	145
7	Studiendesign und methodisches Vorgehen	151
III	Empirische Ergebnisse.....	175
8	Trennungsstrategien im Überblick.....	177
9	Emotionalisierte Genderkonzepte	195
10	Positives Coparenting	215
11	Paralleles Coparenting.....	237
12	Negatives Coparenting	291
13	Schlussbetrachtung	307
	Literaturverzeichnis.....	325

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
Teil I: Sensitizing Concepts.....		7
2	Familien- und Partnerschaftsleitbilder	9
2.1	Familienbilder mit geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung	10
2.1.1	Das „Ganze Haus“	10
2.1.2	Bürgerliches Familienmodell	12
2.2	Egalität und „reine“ Beziehung	15
2.3	Partnerschafts- und Elternschaftsleitbilder	19
2.4	Genderkonzepte.....	24
2.4.1	Gender als Strukturkategorie.....	24
2.4.2	Alternative Männlichkeiten	27
2.4.3	Wandel der Genderkonzepte.....	30
2.5	Zusammenfassung.....	34
3	Gemeinschaften als Orte sozialer Innovation und Nachhaltigkeit.....	37
3.1	Gemeinschaften	37
3.1.1	Soziale und Intentionale Gemeinschaften	38
3.1.2	Größe und soziodemographische Merkmale	42
3.2	Soziale Nachhaltigkeit	46
3.2.1	Verbindung.....	48
3.2.2	Transformation im Tun	52
3.3	Umsetzung einer sozial nachhaltigen Kultur	56
3.3.1	Gewaltfreie Kommunikation.....	56
3.3.2	Konsensentscheidungen	58
3.3.3	„Wir-Prozess“	59
3.4	Familie in Gemeinschaft.....	64
3.5	Zusammenfassung.....	70

4	Instabilität der Familie.....	73
4.1	Trennung und Scheidung als Normalität.....	73
4.1.1	Eheschließungen, Scheidungen.....	73
4.1.2	Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften als Familienform.....	74
4.1.3	Eineltern- und Stieffamilien	77
4.2	Konfliktfelder in modernen Familien	79
4.2.1	Emotion und Sexualität	79
4.2.2	Familie als Herstellungsleistung	84
4.2.3	Haushalt und Retraditionalisierung.....	87
4.2.4	Fehlender Wille und Fairness.....	90
4.3	Folgen einer Trennung	95
4.3.1	Vielfältige Belastungen.....	95
4.3.2	Coparenting	98
4.3.3	Wohnarrangements.....	102
4.4	Zusammenfassung.....	105
5	Theorien und Modelle zur Partnerschaftsstabilität.....	107
5.1	Persönlichkeitsmerkmale	108
5.1.1	Bindung und Nähe	108
5.1.2	„Big Five“.....	114
5.1.3	„Dark Triade“	116
5.1.4	„Trauma Bonding“	120
5.2	Konflikt- und Kommunikationsstile.....	123
5.2.1	Schuldzuweisungen und Attribuierung	123
5.2.2	Problematische Kommunikation	126
5.3	Paarstabilität und Trennungsbewältigung.....	132
5.3.1	Investment Modell	132
5.3.2	Integrative Modelle der Paarstabilität	134
5.3.3	Modelle der Trennungsbewältigung.....	139
5.4	Zusammenfassung.....	143
6	Forschungsfrage.....	145

Teil II: Methode.....	149
7 Studiendesign und methodisches Vorgehen	151
7.1 Datenbasis	153
7.1.1 Die Sorgerechtsstudie (SRS)	153
7.1.2 Intentionale Gemeinschaften (IG).....	155
7.1.3 Unterschiede der Samples	158
7.2 Interview.....	159
7.2.1 Das problemzentrierte Interview	159
7.2.2 Interviewdurchführung und Leitfaden	161
7.2.3 Besonderheiten des Trennungsinterviews.....	164
7.3 Grounded Theory	166
7.3.1 Forschungsschritte und Auswertungsstrategie	167
7.3.2 Sensitizing Concepts.....	172
Teil III: Empirische Ergebnisse.....	175
8 Trennungsstrategien im Überblick.....	177
8.1 Typisierung anhand von vier Vergleichsdimensionen	177
8.1.1 Betreuungsmodell und Coparenting	177
8.1.2 Partnerschaftsleitbild und Lebensausrichtung	179
8.1.3 Typisierungsfeld	180
8.2 Kurzportraits.....	182
8.2.1 Egalität: „Jetzt ist alles optimal“	182
8.2.2 Individuation: „Und es war klar, dass ich das Land dann verlasse.“	183
8.2.3 Vergebung: „Da hab ich wirklich Friedensarbeit geleistet.“	184
8.2.4 Distanzierung: „Weil ich schlicht und ergreifend keine Lust habe, mich mit ihren Emotionalitäten auseinanderzusetzen.“	186
8.2.5 Abwertung: „Ich bin halt hier, und er ist da [zeigt mit den Händen einen großen Abstand].“	187
8.2.6 Polarität: „In meinen Augen ist sie krank.“	188
8.2.7 Überblick: Das Sample	190
8.3 Zusammenfassung.....	193

9	Emotionalisierte Genderkonzepte.....	195
9.1	Verletzliche Männlichkeit.....	196
9.1.1	„Erhabenheit“	196
9.1.2	Selbst-Exkulpierung	198
9.1.3	Vaterschaft als „Außenminister“	201
9.2	Verstehende Weiblichkeit.....	205
9.2.1	Mutterschaft als Heilung.....	205
9.2.2	Perspektivveränderung	208
9.2.3	Gewünschte Wirkungslosigkeit.....	209
9.2.4	Unterordnung	211
9.3	Zusammenfassung.....	213
10	Positives Coparenting.....	215
10.1	Egalität.....	215
10.1.1	Fallbeschreibung.....	215
10.1.2	Elternschaft vor Partnerschaft	216
10.1.3	Retraditionalisierung	218
10.1.4	Egalität nach der Trennung	220
10.2	Individuation.....	223
10.2.1	Fallbeschreibung.....	223
10.2.2	Gemeinsamer Lebensstil.....	225
10.2.3	Unterschiedliche Ziele	227
10.2.4	Coparenting – „Arbeitsverhältnis“	228
10.3	Gerichtliche Konfliktlösungen	232
10.4	Zusammenfassung: Trennung als Lösung.....	234
11	Paralleles Coparenting.....	237
11.1	Fallbeschreibungen: Vergebung, Abwertung und Distanzierung	237
11.1.1	Vergebung	237
11.1.2	Abwertung.....	239
11.1.3	Distanzierung	240
11.2	Partnerschaftsorientierungen: „rein“ und traditionell	242

11.3	Trennungsgründe: Ungleichgewicht	248
11.3.1	Unterschiedliche Entwicklungsstufen	248
11.3.2	Die „offenen Beziehung“ – geschlechtsspezifische Deutungen	252
11.3.3	Geburt: zwischen „Nestbau“ und „Flucht“	256
11.4	Trauma Bonding.....	259
11.4.1	Unausweichlichkeit.....	261
11.4.2	Selbstbezeichnung	263
11.4.3	Vergebung und Exkulpation	266
11.4.4	„Gaslighting“	268
11.5	Parallel-ambivalentes Coparenting.....	271
11.5.1	Vaterorientiertes Coparenting.....	272
11.5.2	Mutter lenkt und kontrolliert das Coparenting	276
11.6	Intentionale Gemeinschaft als Trennungsort	279
11.7	Zusammenfassung: Trennung als „Gefühlsarbeit“	284
12	Negatives Coparenting	291
12.1	Fallbeschreibung.....	291
12.2	Partnerschaftsorientierung: Normalität	294
12.3	Trennungsgründe: Schuldzuschreibungen	296
12.4	Negatives Coparenting: Gegnerschaft.....	299
12.5	Umfeld: Bestätigung	302
12.6	Zusammenfassung: Trennung als Gegnerschaft.....	304

13 Schlussbetrachtung.....	307
13.1 Zentrale Befunde.....	307
13.2 Einordnung in den Forschungsstand	311
13.2.1 Leitbildforschung	311
13.2.2 Doing Family	313
13.2.3 Kommunikation, Persönlichkeit und Gender.....	314
13.2.4 Rolle des Umfelds	317
13.2.5 Soziale Nachhaltigkeit.....	318
13.2.6 Kernkategorie: Herstellen von Integrität.....	319
13.3 Grenzen der Untersuchung und Ausblick	321
 Literaturverzeichnis	 325

Verzeichnis der Abkürzungen, Abbildungen und Tabellen

Abkürzungen

IG = Intentionale Gemeinschaft

SRS = Sorgerechtsstudie

GFK= gewaltfreie Kommunikation

Kursiv = Namen für Kategorien und Typen werden kursiv geschrieben.

Zur Verdeutlichung der Ergebnisse werden Zitate aus den Interviews herangezogen, diese sind in Anführungszeichen und eingerückt.

(...) = Auslassung

// = Satz nicht beendet

[das Kind] = Ergänzungen der Autorin zur besseren Verständlichkeit

(IG_Frau Fritz, 24) = Quellenangabe

24 = Position im Transkript. Da mit der Software .MAXQDA gearbeitet wurde, werden die Absatznummern angegeben, nicht die Zeilennummern. Bei längeren Absätzen kann dies dazu führen, dass mehrere Zitate dieselbe Absatznummer haben.

Frau Fritz = anonymisierter Name

X = die ehemalige Partnerin

Y = der ehemalige Partner

X2, Y2 etc. = Weitere Partner/-innen

K = das gemeinsame Kind, K1, K2 etc. bei mehreren Kindern

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1: Zusammenhang zwischen Trennung/Scheidung und späteren gesundheitlichen Auswirkungen.....	112
Abbildung 2: Kommunikationsstile nach Overall und McNulty (2017)	129
Abbildung 3: Investment-Modell nach Rusbult (1994; Rusbult und Martz 1995)	133
Abbildung 4: Vulnerabilitäts-Stress-Adaptionsmodell (vgl. Karney und Bradbury 1995).....	134
Abbildung 5: Resilienz-Modell der Paarbeziehung nach Lösel und Bender 1998.....	137
Abbildung 6: Das integrative Rahmenmodell der Paarentwicklung (verkürzt) nach Schneewind 1997.....	138
Abbildung 7: Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive (Amato 2000).....	140
Abbildung 8: Integration der Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive nach Walper und Beckh (2006)	142
Abbildung 9: Fragestellung.....	147
Abbildung 10: Beispiel Trennungsprofil Frau Danner.....	169
Abbildung 11: Das Kodierparadigma	170
Abbildung 12: Beispiel - Strittigkeit als Achsenphänomen (Frau Danner)	171
Abbildung 13: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive: Positives Coparenting.....	236
Abbildung 14: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive: Paralleles, ambivalentes Coparenting.....	288
Abbildung 15: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive: negatives Coparenting.....	306
Abbildung 16: Überblick über Vergleichsdimensionen und Trennungstypen.....	308

Verzeichnis der Tabellen

Tabelle 1: Anzahl der im Eurotopia Verzeichnis gelisteten Gemeinschaften und Bewohner/-innen	42
Tabelle 2: Kennzeichen sozialer Nachhaltigkeit.....	49
Tabelle 3: Familien mit Kindern unter 18 Jahren nach Lebensform:	75
Tabelle 4: Sample Sorgerechtsstudie (SRS)	155
Tabelle 5: Sample Intentionale Gemeinschaften.....	156
Tabelle 6: Unterschiede zwischen den Samples	158
Tabelle 7: Typisierungsfeld.....	180
Tabelle 8: Verteilung der Trennungsstrategien	181
Tabelle 9: Achsenphänomen „Egalität“	183
Tabelle 10: Achsenphänomen „Individuation“	184
Tabelle 11: Achsenphänomen „Vergebung“	186
Tabelle 12: Achsenphänomen „Distanzierung“	187
Tabelle 13: Achsenphänomen „Abwertung“.....	188
Tabelle 14: Achsenphänomen „Polarität“	190
Tabelle 15: Übersicht und Zuordnung der Befragten	191
Tabelle 16: Codes zur Typisierung von Egalität und Individuation	235
Tabelle 17: Codes zur Typisierung von Distanzierung, Vergebung und Abwertung.....	287
Tabelle 18: Codes zur Typisierung: Polarität	305

1 Einleitung

Ehe, Partnerschaft und Familie dienen nicht mehr hauptsächlich der Absicherung und Versorgung, sondern sollen zusätzlich auch Glückserwartungen erfüllen. In ihren Partnerschaften möchten Menschen „gesehen werden“, Halt, Anerkennung und Unterstützung bei der eigenen Entwicklung finden und sich emotional geborgen fühlen. Aspekte der „reinen Beziehung“ (Giddens 1993) mit einer Betonung auf Gefühl, Authentizität, gegenseitiger Anerkennung und Gleichberechtigung gelten heute als wichtige Kennzeichen der Qualität einer Partnerschaft. Care- und Erwerbsarbeit sollen geteilt und Selbstverwirklichung für beide Partner/-innen möglich sein. Gleichzeitig ist das klassische Familienbild mit dem männlichen Hauptverdiener und der Mutter, die den überwiegenden Anteil der Care-Arbeit leistet, nach wie vor ein wirkmächtiges Familienleitbild für weite Bevölkerungsteile (Schneider et al. 2018a). Man kann sagen, dass die Bedeutungen von Ehe, Partnerschaft und Familie sich nicht nur verändert, sondern vervielfältigt haben und teilweise widersprüchlich sind.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass für viele Menschen Partnerschaft und auch Familie heute eher bestimmte Lebensphasen markieren und nicht mehr zwingend als dauerhafte Lebenskonstellation gesehen werden. Indiz dafür ist unter anderem die abnehmende Zahl der Eheschließungen. Immer mehr Kinder werden in nichtehelichen Lebensgemeinschaften geboren. Die Scheidungszahlen haben sich, auch wenn derzeit ein rückläufiger Trend zu beobachten ist, auf einem hohen Niveau eingependelt. Eine Trennung oder Scheidung von einem/-r Lebenspartner/-in zu erleben, ist heute weder eine Ausnahme, noch geht sie mit Stigmatisierung einher. Klassische Trennungsgründe, wie zum Beispiel Gewalt, Sucht oder Eifersucht haben an Bedeutung als Trennungsgründe verloren. Viele Partnerschaften und Ehen werden heute aufgelöst, weil Glück und Erfüllung ausbleiben, man sich nicht mehr liebt, auseinandergelebt hat oder sich vom Partner nicht wahrgenommen fühlt (Illouz 2018).

Dennoch ist das individuelle Erleben einer Trennung alles andere als trivial, und die Folgen einer Trennung teilweise langfristig belastend und lebensprägend. Trennungen werden häufig als ein Scheitern erlebt, als eine biographische Katastrophe, die bewältigt werden muss. Das gesamte Leben muss umorganisiert und neue Balance gefunden werden. Die Trennung muss nach außen und vor sich selbst gerechtfertigt und mit dem eigenen Selbstbild in Einklang gebracht werden. Für die Eltern und ihre Kinder bringt dies teilweise erhebliche Belastungen mit sich, die sich geschlechtsspezifisch unterscheiden. Beispielsweise sind Frauen nach einer

Trennung häufig alleinerziehend und müssen finanzielle Einbußen hinnehmen. Den getrenntlebenden Vätern fällt es hingegen oft schwer, den Kontakt mit ihren Kindern aufrecht zu erhalten, auch wenn sie dies wünschen.

Es gilt heute als gesichert, dass für Kinder die Art und Weise des Coparenting nach der Trennung maßgeblichen Einfluss darauf hat, wie gravierend die psychosozialen Belastungen und Folgen der Trennung für sie ausfallen (Langmeyer 2015). Ob ein positives Coparenting gelingt, hängt wiederum von einer Vielzahl von Faktoren ab. Dazu zählen die Persönlichkeiten der Eltern, deren Konfliktverständnis und kommunikative Fähigkeiten. Diese Aspekte werden vor allem von der psychologischen Trennungs- und Scheidungsforschung in den Blick genommen. Aber auch finanzielle und soziale Ressourcen, das persönliche Umfeld und die Bedeutungen, mit denen Familie, Partnerschaft, Trennung und Scheidung belegt werden, beeinflussen das Trennungsgeschehen.

Bisher ist wenig erforscht, wie Partnerschaftsleitbilder und die damit zusammenhängenden Genderkonzepte den Trennungsverlauf und die Gestaltung der Nachtrennungselternschaft beeinflussen. Hier setzt die vorliegende Untersuchung an, wenn sie der Frage nachgeht, welche Vorstellungen von Familie ein wertschätzendes, kooperatives Coparenting begünstigen? Wie strahlen Partnerschaftsleitbilder auf Konfliktdeutungen und Kommunikationsstile aus und wie wirken diese auf das Coparenting nach der Trennung? In Anbetracht der hohen Prävalenz von Trennungen und Scheidungen, bei denen Kinder betroffen sind, sind Erkenntnisse über jene Faktoren wichtig, welche die Gestaltung der Trennung und des Coparenting positiv und welche negativ beeinflussen. Ist ein Familienleitbild denkbar, das eine spätere Trennung ohne Belastung und Benachteiligung begünstigt?

Nach wie vor kann eine gewisse Verdrängung des Themas *Trennung* beobachtet werden. Viele Paare besprechen gar nicht, wie sie sich ihre Partnerschaft und Familienleben genau vorstellen und schon gar nicht wie sie eine eventuelle Trennung gestalten möchten (vgl. z.B. Zartler 2004). Ebenso wenig werden konkreten Alltagspraxen der Familie besprochen. Trotz der Pluralisierung der Familienformen und der vielen Möglichkeiten, Familie herzustellen (Jurczyk, 2014), scheint man davon auszugehen, dass das eigene Familienbild allgemeingültig ist und nicht weiter besprochen werden muss. Dabei ist gerade die Frage „Wie wollen wir als Familie zusammenleben?“ von zentraler Bedeutung für die Geschlechtergerechtigkeit, für das Aufwachsen der Kinder und eben auch für die Gestaltung der Trennung und des Coparentings danach. Im Wesentlichen soll diese Studie dazu beitragen, erste Erkenntnisse über die soziale Nachhaltigkeit von Leitbildern zu generieren, die die Weichen für einen wenig oder gar nicht belastenden Trennungsverlauf stellen können.

Die Studie ist qualitativ und milieuvergleichend angelegt, um möglichst viele und unterschiedlich Bilder von Partnerschaft und Familie untersuchen zu können. Im Zentrum der Untersuchung stehen Elternpaare, die sich in sogenannten Intentionalen Gemeinschaften getrennt haben. Beziehungen richten sich hier am Ideal der sozialen Nachhaltigkeit aus. Laut Grundmann (2016) bedeutet dies eine Orientierung am wechselseitigen Nutzen, an Solidarität und gegenseitiger Anerkennung. Intentionale Gemeinschaften stellen für die Leitbildforschung daher ein hochinteressantes Milieu dar, da anzunehmen ist, dass sich hier die Orientierung an Emotionalität, Selbstverwirklichung und Freiheit quasi wie unter der Lupe erforschen lassen.

Ein zentrales Kennzeichen der qualitativen Forschung ist der systematische Vergleich. Möglichst unterschiedliche Fälle und Beispiele bringen Spezifika und Unterschiede besonders deutlich zum Vorschein. Daher wurden die Fälle aus Intentionalen Gemeinschaften mit einem Sample aus der Gesamtgesellschaft verglichen. Dieses Sample stammt aus einer Studie, die das Deutsche Jugendinstituts (DJI) in Kooperation mit der Ludwig-Maximilians-Universität durchgeführt hat, zur Erforschung des „Gemeinsamen Sorgerecht bei nicht miteinander verheirateten Eltern“ (Jurczyk und Walper 2013). Auf diese Weise entstand ein für die qualitative Forschung ungewöhnlich großes Sample, das die Kontrastierung vieler Trennungsverläufe in sehr unterschiedlichen sozialen Milieus erlaubt.

Durch die Kontrastierung der beiden Samples ist es gelungen, sechs unterschiedliche Trennungstypen detailliert zu beschreiben. Dabei werden Partnerschaftsleitbilder, Wertorientierungen, Genderkonzepte und Nuancen der Kommunikation herausgearbeitet und ihre Wirkung auf die Nachtrennungselternschaft nachgezeichnet.

Die vorliegende Arbeit ist folgendermaßen aufgebaut.

Anstatt einer Definition von Familie wird in *Kapitel 2* ein Überblick und historischer Abriss über verschiedene Familienleitbilder gegeben. Von der vorindustriellen Familie als Produktionsgemeinschaft bis zur „reinen Beziehung“, in der die Liebe an sich im Vordergrund steht. Besondere Beachtung findet in diesem Kapitel die Leitbildstudie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (Schneider et al. 2018a). Es werden aktuelle Befunde über Partnerschafts- und Elternschaftsleitbilder referiert und mit Befunden über familiäre Genderkonzepte in Beziehung gesetzt. Männlichkeit und Weiblichkeit sind laut Connell (2015) als gesellschaftliche und familiäre Strukturkategorien zu verstehen. Sie sind dabei nicht statisch, sondern in Veränderung begriffen und müssen machtsensibel betrachtet werden. Es wird in diesem Kapitel darauf eingegangen, warum sich traditionelle Familienbilder und Genderkonzepte zwar ausdifferenzieren, im Kern aber erstaunlich unverändert bleiben. Dies zeigt sich z.B. an der empirisch belegbaren Ungleichverteilung von Care-Arbeit. Dies hat ein hartnäckiges Machtgefälle zwischen den Geschlechtern zur Folge.

In *Kapitel 3* wird der Frage nachgegangen, ob in den bewusst hergestellten Intentionalen Gemeinschaften Partnerschaft und Familie tatsächlich gemeinschaftlicher und weniger bürgerlich gelebt werden. Zunächst werden Intentionale Gemeinschaften als ein sozial, ökologisch und ökonomisch nachhaltiges und innovatives Milieu vorgestellt und von anderen Gemeinschaften abgegrenzt. Die Bewohner/-innen haben einen hohen Anspruch an zwischenmenschliche Beziehungen im Allgemeinen und an Paarbeziehungen im Besonderen. Außerdem wird eine authentische und gewaltfreie Kommunikation (Rosenberg 2016; Rosenberg et al. 2013) eingeübt und alltäglich praktiziert. Es herrscht eine Kultur der sozialen Innovation (Kunze 2014, Grundmann 2011) mit Offenheit für neue Praxen des Zusammen- und Familienlebens und der Beziehungsgestaltung. In einigen wissenschaftlichen Arbeiten (z.B. ebd.) wird auf die soziale Nachhaltigkeit abgestellt, die in den Intentionalen Gemeinschaften umgesetzt werden soll. Soziale Nachhaltigkeit stellt vor allem auf die verbindenden Elemente sozialen Handelns ab. Sie zeigt sich in sozialen Interaktionen, die u. a. auf Solidarität, gegenseitigen Nutzen und Wertschätzung basieren. Intentionale Gemeinschaften können daher als ein lohnendes und bisher noch wenig beforschtes Feld für die Familienforschung bezeichnet werden, da hier moderne Paarbeziehungen unter den Vorzeichen sozialer Innovation bzw. Nachhaltigkeit gelebt werden. Es ist anzunehmen, dass „reine“ und offenere Partnerschafts- und Familienkonzepte in diesem Milieu gut zu beobachten sind. Die Untersuchung von Trennungsprozessen in diesem Milieu soll daher besondere Beachtung finden.

Bis hierher soll ein Horizont aufgespannt worden sein, der verschiedenen Partnerschafts- und Familienkonzepte mit den unterschiedlichen Vorstellungen von Privatheit und Gender abbildet.

In *Kapitel 4* wird daran anschließend ein Überblick über Befunde zur Instabilität von Partnerschaft und Familie gegeben, um die Relevanz des Themas zu verdeutlichen. Statistiken zeigen hohe Scheidungszahlen und eine starke Zunahme nicht-ehelicher Geburten. Ehe und Familie sind weniger auf Dauer angelegt, was die Frage aufwirft, wie die Fürsorge und Erziehung von Kindern verlässlich sichergestellt werden kann. Moderne Familien sind in vielfältiger Weise belastet. Es werden in diesem Kapitel einige Belastungsfaktoren aus soziologischer Perspektive beschrieben, die zur Instabilität von Familien beitragen. Insbesondere das Aufeinanderprallen von egalitären und gefühlsbetonten Erwartungen an Partnerschaft, gekoppelt mit gesteigerten Anforderungen der Arbeitswelt und ungleichen Kompetenzen im emotionalen Bereich, wird als belastende und konfliktverursachende Gemengelage für Eltern- und Partnerschaften ausgemacht.

Trotz der relativen Normalität von Trennung und Scheiden sind die teils schwerwiegenden Belastungen für Eltern und Kinder nicht zu verharmlosen. In diesem Kapitel wird darauf überblicksartig eingegangen, wobei hier psychologische und soziologische Befunde zusammenge-

tragen werden. Es wird an dieser Stelle auch die zentrale Bedeutung eines positiven Coparenting beschrieben und verschiedene Wohnarrangements nach einer Trennung hinsichtlich ihrer Chancen und Risiken vorgestellt. Das Gelingen eines positiven Coparentings hängt von der Beziehung der getrennten Eltern ab und ob es ihnen gelingt, nach der Trennung als Eltern „an einem Strang“ (Langmeyer 2015) zu ziehen und Konflikte konstruktiv zu lösen. Ein solches positives Coparenting wird als Indikator für „soziale Nachhaltigkeit“ hergeleitet.

Das *fünfte Kapitel* betrachtet psychologische Aspekte der Partnerschaft. Wie mit den oben dargestellten gesellschaftlichen Veränderungen umgegangen werden kann, hängt von Persönlichkeitsmustern, individuellen Kommunikationsfähigkeiten und weiteren Faktoren ab. Neben der Bindungstheorie (Bowlby 1995) und dem fünf-Komponenten-Modell der Persönlichkeit (Gottman 1993) wird auch auf die „Dark Triade“ der Persönlichkeitsmuster eingegangen (Daniel N. Jones, Delroy L. Paulhus 2010). Aktuelle Untersuchungen geben Hinweise darauf, dass beispielsweise narzisstisches Verhalten gerade in modernen Industriegesellschaften auf dem Vormarsch ist. Dies kann höchst problematische Auswirkungen auf Partnerschaft, Familie und Trennungsgestaltung mit sich bringen. Eng damit verknüpft sind bestimmte Konflikt- und Kommunikationsstile, die es häufig Frauen erschweren, ihre Bedürfnisse und Wünsche mit Nachdruck durchzusetzen. Einige psychologische Modelle der Partnerschaftsqualität und Trennungsgestaltung fassen das bisher genannten Faktoren zusammen und setzen unterschiedliche Akzente. Das integrierende Modell der Selektions- und der Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive (Amato 2000, Walper und Langmeyer 2019, Walper und Beckh 2006) wird als besonders relevant für die kommende empirische Analyse ausgemacht.

Diese Vorüberlegungen und theoretischen Bezüge aus dem soziologischen und psychologischen Bereich bilden die „sensitizing concepts“ (Blumer 1954), die die empirische Arbeit und Analyse rahmen.

Im *sechsten Kapitel* wird auf den bisher dargestellten Erkenntnissen die Forschungsfrage formuliert. Die methodische Umsetzung, das qualitative Studiendesign, die beiden Samples (elf Interviews aus Intentionalen Gemeinschaften und zehn Interviews aus der „Sorgerechtsstudie“) und die Auswertungsstrategie mittels der Methodologie der Grounded Theory (Strauss und Corbin 1996) werden in *Kapitel 7* vorgestellt.

Daran anschließend wird in *Kapitel 8* das Vorgehen bei der Typisierung der 21 analysierten Interviews erklärt. An dieser Stelle führt ein Überblick über die zentralen Unterschiede der sechs Trennungstypen bereits in die inhaltliche Diskussion der Befunde ein und wird methodisch untermauert.

Die *Kapitel 9 bis 12* stellen die Ergebnisse der Analyse des empirischen Materials dar. Partnerschafts-, Elternschafts und Familienleitbilder, die allgemeine Lebensausrichtung, die Trennungsgestaltung und die Nachtrennungselternschaft werden analytisch herausgearbeitet, miteinander verglichen und typisiert.

Kapitel 9 beschreibt vorab die Genderkonzepte, die aus der Typisierung hervorgehen. Besondere Aufmerksamkeit erfahren hier die „emotionalisierten Genderkonstruktionen“, die vor allem – aber nicht nur – in Intentionalen Gemeinschaften zu finden sind. Der Fokus auf Emotionalität macht ‚Fühlen‘ zur Verhandlungssache. ‚Fühlen‘ wird als wichtige Kategorie herausgearbeitet, die eine hegemonial-männliche Geschlechterkonstruktion verdeckt, indem sich Befragte als sensible Männer bzw. als verstehende und verzeihende Frauen darstellen.

In *Kapitel 10* werden zwei Trennungstypen (*Egalität* und *Individuation*) ausführlich vorgestellt, die mittels verschiedener Strategien ein kooperatives Coparenting, teils im Wechselmodell umsetzen können. Der Typus *Egalität* findet sich nur in der Sorgerechtsstudie, der Typus *Individuation* nur in Intentionalen Gemeinschaften.

In *Kapitel 11* stehen drei Trennungstypen im Vordergrund (*Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung*), die vor allem in Intentionalen Gemeinschaften dieses Samples zu finden sind. Vor dem Hintergrund der Genderkonstrukte und der in Kapitel 5 dargestellten Befunde zu bestimmten geschlechtstypischen Kommunikationsstilen und Persönlichkeitsaspekten können hier ambivalente bis problematische Trennungsstrategie nachgezeichnet werden. Teilweise lassen sich emotionale Missbrauchsdynamiken erkennen, die vor allem durch die Vermischung von traditionellen und „reinen“ Partnerschaftsleitbildern zu erklären sind. Obwohl das Coparenting von den Befragten überwiegend als sehr positiv eingeschätzt wird, lassen sich bei genauerem Hinsehen problematische Aspekte der Nachtrennungselternschaft zeigen.

In *Kapitel 12* wird eine *polarisierende* Trennungsstrategie vorgestellt, die aus dem Sample der Sorgerechtsstudie abgeleitet werden. Hier können strittige bis hochstrittige Nachtrennungselternschaften vorgestellt und geschlechtsspezifisch untersucht werden.

In *Kapitel 13* werden die Ergebnisse zusammengefasst und der Beitrag dieser Arbeit zur Trennungs- und Scheidungsforschung diskutiert. Darüber hinaus wird reflektiert, ob Coparenting-Stile mit dem Konzept der „sozialen Nachhaltigkeit“ erfasst werden können. Abschließend wird als zentrale Kernkategorie die *Herstellung von Integrität* formuliert, die den Kern aller sechs Trennungstypen beschreibt. Im Trennungsverlauf wird das eigene Selbst als unversehr, geläutert und gereift konstruiert (vgl. Eckert et al. 2019). Dies geschieht bei den Typen *Distanzierung*, *Vergebung* und *Abwertung* auf geschlechtsspezifische Weise – mit den bekannten Benachteiligungen.

Teil I: Sensitizing Concepts

2 Familien- und Partnerschaftsleitbilder

Familie ist in vielfältiger Weise vorstell- und lebbar. Familienformen lassen sich anhand etlicher Kriterien unterscheiden, z.B. anhand der Größe, der Arbeitsteilung, der Anzahl und Geschlechter der Eltern, der Anzahl der Generationen, des Zustandekommens der Elternschaft, der/des Wohnorte/-s und einiges mehr (vgl. Nave-Herz 2013a). Außerdem lassen sich bestimmte Funktionen von Familie ausmachen, die für die Gesellschaft unverzichtbar sind (Nave-Herz 2018b). Diese Sichtweise tendiert dazu, Familie als eine Art Zulieferer zu betrachten und dabei scheinbar zu übersehen, dass in Familie urmenschliche Bedürfnisse nach Verbindung, Teil-Sein und Individualität verhandelt werden. Karin Jurczyk (2020) plädiert daher für einen „care-zentrierten“ Familienbegriff. Familie ist demnach eine „auf Verbindlichkeit angelegte Sorgebeziehung zwischen Generationen in privaten Kontexten“ (ebd. S. 32). Es besteht also eine Generationenbeziehung, die auf „Verbindlichkeit bei der Verantwortungsübernahme der Sorge“ basiert und im „privaten, lebensweltlichen Kontext“ – im Gegensatz zu einer professionellen und bezahlten Dienstleistung – stattfindet (ebd.) Wie genau Care und Fürsorge in Familien aber aussieht und gestaltet wird, hängt nicht zuletzt davon ab, an welchen Bildern und Vorstellungen von Familie sich die Menschen orientieren.

Zunächst soll ein kurzer Abriss einiger Familienleitbilder gegeben werden, die gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen prägen. Leitbilder bilden nicht die Realität ab. Sie stellen aber Orientierungsmuster dar und sind mit einer „Handlungsmaxime“ verbunden (Diabaté et al. 2018c, S. 11). Leitbilder sind kulturell geprägt, verändern sich und geben an, was in einer Gesellschaft als „normal“ gilt und was zum Beispiel eine „richtige Familie“ und eine gelungene Partnerschaft und Elternschaft ausmachen (vgl. ebd. S. 11, vgl. dazu auch Schierbaum 2013, S. 52). Die Familienleitbildstudie des Bundesinstituts für Bevölkerungswissenschaften (Schneider et al. 2018a)³ zeigt, dass heute viele Partnerschafts- und Familienleitbilder gleichzeitig wirksam sind.

„Leitbilder sind mehr als bloße Normen, sie sind komplexe Programme, die mal mehr oder weniger bildhaft in den Köpfen von Menschen existieren und die notwendig sind, um daran das eigene Handeln auszurichten. Sie sind zentrale (bereits bewährte) Orientierungspunkte und dienen als Schema für das eigene Verhalten.“ (ebd. S. 13)

Familienleitbilder beinhalten immer auch eine Idealvorstellung von Partnerschaft, von Elternschaft und von Geschlechtsrollenbildern. Diese Normalitätsvorstellungen haben zum Beispiel

³ Vom Bundesinstitut für Bevölkerungsentwicklung (BiB) wurden 5.000 20- bis 39-Jährige telefonisch zu ihren Familienleitbildern befragt, Schneider et al. 2018a.

Einfluss auf die Fertilität der Bevölkerung, auf die Einstellungen bezüglich Kinderbetreuung und was unter einer gelungenen Elternschaft verstanden wird und warum in Deutschland Elternschaft mehr mit Angst und Sorge verbunden ist, als in anderen Ländern (vgl. ebd. S. 12). In dieser Arbeit soll beschrieben werden, wie unterschiedliche Leitbilder die Deutung und Gestaltung einer Trennung beeinflussen.

Daher wird im Folgenden einige zentrale historische Familienleitbilder beschrieben, bevor moderne Normalitätsvorstellungen vorgestellt und einige Ergebnisse der aktuellen Leitbildforschung referiert werden.

2.1 Familienbilder mit geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung

Im Zuge zunehmender Individualisierung haben sich die Familienleitbilder und mit ihnen die Erwartungen an Partnerschaft und Familie verändert. Waren sie vor 200 Jahren noch geprägt von klaren schicht- und geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen, so sind sie dies heute, vor allem im akademisch individualisierten Milieu von Gestaltbarkeit und Egalität (vgl. Eckert et al. 2019b, S. 7). Abhängig von Herkunft, Religion und vielem mehr (vgl. Naderi und Robert 2018) können in einer Gesellschaft divergierende Wertvorstellungen gleichzeitig Orientierung geben, zum Beispiel traditionelle Vorstellungen und modern-egalitäre.

In diesem Kapitel sollen einige Familienleitbilder beschrieben werden, um Wert- und Normvorstellungen herzuleiten, die bis heute die Erwartungen an Ehe, Partnerschaft und Familie prägen: Von hierarchischen Familienbildern mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bis zu modernen Vorstellungen einer auf Demokratie und Gleichheit beruhenden „reinen Beziehung“.

2.1.1 Das „Ganze Haus“

Im 18. Jahrhundert orientiert sich das gängige Familienbild an einer „Haushaltsfamilie mit Produktionsfunktion“ (Nave-Herz 2013b, S. 19), dem „Ganzen Haus“. Drei Familien-Generationen leben und arbeiten zusammen mit Hausangestellten (Knechte, Mägde, Lehrlinge etc.) und unverheirateten Verwandten in einem Haus.

Das Bild des Mannes als Alleinverdiener ist damals – außer in sehr wohlhabenden Familien – nicht bekannt (ebd. S. 20). Frauen arbeiten selbstverständlich in Landwirtschaft und Haushalt und nehmen ihre Kleinkinder mit oder lassen sie zuhause, häufig auch nicht von einer erwachsenen Person beaufsichtigt. Die Kindheitsphase als besonders prägende, sensible, schutz- und pflegebedürftige Lebensphase eines Menschen war damals noch nicht bekannt. Ariès

(1996) beschreibt dies unter anderem am Beispiel der Kleidung, der Arbeit und des Spiels (vgl. ebd. 125)⁴.

Abgesehen davon, gab es damals aufgrund der geringen Lebenserwartung und der hohen Sterblichkeit von Müttern im Kindbett bereits eine Vielzahl an Familienkonstellationen, die wir heute Patchwork-, Stief-, Pflege- oder Adoptionsfamilien nennen würden. In Familien mit Produktionsfunktion waren Wiederverheiratungen nach Todesfällen nötig, weil Berufs- und Familienrolle identisch waren und eine Wiederverheiratung der Neubesetzung einer frei gewordenen Stelle gleichkam (vgl. Nave-Herz 2013b, 21ff). Sich als Paar bzw. als Ehepaar zusammen zu schließen hatte vornehmlich Versorgungsgründe. Jenseits der Ehe war es kaum möglich, ein abgesichertes Leben zu führen (Peuckert 2012, S. 29). In bäuerlichen Familien galten zum Beispiel strenge Erb- und Heiratsregelungen („Anerbenrecht“, Bohler 2013, 37ff), die die Mitgift, die Hofgrößen, die Hofübergabe und somit die Vermögensübertragung detailliert regelten⁵. Diese Regelungen und Traditionen gelten teilweise bis heute und tragen zur Reproduktion sozialer Schichtungen bei. Bis heute gilt die Maxime, eine Familie erst dann zu gründen,

⁴ „Wenn man sich ausschließlich auf das Zeugnis der Kleidung beruft, dann ist die Sonderstellung, die man der Kindheit eingeräumt hat, lange Zeit den Knaben vorbehalten geblieben. Es steht fest, dass sie zudem ausschließlich den Kindern bürgerlicher und adliger Familien vorbehalten war. Die Kinder des Volkes, der Bauern, der Handwerker, diejenigen, die auf der dörflichen Promenade, in den Straßen der Städte, in den Werkstätten der Handwerker, den Schenken, den Küchen spielen, tragen immer noch die Kleidung der Erwachsenen: niemals werden sie im Kleid, mit falschen Ärmeln dargestellt. Sie konservieren die alte Lebensweise, bei der die Kinder weder hinsichtlich der Kleidung, noch bei der Arbeit oder beim Spiel von den Erwachsenen getrennt waren.“ (Ariès 1996, S. 125)

⁵ Bourdieu (2008) untersucht in den 1960er Jahren die problematische Ehelosigkeit in der bäuerlichen Gesellschaft Frankreichs und beschreibt die Reproduktionsstrategien hinter den Heiratsstrategien. Eine Eheschließung basiert in dieser Untersuchungsgruppe nicht auf Gefühlen, Sympathie oder Anziehung, sondern ist Angelegenheit der gesamten Gruppe, denn sie hat Einfluss auf das Fortbestehen und die Ökonomie der bäuerlichen Betriebe zweier Familien: „Es war die Familie, die heiratete, und man vermählte sich in einer Familie.“ (Bourdieu 2008, S. 19). Bourdieu beschreibt wie die durch die traditionelle Vererbung des Hofes an den erstgeborenen Sohn eine Landflucht ausgelöst wurde. Damit einher geht die Abwertung des bäuerlichen Lebensstils durch die ökonomische und vor allem symbolische Öffnung der bäuerlichen Welt. Bäuerliche Umgangsformen, Lebensstil, Kleidung und Körper formen einen Habitus, der im Vergleich zum städtischen unattraktiv geworden ist. Bourdieu beschreibt einen sogenannten Hystereseeffekt, der sich in der inneren Zerrissenheit der Bauern ausdrückt, die für ihre Söhne Bäuerinnen, für ihre Töchter aber eher Städter zum Heiraten suchen: „Es ist, als würde sich die symbolisch beherrschte Gruppe gegen sich selbst richten.“ (Bourdieu 2008, S. 229)

wenn man sie materiell gut versorgen kann. Diese Grundvoraussetzung für die Familiengründung beschränkt sich heute mit dem Leitbild der „verantworteten Elternschaft“ nicht nur auf die finanziellen Aspekte, sondern auch die zeitlichen und die mitzubringende Fähigkeit, die Kinder auch optimal zu fördern (vgl. Ruckdeschel 2018, S. 192).

Zwar hat das „Ganze Haus“ auf den ersten Blick einen gemeinschaftlichen und verbindenden Charakter, der auch heute noch, zum Beispiel in TV-Serien wie „Downton Abbey“ romantisiert dargestellt wird. Das „Ganze Haus“ war aber eine streng patriarchal organisierte Gemeinschaft mit „affektiv-neutralen“ bzw. emotionsarmen Beziehungen zwischen den Partner/-innen genau wie zwischen Eltern und Kindern (Peuckert 2019, S. 13). Der Patriarch stand der Hausgemeinschaft vor und es stand ihm zu, in allen Bereichen zu bestimmen, einzugreifen und zu sanktionieren (Schierbaum 2013, S. 55; Lück und Ruckdeschel 2018, S. 62).

2.1.2 Bürgerliches Familienmodell

Mit der Industrialisierung, der Fabrikarbeit und der Verstädterung entsteht eine wohlhabende Bürgerschicht, die das Ideal der bürgerlichen Familie prägt. Zum bürgerlichen Familienleitbild gehört die Entdeckung der Emotionen und Gefühle. Jetzt heiraten Mann und Frau aus Liebe und haben eine romantische Vorstellung von der Ehe (Burkart 2018, S. 64). Sie werden als zwei entgegengesetzte Teile verstanden, die zu einem Ganzen fusionieren und nur in der Einheit Glück finden können (Nave-Herz 2013b, S. 26). In dieser Vorstellung müssen sich die Liebenden mit passenden Charakteren zusammen finden, können sich dann symbiotisch ergänzen und so eine lebenslang glückliche Ehe zu führen⁶. Erstmals liegt der Sinn der Ehe in der gegenseitigen Liebe begründet (Ariès 1996; vgl. hierzu z.B. Ariès 1996; Nave-Herz 2013b; Burkart 2018, 65ff; Lenz 2013, 106f). Gleichzeitig findet ein „Distanzierungsprozess“ (Nave-Herz 2013b, S. 24) zwischen den Familienmitgliedern und den familienfremden Personen statt und Privatheit entsteht. Vorher lebten, arbeiteten und schliefen die Menschen in einem Raum, ob sie miteinander verwandt waren oder nicht⁷. Jetzt wird die Familie wird zu einem privaten

⁶ Diese Vorstellung findet man schon bei Platon bzw. in dem Platonischen Modell des Kugelmenschen. Liebe wird in der Verschmelzung zweier zueinander gehörender Teile gesehen, die die Götter einst getrennt haben (vgl. Burkart 2018, S. 4)

⁷ „Dieses große Haus spielte eine öffentliche Rolle. In einer Gesellschaft ohne Café, ohne public house war es der einzige Ort, wo Freunde, Kunden, Verwandte, Protégés zusammentreffen und sich unterhalten konnten. Zu den Bediensteten, Geistlichen und Kommis, die ständig dort wohnten, muss man noch den unablässigen Strom der Besucher hinzuzählen. (...) Alles wurde in denselben Zimmern abgewickelt, in denen man mit der Familie lebte. (...) Man lebte in Allzweckräumen. Dort aß man auch, aber

Raum und einer abgeschlossenen Gemeinschaft. Damit einher geht die strikte Trennung von geschlechtsspezifisch zugeschriebenen Sphären (Burkart 2018, 68ff). Der familiäre Bereich wird der Ehefrau zugewiesen und gilt als privat. Der öffentliche Bereich und die Arbeitswelt werden dem Ehemann zugewiesen (Nave-Herz 2013b, S. 24). Die bürgerliche Ehefrau ist zwar ihrem Mann prinzipiell gleichgestellt, Ansehen und Anerkennung erfährt sie aber ausschließlich für ihre emotionalisierte Arbeit in Haus und Familie. Sie wird zur „Gefühlsspezialistin“ (Peuckert, 2019, S. 26). Die „Hausherrin“ hat die Aufgabe, den gesamten Haushalt zu organisieren, die Kinder zu versorgen und nach christlichen Werten zu erziehen. Beide Eltern sind „im Interesse an der Aufzucht wohlgeratener und wohlerzogener Kinder“ miteinander verbunden (Schierbaum 2013, S. 64), aber in völlig unterschiedlichen Sphären, die in einer symbiotischen arbeitsteiligen Spezialisierung der Geschlechter miteinander verschmelzen und Abhängigkeiten hervorbringen.

In diese Zeit wird das Auftauchen einer „strengen Rollenverteilung im Sinne patriarchalen Autoritäts- und Abhängigkeitsdenken“ (Weber-Kellermann 1996, S. 117) verortet, in der das Machtgefälle der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung offen zutage tritt und als biologistisch begründetes Recht des Mannes eingefordert wurde. Er ist nun auch in der Familie das Oberhaupt, fordert Gehorsam, darf Ehefrau und Kinder strafen und setzt seine Erziehungsvorstellungen durch. Schierbaum (2013) konstatiert, dass die Mutter und Hausfrau nie zuvor in der Geschichte eine „solch untergeordnete Stellung innerhalb der Familie“ innehatte, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (ebd. S. 65).

Die 1950er Jahre „Hausfrauenehe“ fußt auf dieser bürgerlichen Familienvorstellung. Das bürgerliche Familienleitbild mit seiner strikten Zuschreibung konträrer Verhaltensweisen auf genau zwei Geschlechter und dem Mann als Vorsteher der Familie, wurde mit zunehmendem Wohlstand für für weite Teile der Bevölkerung in den 1950er bis in die 70er Jahre hinein tatsächlich lebbar⁸. Die enge Verknüpfung von bezahlter Erwerbsarbeit an Männlichkeit im Ge-

nicht etwa an für diesen Zwecke reservierten Tischen: den berühmten ‚Eßzimmertisch‘ gab es nicht. (...) In denselben Räumen, in denen man aß, schlief man auch, tanzte und arbeitete und empfing die Besucher.“ (Ariès 1996, 140ff)

⁸ Nave-Herz 2012 zeigt allerdings, dass die Vorstellung eines strengen autoritären Vaters der 50er und 60er Jahre nicht der Mehrheit der damaligen Väter entsprach. Der alles bestimmende Patriarch kam wohl eher in den finanziell gut gestellten Oberschichten vor. Vielmehr scheint der Vater zu dieser Zeit in der Familie eine Leerstelle gewesen zu sein. Pross (1981) veröffentlicht 1978 die Ergebnisse von Gruppendiskussionen mit Männern zwischen 20 und 50 Jahren zum Thema, welche Erwartungen und

gensatz zu unbezahlter weiblicher Care-Arbeit erhärtet sich in dieser Zeit. Geschlechtsspezifische Machtunterschiede und Abhängigkeiten leiten sich daraus ab und werden ab den 70er Jahren von Frauenbewegungen massiv hinterfragt und angeprangert⁹. Geschlechtsspezifische Benachteiligungen werden unter Aspekten des Konstruktivismus (Doing Gender, vgl. West und Zimmermann 1987) und des symbolischen Interaktionismus, der soziale Phänomene als Ergebnisse gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse begreift (Zuschreibungs- und Labelingprozesse, Becker 1967) betrachtet und als Kritik am Patriarchat und männlicher Vorherrschaft hervorgebracht und diskutiert.

Trotz alledem ist das bürgerliche Familienideal bis heute eine mächtige Orientierungsfolie für Familien (Jurczyk et al. 2014, S. 8). Dies zeigt sich auch in dem Ergebnis der Leitbildbefragung. Fast alle Befragten identifizieren die Kernfamilie – Mutter, Vater, Kind – eindeutig als Familie (Lück und Ruckdeschel 2018, S. 74). Gleichgeschlechtliche Paare, Paare ohne Kinder, nichteheliche Lebensgemeinschaften und andere Konstellationen, in denen Kinder aufwachsen, werden hingegen nur von jeweils einem Viertel bis zu einem Drittel der Befragten als Familie bezeichnet (ebd. S. 74). Die Leitbildstudie zeigt aber auch, dass nur ein Fünftel ausschließlich die Kernfamilie als einziges Familienmodell identifizieren. Die meisten können sich mehrere Varianten als Familie vorstellen (ebd.). Es ist nicht mehr eindeutig klar, welche Konstellationen des Zusammenlebens und der Intergenerativität eine Familie darstellen und welche ganz bestimmt nicht. Zunehmend werden auch emotionale Aspekte berücksichtigt und die Beziehungsqualität wird ebenfalls als Kennzeichen der Familie gewertet. Daran zeigt sich, dass Familie heute zunehmend eine aktive Reflektions- und Herstellungsleistung darstellt.

Vorstellungen mit der Position des „Vaters“ verbunden werden. Die befragten Männer berichteten allerdings ausführlich von der Position der Mutter – zum Vater fällt ihnen auffallend wenig ein (Nave-Herz 2012, S. 56). Dies legt die These nahe, dass die männliche Nachkriegsgeneration – häufig selbst ohne Vater aufgewachsen und ohne Möglichkeit, Kriegstraumata zu verarbeiten – kein Bild einer positiven Männlichkeit bzw. Väterlichkeit zur Verfügung hatte und sich daher zum Teil aus dem aktiven Familienleben z.B. mittels Berufstätigkeit zurück zog bzw. emotional distanzierte, vgl. Mitscherlich 2003.

⁹ Beispielsweise wurde Petra Kelly noch 1983 im Deutschen Bundestag regelrecht ausgelacht, als sie die Frage stellte, ob die überwiegend männlichen Abgeordneten dafür seien, Vergewaltigung in der Ehe ins Strafgesetzbuch aufzunehmen. Erst 1997 trat ein solches Gesetz in Kraft (Kelly 1983).

2.2 Egalität und „reine“ Beziehung

Gleiche Rechte und verbesserte Zugänge zu Bildung führen ab den 1970er Jahren dazu, dass sich eine allgemeine Haltung bei Frauen durchsetzt, nicht mehr „nur“ Hausfrau sein zu wollen, sondern gleichberechtigt, berufstätig und finanziell unabhängig. Die neuen Unabhängigkeitsbestrebungen der Frauen bewirken, dass sie als Lebenspartner nicht mehr in erster Linie einen Versorger suchen, sondern jemanden, mit dem sie eine Partnerschaft führen können. Ehe wird zunehmend als gleichberechtigte Partnerschaft verstanden, weniger als Institution und sicherer Rahmen für die Familiengründung (Peuckert, 2019, S. 68). Dies trifft insbesondere auf ein akademisch gebildetes, städtisches Milieu zu, das in der Partnerschaft Egalität und Selbstverwirklichung anstrebt (Ebert et al. 2019, S. 7). Qualität und Ausgestaltung der Partnerschaft gewinnen an Bedeutung.

Anthony Giddens (1993) führt in seinem Buch „Wandel der Intimität“ die grundlegenden Veränderungen der Erwartungen an Beziehung und Intimität darauf zurück, dass Sexualität und Liebe in der Moderne gestaltbar und wählbar werden und dazu dienen, Identität herzustellen (vgl. Burkart 2006, S. 4741). Giddens führt die Begriffe „reflexive monitoring“ und „life politics“ ein und verweist damit auf die Selbstreflexivität autonomer Individuen, die ihr Leben bewusst reflektieren, planen und steuern. Moderne Menschen müssen sich die Frage selbst beantworten: „How shall we live after the end of nature and the end of tradition?“ (Giddens 1994, S. 246)

Es gibt kaum noch den Zwang, gesellschaftliche Vorgaben oder Traditionen zu befolgen. Soziale Beziehungen werden aus den lokalen Kontexten gelöst (vgl. Burkart 2006, S. 4741). Dies führt zu einer Transformation der Geschlechterbeziehungen, lockert das Aufeinander-Bezogen-Sein und macht die Geschlechter egalitärer. Die Ansprüche an eine Beziehung steigen. Motor dafür sind vor allem die jungen Frauen (vgl. ebd. S. 63-64), die in einer Partnerschaft emotionale und sexuelle Erfüllung und Entwicklung suchen und teilweise Widersprüche zu moralischen Vorstellungen überbrücken müssen, mit denen sie aufgewachsen sind (ebd.). Giddens betont die Herauslösung aus Strukturkriterien wie Ehe oder Heterosexualität und die Reduktion der „reinen Beziehung“ auf Intimität:

„Die reine Beziehung ist Teil einer tiefgreifenden Neustrukturierung der Intimität. Sie taucht in anderen sexuellen Kontexten neben der heterosexuellen Ehe auf; sie ist teilweise in ihren kausalen Zusammenhängen der modellierbaren Sexualität sehr ähnlich. Der ganze Komplex der romantischen Liebe hat dazu beigetragen, dass der reinen Beziehung im Bereich der Sexualität ein Weg gebahnt worden ist, trotzdem wird diese nun selbst durch genau jene Entwicklungen unterlaufen, die sie selbst in Gang gebracht hat.“ (Giddens 1993, S. 69)

Aufgrund ihrer gewonnenen Unabhängigkeit besteht die „individualisierte Ehe/Partnerschaft“ (Peuckert 2019, S. 69) nur solange, wie beide Partner dies wünschen.

„Im Zentrum der reinen Beziehung steht Intimität. Die reine Beziehung fordert Offenheit und Kommunikation und eine Gleichheit der Partner. Sie ist tendenziell demokratisch, gleichberechtigt, frei von Macht- und Gewaltverhältnissen.“ (ebd.)

Intimität braucht Vertrauen und Verlässlichkeit zwischen den Partner/-innen und steht somit in gewisser Weise im Widerspruch zur Offenheit und Freiwilligkeit der „reinen Beziehung“.

Besonders die Schwulen- und Lesbenbewegung hat die Orientierung an einem bürgerlichen Familienleitbild für Abweichungen geöffnet. Homosexuelle Beziehungen machen deutlich, wie das Zusammensein ausgehandelt werden muss, wenn es einem nicht „auf den Leib“ geschrieben ist (Hite und Peters 1990). Gerade die offensichtlich unkonventionellen Beziehungen haben kein Skript. Akteure müssen ihre Rollen, Verhaltensweisen, ihre Sexualität und wie sie mit Konflikten umgehen, ausprobieren und selbst herausfinden, wie es gehen könnte. Gleichgeschlechtliche Paare haben keine internalisierten geschlechts-spezifischen Machtstrukturen oder Hierarchien. Sie agieren daher auf Augenhöhe. Insofern sieht Giddens in ihnen Pioniere der „reinen Beziehung“, (vgl. Giddens 1993, S. 148–149; vgl. auch Burkart 2018, 244ff). Insbesondere die Frauen sind es, die in Gesprächen reflektieren und aushandeln, wie ihre Beziehung aussehen soll (ebd.). Die „reine Beziehung“ entsteht durch aktive, kommunikative und emotionale Arbeit beider Partner. Diese Art der Beziehungsarbeit fällt Frauen aufgrund ihrer Sozialisation leichter als Männern, was ein Grund dafür sein könnte, warum Frauen häufiger eine Trennung initiieren (Peuckert 2019, S. 69).

Hier deutet sich bereits eine Schwierigkeit an, die „individualisierte Paarbeziehung“ mit den Anforderungen des Familienlebens zu vereinen. Care- und Familienarbeit muss verlässlich erledigt werden, die „reine Beziehung“ basiert allerdings auf Gefühl, Intimität und Freiwilligkeit. Nicht das verbindliche, partnerschaftliche Tun steht im Zentrum, sondern die Beziehung an sich, die reine Intimität, nicht die Menschen. Zielsetzung der reinen Beziehung ist die emotionale Befriedigung der Partner (ebd.). Die Idee der „reinen Beziehung“ läuft daher Gefahr, rein hedonistisch und per definitionem ohne jede Verbindlichkeit zu sein:

„Dadurch ist ihre Stabilität riskiert, ja, es gehört zu ihrer Reinheit, prinzipiell instabil, episodisch zu sein, sie verriete ihre Prinzipien, wenn sie Dauer um die Dauer willen anstrebte.“ (Schmidt 2011, S. 72)

Giddens (1993) stellt lapidar fest: „Ein Gleichgewicht zwischen Autonomie und Abhängigkeit herzustellen, ist schwierig“ (ebd. S. 154), und sieht die Grundvoraussetzung der „reinen Beziehung“ daher in Vereinbarungen und gemeinsamen Reflektionsprozessen.

Die hohen Erwartungen an eine „reine Beziehung“ sind demnach nur dann mit Care-Arbeiten vereinbar, wenn dafür verlässliche Strukturen geschaffen sind, in denen die Bedürfnisse jedes

Einzelnen verlässlich berücksichtigt werden. Für Giddens sind hierfür „bewegliche“ bzw. flexibel veränderbare, gemeinsam erarbeitete Verträge und Machtreflexion nötig. Machtmechanismen zwischen den Geschlechtern im Sinne eines vergeschlechtlichen Habitus sind derart inkorporiert und internalisiert (vgl. Bourdieu 2005; Koppetsch und Burkart 2008), dass sie nicht verändert werden können, wenn man sich nicht vertraglich auf deren Reflexion verpflichtet.

„Die Macht der Geschlechterdifferenz, die ihren Niederschlag im sozialen Leben findet, bleibt wahrscheinlich unverändert, wenn Individuen es ablehnen, ihr eigenes Verhalten und dessen implizite Rechtfertigungen reflexiv zu untersuchen. Wie einfältig solche Regeln auch immer erscheinen mögen, so helfen sie doch, wenn sie erfolgreich angewandt werden, dabei, die Handlungen des einzelnen von dem unbewußt ablaufenden Machtspiel abzubringen. Grundsätzlich dienen sie dazu, ein höheres Maß an Autonomie herzustellen, während sie gleichzeitig Respekt vor dem anderen fordern.“ (Giddens 1993, S. 209)

Bewegliche Verträge sollen unbewusste Machtstrukturen in der Kommunikation und in Interaktionsmustern aufdecken und verhindern. Sie bieten Anlass das eigene Verhalten zu reflektieren.

Insbesondere in „offenen“ und polyamoren Beziehungsformen zeigen sich Aspekte der „reinen Beziehung“. Es gilt die Aushandlung als zentrale Anforderung an die Beziehungsgestaltung, wie Schadler und Villa (2016) in ihrer qualitativen Untersuchung von polyamoren Paaren herausfinden. Anhänger polyamorer Beziehungen grenzen sich teilweise von „offenen“ Beziehungsformen ab, in denen es ihrer Ansicht nach hauptsächlich um sexuelle Promiskuität geht, nicht aber um echte parallele Liebesbeziehungen (vgl. ebd. S. 13). Schadler und Villa stellen fest, dass es in polyamoren Beziehungen häufig nicht um eine feministische, antikapitalistische Gegenbewegung geht, sondern vor allem um „Persönlichkeitsentfaltung und Selbstbestimmung“ (ebd.). Menschen in polyamoren Beziehungen lassen sich auf intensive „‘reflexive‘ Aushandlungsprozesse“ ein (ebd. S. 24), die die Mehrfachbeziehungen zusammenhalten und zu einem zeitintensiven Unterfangen werden lassen. Es entstehen auf diese Art „Polyviduen“, die „gleichzeitig Gruppenindividuen und situative Einzelne“ sind, „mit Bedürfnissen, die in einer spezifischen Praxis als individualisiert und ‚ureigen‘ erscheinen“ (ebd.).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die hohen Anforderungen an eine individualisierte Partnerschaft hinsichtlich Emotionalität, Glück und Wohlbefinden ein hohes Maß an Reflektiertheit voraussetzen. Männer und Frauen stehen vor der Herausforderung, gemeinsam ihren Lebensstil zu wählen, sich selbst zu verwirklichen, alltäglich nötige Arbeiten zu erledigen und dafür selbst die nötigen Absicherungen zu treffen. Es wäre daher nötig, eigene internalisierte Verhaltensweisen und Kommunikationsstile, die traditionell und patriarchal geprägt sein könne, bewusst zu verändern.

Heutige Vorstellungen und Erwartungen an Familie und Partnerschaft sind historisch von einer (meist völlig) romantisierten Vorstellung geprägt: von einer Gemeinschaft, die als Familie im „Ganzen Hauses“ füreinander sorgend zusammenlebt, von traditionell-bürgerlichen und dyadische Partnerschaftsleitbildern, mit sich komplementierenden Genderkonzepten. Diese Leitbilder stehen im Widerspruch zu individualisierten, emotionalisierten Erwartung auf Glück, Erfüllung zwischen gleichberechtigten, finanziell unabhängigen Partnern. Diese Widersprüche zeigen sich in der aktuellen Koexistenz widersprüchlicher Partnerschafts- und Elternschaftsleitbilder, die im nächsten Kapitel erläutert werden.

2.3 Partnerschafts- und Elternschaftsleitbilder

Für die Studie „Familienleitbilder“ des Bundesinstituts für Bevölkerungsentwicklung wurden 5000 20- bis 39-Jährige zu ihren Familienleitbildern telefonisch befragt (Schneider et al. 2018a). Die Forscher/-innen gehen von Partnerschaftsleitbildern aus, die zwischen den Polen *traditionell* und *egalitär* zu verorten sind. Traditionell meint die bürgerliche Partnerschaftsidee, mit dem Mann als Entscheider und Ernährer und geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung. Egalitär steht am anderen Ende des Spektrums und wird mit geschlechtsunspezifischer Aufgabenteilung und einem hohen Maß an Unabhängigkeit in Verbindung gebracht (Diabaté 2018b, S. 80).

Zunächst zeigt die Studie, dass der Großteil der Befragten davon ausgeht, dass „Menschen nur in einer festen und stabilen Partnerschaft glücklich sein“ können. Männer und Frauen unterscheiden sich in dieser Einschätzung nicht. Außerdem sind die meisten davon überzeugt, dass die „Ziele des Paares wichtiger sind, als die des Einzelnen“ (ebd. S. 81). Interessant ist, dass wesentlich mehr Männer (68,2%) als Frauen (50,9%) diesem Statement zustimmen. Dies zeigt schon die hohe Akzeptanz eines fusionsorientierten Partnerschaftsleitbildes, in dem die Partner/-innen miteinander verschmelzen, um die Ziele des Paares zu erreichen. Eigene Ziele sind dem unterzuordnen.

Es konnten vier Partnerschaftsleitbilder identifiziert werden:

Das „fusionsorientierte“ Partnerschaftsleitbild umfasst die Vorstellung, dass Glück durch Partnerschaft erzielt wird. Zwei Menschen verschmelzen zu einem „Wir“ und verfolgen gemeinsame Ziele wie zum Beispiel meist die Gründung einer Familie. Zu diesem Leitbild gehört auch eine hohe Eheorientierung (vgl. ebd. S. 89).

Das „bürgerlich-konventionelle“ Leitbild bezieht sich weitestgehend auf das bürgerliche Familienleitbild, mit dem Mann, der die Entscheidungen trifft und der höher gebildet ist als die Frau. Zu dieser Vorstellung gehört auch, dass die Frau (selbstverständlich) den Namen des Mannes annimmt (vgl. ebd.).

Das „assoziativ-moderne“ Partnerschaftsleitbild fokussiert auf Liebe und erfüllender Sexualität. Die Partner/-innen gewähren sich gegenseitig Freiräume, und Autonomie ist ein hoch angesehener Wert. Die Partner/-innen sind jede/-r für sich finanziell abgesichert (ebd.). Dieses Leitbild ist deutlich geprägt von dem Partnerschaftsbild der „reinen Beziehung“.

Das „eheablehnend-instabile“ Partnerschaftsleitbild geht nicht von der Dauerhaftigkeit der Beziehung aus und steht der Partnerschaft insgesamt kritisch gegenüber (vgl. ebd.).

Ein wichtiges Ergebnis dieser Studie ist, dass Aspekte verschiedener Leitbilder gleichzeitig vertreten werden und es zahlreiche Schnittmengen gibt (vgl. ebd. S. 90). In der Studie wurde zwischen individuellen Leitbildern und Leitbildern, die man gesellschaftlich für allgemein gültig hält, unterschieden. Auf der individuellen Ebene befürworteten fast alle Befragte das assoziativ-moderne Partnerschaftsleitbild, gehen aber davon aus, dass dies gesellschaftlich kaum als legitime Lebensform angesehen wird (ebd.). An zweiter Stelle wird das fusionsorientierte Partnerschaftsleitbild befürwortet (54,1%), gefolgt von dem bürgerlich-konventionellen (34,7%). Das eheablehnende-instabile Partnerschaftsleitbild befürworteten immerhin knapp 30% (vgl. ebd. S. 90). Die Leitbilder weisen auf individueller Ebene große Schnittmengen auf, da die assoziativ-modernen Erwartungen an Partnerschaft große Zustimmung erfahren, aber auch der Wunsch nach finanzieller Absicherung und Eheschließung, wenn das Paar dauerhaft zusammen lebt (ebd. S. 92), was eher den bürgerlichen Vorstellungen entspricht. Das heißt: Trotz Individualisierung streben die Menschen nach Sicherheit und der Verschmelzung in einer auf Dauer angelegten Partnerschaft, die aber auch bestimmte Glückserwartungen erfüllen soll.

Außerdem zeigt die Studie, dass die Zustimmung zu bürgerlich-traditionellen Werten mit dem Bildungsstand abnimmt (ebd. 93). Laut Eckert et al. (2019), orientiert sich das individualisierte, akademisch gebildete Milieu in besonderem Maße an dem Beziehungsleitbild einer egalitären Partnerschaft und einer Gleichheit der Geschlechter (ebd. S.7). Selbstverwirklichung wird im beruflichen Bereich gesucht und stellt einen wichtigen Wert dar. Es fällt allerdings auf, dass ein egalitäres Partnerschaftsleitbild mit geschlechtssymmetrischer Aufgabenteilung in der Leitbildstudie fehlt. Es bleibt auch unklar, wie die Arbeitsteilung bei der Fusionsorientierung organisiert wird. Das Verschmelzen zu einem „Wir“ bedeutet ja nicht automatisch, dass die Arbeiten fifty:fifty aufgeteilt werden.

Die Befunde der Elternschaftsleitbilder deuten vielmehr darauf hin, dass eine symmetrische Aufteilung der Haushalts- und Care-Leistungen nicht Teil der gängigen Leitbilder in Deutschland ist.

Elternschaft wird vor allem von dem Leitbild der „verantworteten Elternschaft“ (Ruckdeschel 2018) geprägt. Laut dieses Leitbilds soll Elternschaft erst dann angestrebt werden, wenn man es sich finanziell leisten kann und die nötige Zeit und Kompetenz mitbringt, die Kinder auch optimal zu fördern. Die Anforderungen an Erziehung und Bildung sind gestiegen und es gilt ein „Fördergebot“, dem die Annahme zugrunde liegt, dass Kinder „nicht von alleine groß“ werden (ebd. S. 191). Die Erziehungsaufgabe wird als herausforderungsvoll und anstrengend wahrgenommen. Verantwortete Elternschaft bedeutet außerdem, dass Kinder kein „Schicksal“ sind, sondern die Folge einer bewussten Entscheidung, für die jede/-r „gerade stehen“ muss (ebd. 192). Erziehung stellt in dieser Vorstellung eine sehr „anspruchsvolle Aufgabe“ dar, der

nicht jede/-r in gleicher Weise gewachsen ist. Verantwortete Elternschaft bedeutet auch, dass Eltern eigene Bedürfnisse für ihr Kind zurückstellen, dass Kinder Hilfe beim Großwerden brauchen (hier stimmen 90 % der Befragten zu) und dass man „bei der Erziehung viel falsch machen kann“. Es finden sich interessante Unterschiede zwischen dem, was auf persönlicher Ebene unter „verantworteter Elternschaft“ verstanden wird und den gesellschaftlich angenommenen Erwartungen an Elternschaft. „Nur ein gutes Viertel der Befragten ist persönlich der Meinung, dass Kinder absolut an erster Stelle stehen sollten, als gesellschaftliches Leitbild wird dies dagegen von 44,7 % wahrgenommen“ (ebd. 197). Männer fordern signifikant häufiger als Frauen, dass Kinder oberste Priorität einnehmen sollten und Eltern eigene Bedürfnisse zurückstellen sollen (knapp 31% zu 21,3 %). Die Interpretation liegt nahe, dass diese Diskrepanz damit zu erklären ist, dass Männer implizit davon ausgehen, dass Frauen die Kinderbetreuung hauptsächlich übernehmen, sie selbst also wenig davon betroffen sind (vgl. ebd.). Diese Annahme könnte auch erklären, warum Männer häufiger befürworten, dass die Ziele des Paares über denen des Einzelnen stehen. Sie gehen unter Umständen selbstverständlich davon aus, dass ihre individuellen Ziele auch die ihrer Partnerin und damit des Paares sind.

Eine große Diskrepanz zeigt sich in der Annahme, dass die alleinige Betreuung durch die Mutter das Beste fürs Kind darstellt. Auf der persönlichen Ebenen stimmen hier nur 15,2 % zu, allerdings nehmen 57,4% an, dass dies gesellschaftlich so eingeschätzt wird (ebd. 198).

Dem Gebot der „Mutternähe und Aufopferung“ stimmen weit weniger Befragte zu als der Annahme, dass Kinder beim Aufwachsen Hilfe und Förderung benötigen. Die vorgenommene Typisierung der Elternschaften zeigt, dass vor allem die sogenannten „ambitionierten Eltern“ die Auffassung vertreten, dass der Förderbedarf der Kinder allein bzw. hauptsächlich durch die Eltern gedeckt werden sollte. Sie stehen auch der externen Kinderbetreuung sehr negativ gegenüber. Dieser Elterntyp ist geprägt von Männern und Kinderlosen, also einer Gruppe, die im Allgemeinen wenig mit der alltäglichen Kinderbetreuung zu tun hat (vgl. ebd. S. 201). Interessanterweise konnte dem Elterntyp der „distanzierten Eltern“ (ebd.) vor allem Frauen und tatsächliche Eltern zugeordnet werden. Diese Gruppe steht dem Leitbild der „Verantworteten Elternschaft“ eher kritisch gegenüber. „Sie nehmen Elternschaft nicht als Arbeit wahr, externe Kinderbetreuung wird positiv bewertet und Kinder werden nicht als absolute Priorität bewertet“ (ebd.).

Dass Kinder Förderung benötigen ist allgemeiner Konsens. Anders verhält es sich mit dem Gebot der Mutternähe. Hier gibt es große Unterschiede zwischen den Gruppen, was darauf schließen lässt, dass das Leitbild gerade an dieser Stelle in Veränderung begriffen ist (vgl. ebd. S. 203).

Die Analyse der Mutterleitbilder (Diabaté 2018a) spiegelt die Zerrissenheit zwischen unvereinbaren Erwartungen an Mutterschaft, die zwischen „Autonomie und Aufopferung“ (ebd.) zu verorten sind. Drei Viertel der Befragten vertreten die Vorstellung, dass Mütter zuhause ihren Kindern helfen, gleichzeitig erwerbstätig und vom Partner unabhängig sein sollen (ebd. S. 223). Die Vorstellung unabhängig sein zu müssen und gleichzeitig die Hauptverantwortung für die Förderung von und Fürsorge für die Kinder zu tragen, zeigt nach wie vor „ungelöste Widersprüche“ (ebd.).

Anders gelagert, aber ebenso widersprüchlich sind die Erwartungen an Vaterschaft, die sich zwischen „Ernährer und Erzieher“ bewegen (Lück 2018). Bemerkenswert ist, dass die persönlichen und gesellschaftlich angenommenen Vaterschaftsbilder teilweise spiegelverkehrt sind: Auf der persönlichen Ebene vertritt die Mehrheit der Befragten das Bild einer „aktiven Vaterschaft“. So stimmen der Aussage „Für ein Kind ist es nicht gut, wenn der Vater die Erziehung allein der Mutter überlässt“ 75,3% zu, wohingegen der Aussage „Es liegt nicht in der Natur des Mannes, Hausmann zu sein.“ nur 26,4 % zustimmen (ebd. S. 232). Die Einschätzung der gesellschaftlichen Wahrnehmung einer geglückten Vaterschaft ist hingegen konträr. Nur etwas mehr als ein Drittel glauben, dass es gesellschaftlich akzeptabel sei, wenn der Vater die Erziehung nicht nur der Mutter überlässt, wohingegen zwei Drittel denken, dass gesellschaftlich davon ausgegangen wird, dass es nicht in der „Natur des Mannes liegt, Hausmann zu sein“ (ebd.). Drei Viertel glauben, dass andere denken, dass ein Mann in erster Linie seine Familie ernähren muss (ebd.), auf der persönlichen Ebene glauben dies nur knapp 29 %. Der Autor kommt zu folgendem Schluss:

„Während auf persönlicher Ebene das Leitbild des ‚aktiven Vaters‘ deutlich weiter verbreitet ist, dominiert auf gesellschaftlicher Ebene das des ‚Familienernährers‘. Obwohl sich also die Menschen in ihren subjektiven Vorstellungen dessen, was ein guter Vater tun sollte, heute stark an einer gemeinsamen partnerschaftlichen Zuständigkeit für Beruf und Familie orientieren, existiert das Bild des exklusiv auf die Erwerbsarbeit fokussierten bürgerlichen Familienvaters noch deutlich in ihren Köpfen. Das Bild mag negativ gesehen werden, aber es ist deutlicher ausgeprägt als das des ‚aktiven Vaters‘. Zudem wird vom Leitbild des ‚Familienernährers‘ angenommen, dass eine Mehrheit der Gesellschaft hinter ihm stünde, weshalb es sehr wahrscheinlich auch in hohem Maße handlungsrelevant ist (...).“ (ebd. S. 243, Hervorhebungen im Original)

Diese Befunde der Leitbildstudie zeigen, dass traditionell bürgerliche Geschlechtsrollen, die Abhängigkeiten und Machtungleichgewichte beinhalten, wichtige Orientierungswerte darstellen, auch wenn sie individuell eher abgelehnt werden. Die Befunde deuten insgesamt darauf hin, dass Leitbilder in Bewegung geraten sind, hinterfragt werden, sich aber neue Handlungsnormen erst herausbilden und etablieren müssen.

Dass dies nicht ‚einfach so‘ passiert, könnte daran liegen, dass Emotionalität, Bezogenheit auf andere und Schwäche nicht einfach mit Männlichkeit vereinbar sind. Die Konstruktion von Geschlecht und von Familie sind eng miteinander verbunden, bedingen sich gegenseitig. Buschmeyer et al. (2020) gehen auf die Herausforderung ein, Familie herzustellen, ohne benachteiligende Geschlechtsrollen zu reproduzieren. Familie steht immer unter einem „Natürlichkeitsverdacht“ (ebd. S. 100), aus dem sich die Geschlechtsunterschiede scheinbar natürlich und automatisch ableiten.

Im nächsten Kapitel wird daher Geschlecht als soziales Konstrukt beschrieben und auf Connells Theorie der „Hegemonialen Männlichkeit“ eingegangen. Connell sieht Geschlecht als Strukturprinzip, um ein Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern herzustellen.

2.4 Genderkonzepte

Partnerschafts- und Familienleitbilder sind eng mit Genderkonzepten verknüpft (vgl. Buschmeyer et al. 2020). Daher beginnt dieses Unterkapitel damit, Raewyn Connell folgend, Gender als Strukturmerkmal eines machtungleichen Geschlechterverhältnisses zu beschreiben, das weitreichende Folgen auf Persönlichkeit und individuelles Verhalten hat. Es werden alternative Männlichkeiten beschrieben, die sich bewusst nicht hegemonial, nicht-dominant und nicht-sexistisch zeigen möchten. Bewusst nicht-hegemoniale Geschlechtsrollen sind mit hin schwer umzusetzen, wobei milieuspezifische Unterschiede aufgezeigt werden. Es stellt sich abschließend die Frage, wie neue Genderkonzepte entstehen könnten, die nicht auf Dominanz und Unterdrückung beruhen.

2.4.1 Gender als Strukturkategorie

Geschlecht wird hier mit West und Zimmermann (1987) als eine soziale Konstruktion verstanden. Danach werden Weiblichkeit und Männlichkeit nicht in erster Linie auf biologische Faktoren zurückgeführt (Gene und Hormone), sondern in sozialen Interaktionsprozessen immer wieder hergestellt. Mit dem „Doing Gender“ Konzept wird sozusagen andersrum gefragt, „wie etwas, dass sozial konstruiert wird als ‚natürlich‘ wahrgenommen und damit nicht in Frage gestellt wird“ (Buschmeyer 2011, S. 51). Diese Frage trifft in den paradoxen Kern des Geschlechterverhältnisses. Wie kommt es, dass teilweise offensichtliche Benachteiligungen und Machtdifferenzen zwischen den Geschlechtern (gesamtgemeinschaftlich und in Paarbeziehungen) teilweise kaum als solche wahrgenommen, sogar gewünscht und hingenommen werden. Mit Pierre Bourdieu (2005) ließe sich diese Frage auf Grundlage seiner Studien in der Kabylei (Algerien) beantworten. Dort findet er einen tief internalisierten vergeschlechtlichten Habitus, der in den Körpern, in jeder Bewegung, Geste, Einstellung und Haltung sichtbar ist und die Machtbeziehung zwischen den Geschlechtern unveränderbar, natürlich, normal und kaum zu hinterfragen erscheinen lässt (vgl. dazu ausführlich Buschmeyer 2011). Paula-Irene Villa (2019) macht aber darauf aufmerksam, dass Geschlecht durchaus auch biologisch ist und Gender und Sex nicht völlig unabhängig voneinander betrachtet werden können, sondern hinsichtlich „somatischer, biologischer, erfahrungsbezogener, historischer, praxeologischer usw. Dimensionen von Geschlechtlichkeit“ miteinander „verklammert“ sind (vgl. ebd. S. 31)

Für Raewyn Connell (2015)¹⁰ dient Geschlecht dazu, gesellschaftliche Strukturen und Machtbeziehungen aufrechtzuerhalten. Sie zeigt dies an der tief verwurzelten Orientierung an einer

¹⁰ „Der gemachte Mann“ erschien 1995 im englischen Original unter dem Titel „Masculinities“.

„hegemonialen Männlichkeit“. Die Kombination von Rasse, sexueller Orientierung und sozialer Klasse lässt eine Vielzahl von „Männlichkeiten“ entstehen, die in Konkurrenz zueinander treten. Der weiße, heterosexuelle, beruflich erfolgreiche, familienversorgende Vater stellt das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit dar, an dem sich alle anderen Männlichkeiten orientieren. Es gibt nicht nur eine Möglichkeit, Mann zu sein, sondern eine Vielzahl, die sich aufeinander beziehen, hierarchisch geordnet sind und sich immer von Weiblichkeit abgrenzen. Manche Männlichkeiten dominieren, andere werden untergeordnet oder marginalisiert, wieder andere profitieren als anscheinend unbeteiligte „Komplizen“ von der allgemeinen männlichen Dominanz (vgl. Connell 2015, S.119ff). Connell spricht von einer „patriarchalen Dividende“, die allen, selbst den marginalisierten und unterdrückten Männern einen Vorteil gegenüber Frauen zuteilwerden lässt¹¹. Hegemonial wird im Sinne einer „kulturellen Hegemonie“ nach Antonio Gramsci verstanden: Männliche Bedürfnisse und Ansprüche sind unhinterfragt und prägen Kultur, Lebensweise und Normalitätsbilder einer Gesellschaft. Der männliche Hegemonieanspruch ist gesamtgesellschaftlich verankert und genießt allgemeine Gültigkeit und Berechtigung. Hegemonie muss daher nicht mittels Gewaltherrschaft durchgesetzt werden, sondern kann von breiter, mehr oder weniger bewusster Befürwortung in der Gesellschaft ausgehen. Sie wird auch von den Unterdrückten dieser Kultur getragen, ermöglicht und bedient (vgl. Bergmann und Moos 2007, S. 17). Der Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“ bezeichnet daher keine „festen Charakertypen, sondern Handlungsmuster, die in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen Beziehungsgefüges entstehen“ (Connell 2015, S. 135).

In Kapitel 2.2 wurde Giddens zitiert, der davon ausgeht, dass Intimität als Basis für Demokratie in Beziehungen nur dann möglich ist, wenn das „Machtspiel“ zwischen den Geschlechtern bewusst reflektiert wird und die Akteur/-innen dazu bereit sind, ihr Verhalten zu verändern. Mit Bourdieu und Connell lässt sich aber zeigen, dass die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern wohl nur schwer veränderbar sind. Auch in sogenannten modernen Gesellschaften mit egalitärer Geschlechterpolitik ist die Vormachtstellung des Mannes nach wie vor evident. Als eins von vielen Beispielen sei hier der Gender-Pay-, sowie der Gender-Care-Gap zu nennen (vgl. dazu auch Buschmeyer et al. 2020; BMFSFJ 2020). Die extreme Ungleichverteilung der familialen Care- und Hausarbeit mit den daraus resultierenden wirtschaftlichen Benachteiligungen (vor allem im Trennungsfall, vgl. dazu Kapitel 4.2.3) ist zwar mittlerweile ein politisches Gleichstellungsthema, existiert aber weiter.

¹¹ „Wie man weiß, gibt es keinen Mann, der so arm, ausgebeutet und kaputt ist, daß er nicht noch jemanden hätte, der noch ärmer dran ist, nämlich seine Frau.“ (Jelinek 1986)

Die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zeigen sich gesamtgesellschaftlich und in Paarbeziehungen, die auf Grundlage von Sympathie, Anziehung und Liebe eingegangen werden. Insbesondere die oben angesprochenen Gender-Gaps zeigen die gesellschaftlichen Auswirkungen paarinterner Ungleichheiten. Für Bourdieu ist nicht klar, ob die ‚Liebe‘ ein besonders perfides, weil subtiles Machtmittel darstellt, oder tatsächlich eine Beziehungsrealität jenseits von Macht erschafft:

„Ist die Liebe eine Ausnahme vom Gesetz der männlichen Herrschaft, die einzige, aber äußerst bedeutsame, eine Aufhebung der symbolischen Gewalt, oder ist sie die höchste, weil subtilste und unsichtbarste Form dieser Gewalt?“ (Bourdieu 2005, S. 187).

Für Bergmann und Moos (2007) mutet Bourdieus Frage nach der Rolle der Liebe im Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern „naiv-esoterisch“ (ebd.) an. Das Konzept von ‚Liebe‘ könnte aber eine Erklärung dafür liefern, warum auch in modernen, egalitären Gesellschaften augenfällige Machtungleichgewichte in Paarbeziehungen nicht nur geduldet, sondern sogar von den Partner/-innen gewünscht werden. Goffmann, der in den 1980er Jahren Interaktionen zwischen Männern und Frauen ethnosozologisch untersuchte, kommt zu dem Schluss, dass die Herrschaft des Mannes "von ganz besonderer Art" ist. Es ist „eine Herrschaft, die sich bis in die zärtlichsten, liebevollsten Momente erstreckt, offenbar ohne Spannungen zu erzeugen" (Goffman 1981, S. 41). Die „subtile Verknüpfung von Liebe, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Beschützerhaltung und Herrschaft“ (vgl. Meuser 2010, S. 75) lässt Dominanz, Anspruchshaltung, Manipulation und subtile Formen der Unterdrückung quasi unsichtbar werden (bis die Liebe endet). Meuser spricht von einem "Eltern-Kind-Komplex" (ebd.). Die Frau wird behandelt wie ein Kind, das man erziehen, bevormunden, auf das man aufpassen und das man nicht so ernst nehmen muss. Dieser Aspekt findet sich als empirischer Befund auch in dieser Untersuchung, wenngleich gezeigt werden kann, dass sowohl Frauen als auch Männer – allerdings in unterschiedlicher Weise – von ihren Partner/-innen wie Kinder behandelt werden (vgl. Kapitel 11).

Es ist wichtig zu betonen, dass Geschlecht als Machtstruktur nicht nur Frauen unterdrückt, sondern auch Männer, die von der allgemeinen Vorstellung von Dominanz, Stärke und Durchsetzungskraft abweichen (vgl. Bourdieu 2005, S. 154ff; vgl. auch Bergmann und Moos 2007, S. 20). Nach Raewyn Connell ist Geschlecht eine „soziale Strukturkategorie“ (zitiert nach Meuser 2010, S. 99), die nicht an das biologische Geschlecht oder reproduktive Funktionen gebunden ist. Genderkonstruktionen beschreiben soziale Beziehungen als Machtbeziehungen. Geschlecht bestimmt die „eine Position im Geschlechterverhältnis“. Diese Position zeigt sich in alltäglichen „Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 2015, S. 91). Einer dominanten, „hegemonialen Männlichkeit“ steht eine sich freiwillig

unterordnende, „betonte Weiblichkeit“ gegenüber (vgl. ebd., S. 100). Die Machtstrukturen inkorporieren sich in den Persönlichkeiten und manifestieren sich in Verhaltensweisen und kollektiven Praxen.

Der machtsensible Blick auf Geschlecht ist für die in dieser Arbeit erfolgte Analyse von Trennungen von Eltern in verschiedenen sozialen Milieus wichtig. Einmal weil Machtbeziehungen teilweise erst im Trennungsprozess sichtbar werden und sich der Trennungsprozess daher als Feld für „Doing Gender“ erweist. Zum anderen werden in dieser Arbeit, wie in Kapitel 3 beschrieben, Trennungen in Intentionalen Gemeinschaften untersucht. Dort wird bewusst versucht, Kommunikation und Beziehung so zu gestalten, dass Demokratie und Beteiligung gelebt und Macht reflektiert wird. Es stellt sich die Frage, wie bzw. ob dort Genderkonstruktionen als Machtstrukturen entlarvt werden und ob damit Verhaltensänderungen der Akteur/-innen einher gehen. Es stellt sich die Frage, ob und wie dort ein Undoing Gender stattfindet, bzw. ob Nicht-Dominanz, Emotionalität und Passivität zur Konstruktion von Männlichkeit überhaupt taugen. Auf diesen Punkt soll im Folgenden etwas genauer eingegangen werden.

2.4.2 Alternative Männlichkeiten

Partnerschaftliche und familiäre Geschlechterverhältnisse, die einem bürgerlichen Familienmodell folgen, basieren auf asymmetrischer Arbeitsteilung, einer Spezialisierung der Geschlechter auf unterschiedliche Bereiche und schaffen daher Abhängigkeiten und ein Machtungleichgewicht, die häufig erst nach der Trennung manifest werden. Beispielsweise sind 90 % der Alleinerziehenden Frauen (Walper und Langmeyer 2019). Meist initiieren Frauen die Trennung und leben danach weiterhin mit ihren Kindern zusammen. Nach der Trennung sind sie daher häufig mit Überforderung und mit finanziellen Einbußen konfrontiert. Die Väter hingegen kämpfen häufig mit Einsamkeit und um die Beziehung zu ihren Kindern. Nicht selten stehen sie vor der Herausforderung, ihr soziales Leben neu aufzubauen (vgl. Kapitel 4.3). Wie könnten Genderkonzepte aussehen, die diese Formen der Benachteiligung im Trennungsfall nicht zur Folge hätten? Wie könnte eine nicht-hegemoniale Männlichkeit aussehen?

In Kapitel 2.2 konnte die „reine Beziehung“ mit ihrem Fokus auf Intimität und gefühlsbetonter Authentizität als Gegenmodell zu patriarchalen, bürgerlichen Partnerschaftsleitbildern hergeleitet werden. Liebe, Glück, erfüllende Sexualität und das Zeigen von Gefühlen gelten in modernen Partnerschaften als Kennzeichen einer guten Beziehung und werden angestrebt. Diese Erwartungen ‚beißen‘ sich allerdings mit dem dominanten Orientierungsbild des hegemonialen Mannes, der beruflich erfolgreich und emotional distanziert ist, Körperlichkeit eher meidet und rational, aufstiegs- und zielorientiert handelt (vgl. dazu auch Buschmeyer 2011, S. 262-263). In modernen Paarbeziehungen und insbesondere in Intentionalen Gemeinschaften

– so die hier zugrundeliegende Annahme – stehen Männer zunehmend vor der Herausforderung eher weiblich konnotierte Kompetenzen (Zugewandtheit, Rücksichtnahme, emotionale und körperliche Nähe, Empathie etc.) so auszuformulieren, dass ihre männliche Identität dennoch erhalten bleibt. Dies stellt eine besondere Herausforderung dar, denn hegemoniale Männlichkeiten basieren darauf, nicht-weiblich zu sein. Es stellt sich daher die Frage, wie in „reinen“, gefühlsbetonten Beziehungen Männlichkeit konstruiert werden kann. Werden traditionelle Zuschreibungen in Frage gestellt oder sogar bewusst nicht bedient, im Sinne eines „bewussten Widerstands“ (Buschmeyer et al. 2020, S. 104) gegen gängige Gender Normen (Undoing Gender, Deutsch 2007).

Hans-Joachim Lenz (2007) beschreibt die männliche „Verletzlichkeit“ (ebd.) als im „toten Winkel“ (ebd. S. 110) der Sozialforschung und in der sozialen Praxis. Beispielsweise ist Gewalt gegen Frauen ein gesellschaftspolitisches Thema und genießt besondere Beachtung. Frauen werden dabei als Opfer und als „schützenswert“ (ebd. 112) konstruiert. Damit bleibt man ganz im Bild traditioneller Zuschreibungen. Gewalt unter Männern gilt hingegen als sozusagen ‚normale Gewalt‘ (vgl. ebd. S. 108f). Es wird auch so als ein Nachhaltigkeitsziel der Vereinten Nationen formuliert, „alle Formen von Gewalt gegen Frauen und Mädchen zu beseitigen“ (Bundesregierung 2020). Das „männliche Opfer“, das neben den körperlichen Verletzungen selbstverständlich auch psychische und emotionale Schäden davonträgt, scheint ein „kulturelles Paradox“ (ebd. 109) zu sein. Ein ‚richtiger Mann‘ ist emotional nicht verletzbar und den körperlichen Schmerz erträgt er scheinbar ohne seelisch davon beeindruckt zu sein. Auch Bourdieu beschreibt in „Die männliche Herrschaft“ bei Männern „einen leidenschaftlichen Kampf gegen das Gefühl der Verletzbarkeit“ (ebd., S. 94). Hier wird das „Paradox der Männlichkeit“ (ebd.) sichtbar: Männer sind „Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellung“ (ebd., S. 90). Emotionalität, Verletzlichkeit, Empfindsamkeit wird Männern abgesprochen, Frauen hingegen konstruieren ihre Geschlechtsidentität darüber (vgl. Lenz 2007, S. 110).

Connell beobachtet in „Der gemachte Mann“ Männer aus der australischen „alternativen Szene“, zum Beispiel der Umweltschutzbewegung, die sich weniger in den Kampf gegen dominierende Männlichkeiten begeben, sondern die sich in Bereiche der „Introspektion und persönlichen Beziehungen“, der Meditation, Heilung, Therapie und des persönlichen Wachstums wiederfinden (vgl. ebd. S. 179ff). Gleichheit aller Menschen, Gemeinsamkeit und Solidarität, sowie „persönliches Wachstum“ und die „organische Ganzheit“ (ebd. S. 186-187) werden zu einer Ideologie erhoben. Connell erkennt, dass hier zwar ein interessantes Feld für alternative Männlichkeiten entsteht, diese aber nicht unbedingt die Benachteiligung von Frauen beenden:

„Dem Dominanzstreben steht das Bekenntnis zu Gleichheit und Basisdemokratie entgegen, dem individualistischen Konkurrenzdenken die gemeinschaftliche

Arbeit. Ganzheitliche Ideologien müssen nicht unbedingt antisexistisch sein, wie viele alternative Frauen bestätigen können, die zuerst als Erdmutter verehrt und dann mit Kind und Schmutzwäsche alleingelassen wurden. Aber die Betonung des persönlichen Wachstums untergräbt andererseits die defensive Struktur hegemonialer Männlichkeit, vor allem die Gefühlskontrolle.“ (ebd. S. 188).

Mit der Auseinandersetzung mit dem Feminismus erkennen einige von Connell untersuchte Männer Männlichkeit als gefährlich und frauenunterdrückend. Dementsprechend ziehen sie sich zurück, verhalten sich Frauen gegenüber passiv und vorsichtig, wollen nichts falsch machen (ebd. S. 188ff). Diese Männer verzichten teilweise bewusst darauf, beruflich Karriere zu machen, halten ihre Emotionen zurück, deuten ihren Wunsch nach Sexualität als Sexismus, sind von Schuldgefühlen geplagt und geraten in ein geschlechtliches Niemandsland. Sehr bewusst wenden sie sich von gängigen Formen der Männlichkeit ab und beginnen, ihre „Persönlichkeit umzuformen in ein neues nicht-sexistisches Selbst“ (ebd. 190). In einer Kultur, in der Männlichkeit vor allem von „Dominanz und Anmaßung“ (S. 191) geprägt ist, ist es schwierig eine passive, friedliche, emotionale Männlichkeit aufzubauen. Die Männer geraten sie in einen emotionalen Teufelskreis:

„Offenheit und Ehrlichkeit sind aber noch in anderer Hinsicht problematisch für Männer, die Passivität gegenüber Frauen zum Prinzip erhoben haben. Will man ehrlich sein, muss man manchmal auch seine Unzufriedenheit ansprechen. Ärger ist etwas Alltägliches in privaten und beruflichen Beziehungen, auch noch so viel Gemeinschaftsgefühl oder feministische Prinzipien können das nicht verhindern. Folge ist eine emotionale Zwickmühle: die eine Norm verlangt, seine Gefühle auszudrücken, die andere, bestimmte Gefühle zu unterdrücken.“ (ebd. 194)

Genau diese Zwickmühle öffnet, wie in Kapitel 5 gezeigt wird, Tür und Tor für dysfunktionale Paardynamiken. Kommunikation wird zu einem Minenfeld, Forderungen sind nicht mehr stellbar, Wut zu zeigen wird zum Tabu. In den von Connell untersuchten Fällen führt dies zu einer „Annullierung von Männlichkeit“ und einer „Aufhebung des eigenen Selbst“ (ebd. S. 196). Viele Männer in Connells Untersuchung streben nach „Androgynität“, „die Geschlechterdifferenz soll ungeschehen gemacht werden“ (ebd. S. 202). In einer „passiv-rezeptiven Haltung“ gibt man sich einer Ganzheitlichkeit und der „umfassenden Natur“ hin (ebd. S. 195), die Connell mit der frühkindlichen Erfahrungen vergleicht, wenn man bedingungslos von etwas Größerem liebend umschlossen wird, ohne etwas dafür sein oder tun zu müssen. Dieser Schritt in die Passivität ist für Männer ungleich schwerer als für Frauen, was Connell mit der ödipalen Prägung in patriarchalen Familien erklärt, in denen geschlechtsspezifische Abhängigkeiten und Machtgefälle vorhanden sind.

Die Entwicklung zum Mann zu revieren, fordert „einen Verlust von Persönlichkeitsstrukturen heraus, der ziemlich beängstigend sein kann: eine Art geschlechtsbezogenes Schwindelgefühl“ (ebd. S. 196). Connell sieht daher das Feld der Emotion, des Wachstums und der Spiritualität als eher ungeeignet zur Neustrukturierung des Geschlechterverhältnisses, denn es führt zu noch mehr Individualisierung (ebd. S. 199). Die Vorstellung von einem „wahren Selbst“ (ebd.), das man suchen und befreien muss, verstärkt Ich-Bezogenheit und Selbst-Optimierung. Connell ist demzufolge der Meinung, dass die „emotionalen Dilemmata allein auf der Ebene der Persönlichkeit gar nicht zu lösen sind. Soll die Rekonstruktion des Geschlechts weiterführen, muss man neues Terrain betreten, wo die strukturbedingten Ursachen emotionaler Widersprüche direkt angegangen werden können. Man muss die kollektiven Praxen mit einbeziehen“ (ebd.).

Mit Connell kann Geschlechterungerechtigkeit nicht nur auf der Ebene der „Arbeit an sich selbst“ erfolgen, sondern bedarf einer Strukturveränderung, die die täglichen Praxen umfasst. Im Folgenden Kapitel soll daher ein Blick auf Familien- und Paarkonstellationen geworfen werden, die von der gängigen Struktur der geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen Familie abweichen.

2.4.3 Wandel der Genderkonzepte

Studien zeigen, dass die Rolle des Hausmanns nach wie vor belächelt wird und Väter, die diese Rolle einnehmen, in besonderem Maße gefordert sind, sie mit gängigen Konzepten von Männlichkeit zu vereinbaren (Rinken 2009). Buschmeyer (2011) beschreibt komplexe Strategien, „alternative Männlichkeiten“ zu konstruieren und untersucht diese bei männlichen Erziehern, die sich teilweise bewusst als „anders“ als ihre weiblichen Kolleginnen darstellen, um sich in einem weiblich konnotierten Berufsfeld ‚als Mann‘ zu behaupten (vgl. ebd. S. 98f). In bestimmten Milieus verhalten sich Männer bewusst den gängigen Vorstellungen widersprechend, wählen weiblich konnotierte Berufe (Buschmeyer 2011) und vertreten feministische Haltungen (vgl. ebd. S. 100), treten beruflich für die Familie zurück, übernehmen Haushaltstätigkeiten oder priorisieren Familie vor der Karriere. Einige jüngere Studien lassen den Schluss zu, dass Männlichkeiten, die von einem hegemonial-männlichen Dominanzanspruch abweichen, stets Neuland darstellen und in besonderer Weise erklärt und gerechtfertigt werden müssen. Manche Milieus tun sich damit leichter als andere.

Es sollen einige empirische Studien vorgestellt werden, die meist anhand von atypischen Genderrollen, die genderspezifischen Aspekte von Beziehungs-, Familien- und Elternschaftskon-

zepten in Frage stellen. Es zeigt sich deutlich, dass das bürgerliche Modell meist herausgefordert wird, sich aber als erstaunlich hartnäckig erweist. Teilweise wird es offen propagiert, teils verdeckt und teils fungiert es als Negativfolie.

Bathmann, Cornelißen, Müller (2011), (vgl. auch Cornelißen 2013, Monz und Cornelißen 2019) untersuchen berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen. Sie erarbeiten die spezifischen Gender-, Paar- und Elternschaftskonzepte bei „Doppelkarrierepaaren“. Zunächst konnte auch bei Doppelverdiener/-innen ein bürgerliches Genderkonzept herausgearbeitet werden, das an den „natürlichen“ Unterschieden zwischen den Geschlechtern ansetzt (vgl. Monz und Cornelißen 2019, S. 111). Zum zweiten wurde ein egalitäres Konzept beschrieben, das die Gleichheit der Geschlechter betont. Das dritte Konzept orientiert sich ebenfalls an traditionellen Vorstellungen, zeigt sich aber offener für Abweichungen. Die Zuschreibung der Haus- und Care-Arbeit als Aufgabe der Mutter bleibt aber bestehen (ebd.).

Die Beziehungsorientierungen wurden bei diesen Paaren als „individualistisch“ und „kollektivistisch bzw. solidarisch“ beschrieben (ebd.). Im ersten Fall verfolgen die Partner/-innen auch eigene Ziele, im zweiten Fall steht die Fusion im Vordergrund und die Partner/-innen suchen nach Lösungen, die für beide tragbar und umsetzbar erscheinen (ebd.). Ein Beziehungskonzept, das die gemeinsame Elternschaft fokussiert, in der Coparenting von der Paarbeziehung getrennt wird, fehlt.

Die gefundenen Elternschaftskonzepte werden analog als traditional und pragmatisch beschrieben. Im traditionellen Konzept gilt die Mutter in den ersten Jahren für das Kind als „unersetzlich“ (ebd.), im pragmatischen Konzept wird auch der Vater, wenn nötig und situativ, in die Betreuung einbezogen.

Dies ist bedeutsam für die Aufteilung der Care-Arbeit nach der Trennung. Die Trennung, so stellen die Forscherinnen heraus, bietet die Möglichkeit, Arbeitsteilungsarrangement neu zu gestalten und gerechter aufzuteilen. In dieser Untersuchung übernehmen die Väter nach der Trennung mehr Verantwortung für ihre Kinder, „und für die Mütter steigen die Chancen, sich beruflich besser zu integrieren“ (ebd. S. 120).

Hervorzuheben ist, dass obwohl ein egalitäres Genderkonzept herausgearbeitet werden konnte, ein egalitäres Elternkonzept dennoch fehlt. Die Mutter-Kind-Dyade scheint unantastbar, insbesondere in der Kleinkindzeit.

Koppetsch und Speck (2015) untersuchen Partnerschaften, in denen der „Mann kein Ernährer mehr ist“. Sie verbinden die Gender-, Paar-, und Elternschaftskonzepte mit der „sozialen Klasse“, die sich durch Bildung und Beruf konstituiert. Es wird der Bourdieusche Milieubegriff

zugrunde gelegt, der den Lebensstil, den Geschmack bzw. den sozialen Habitus umfasst (Bourdieu und Russer 2018; Eckert et al. 2019b, S. 7)

„Die Milieukonzeption ist in die Klassentheorie eingebunden, sodass die Klassenzugehörigkeit zentral für die Milieuzugehörigkeit ist; Geschlecht ist dabei keine eigenständige Dimension, sondern klassenspezifisch bestimmt.“ (Eckert et al. 2019b, S. 7)

Die Forscherinnen untersuchen den Umgang mit der Umkehr der traditionellen Rollen in drei Milieus.

Im Arbeitermilieu wird am traditionellen Familienbild festgehalten, die Sphären sind getrennt und es wird auch bei der faktischen Rollenumkehr am Bild des Mannes als Ernährer festgehalten (Koppetsch und Speck 2015, S. 42). Vom Mann wird erwartet, dass er sich bemüht und engagiert, um möglichst bald die Verhältnisse „wieder in Ordnung“ (ebd.) zu bekommen.

Im individualisierten Milieu, das sich durch Urbanität und akademische Bildung auszeichnet, steht der Wert der Selbstverwirklichung im Vordergrund. Häufig werden auch Selbstverwirklichungsberufe gewählt, zum Beispiel im künstlerischen Bereich. Hier orientiert man sich an einem egalitären Partnerschaftsbild, traditionelle Aufgabenverteilung gilt als überwunden. Der Beruf ist für beide das zentrale Feld der Selbstverwirklichung. Selbstverwirklichung ist wichtiger als Geld zu verdienen, daher wird die Rollenumkehr zunächst nicht als sonderlich problematisch erachtet, denn es geht ja scheinbar gar nicht ums Geld. Allerdings übernimmt der Mann, der entweder gar nicht oder weit weniger erwerbstätig ist als seine Partnerin, nicht die Rolle des Hausmanns. Er definiert sich nach wie vor mehr über seine Berufsidentität (z.B. Künstler). Die Hausarbeit ist kein Äquivalent zum Beruf und wird weiterhin sozusagen nebenbei hauptsächlich von der Frau erledigt (vgl. ebd. S. 44ff). Koppetsch und Speck beschreiben hier die Strategie der „Coolness“ (ebd. S. 89ff).

„Coolness als Haltung der Unabhängigkeit gegenüber Geld im Allgemeinen und der Partnerin im Besonderen gibt zu erkennen, dass der Mann notfalls auf beides gut verzichten kann – und stellt so ein neues Machtverhältnis her. Eine Neuverteilung zwischen Haus- und Erwerbsarbeit bzw. die Übernahme der Hauptverantwortung im häuslichen Bereich kommen für den coolen Mann nicht infrage.“ (ebd. S. 90)

Die emotionale Distanziertheit, verleiht Macht und zementiert Geschlechterverhältnisse und schafft es dennoch, „cool“, modern und unkonventionell zu wirken

Im sogenannten familistischen Milieu orientieren sich die Paare an Werten der „Gemeinschaft und Solidarität“ (ebd. S. 43). Obwohl man sich auch in diesem Milieu am bürgerlichen Modell mit komplementärer Arbeitsteilung ausrichtet, wird die Hausarbeit als zentrale und wichtige Aufgabe für die Familie angesehen. Sind die Männer dieses Milieus weniger oder gar nicht

berufstätig, nehmen sie die Rolle des Hausmanns bewusst an und verheimlichen diese Tatsache weder, noch wird sie heruntergespielt. Hier schaffen es die Männer am ehesten die Haus“frauen“-Rolle männlich auszuformulieren, indem sie z.B. renovieren, umbauen und Ehrenämter z.B. im Kindergarten oder der Kirche übernehmen *und* den Haushalt erledigen. Interessanter Weise können Paare, die dem „familistischen Milieu“¹² (Koppetsch und Speck 2015, S. 127) zugeordnet werden, am besten mit dem Rollentausch umgehen, wenn die Frau die Hauptverdienerin ist. Koppetsch und Speck führen dies darauf zurück, dass nicht der Wert der Selbstverwirklichung, sondern die *Familie* an sich einen übergeordneten Wert darstellt (ebd. S.44). Geschlechternormen können dann am ehesten flexibel gestaltet werden, solange beide Eltern partnerschaftlich ihr Leben nach dem Wert *Familie* ausrichten wollen. Wer dabei nun welchen Part übernimmt, scheint in diesem Milieu tatsächlich weniger ins Gewicht zu fallen (vgl. ebd.S. 127f).

Diese Beispiele sollen zeigen, dass Genderkonzepte, die der Frau die Care-Arbeit und den Mann die Berufs- und Ernährerrolle zuweisen und ihn eher außerhalb der Beziehungsarbeit platziert, zwar in Veränderung begriffen sind, insgesamt sich aber als sehr hartnäckig erweisen. Wie fließendes Wasser scheinen sie immer neue Wege zu finden, sich zu entfalten. Der Wert der Selbstverwirklichung, der insbesondere in akademischen und urbanen Milieus hochgehalten wird, birgt hier ein besonders gut verstecktes Risiko in sich, geschlechtstypische Lebensentwürfe als selbstgewählt zu begreifen und die damit einher gehenden Machtstrukturen zu übersehen.

¹² Ein Milieu, das die Familie an sich als einen gemeinsamen und übergeordneten Wert sieht und die Herstellung der Familie nach bestimmten Werten und Vorstellungen anstrebt, vgl. Kapitel 2.4.3

2.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde ein kurzer Abriss über historische Familienleitbilder gegeben. Dazu gehören „das ganze Haus“ und das bürgerliche Familienleitbild mit einer strengen geschlechtsspezifischen Sphärentrennung, gefolgt von einer kurzen Episode der sogenannten Hausfrauenehe. Ab den 1970er Jahren etablieren sich moderne Vorstellungen von Egalität der Geschlechter bei gleichzeitiger Suche nach Intimität, Glück und Freiwilligkeit in der Partnerschaft. Es konnte gezeigt werden, dass trotz der vielen gesellschaftlichen Veränderungen und der Pluralisierung von Familienformen, sich das bürgerlich geprägte Familienleitbild zwar verändert aber nach wie vor sehr handlungsweisend ist: Vater, Mutter und Kind/-er, die zusammen in einem Haushalt leben, mit einem männlichen Ernährer und der Mutter als Hauptverantwortliche für Care-Aufgaben. Ergebnisse der Leitbildstudie (2018) bestätigen, dass Männer und Frauen zwar zunehmend gleichberechtigt miteinander leben möchten, sich aber dennoch an einem bürgerlichen Familienmodell mit asymmetrischer Aufgabenverteilung orientieren. Das emotionsbezogene Partnerschaftsleitbild der „reinen Beziehung“ (Giddens), das auf Autonomie, Liebe und Gleichberechtigung basiert, wird zwar auf individueller Ebene von den meisten Befragten befürwortet, besitzt aber wenig Verankerung im familiären Alltag und bringt Verwirrung in die Genderkonstruktionen.

Angelehnt an Raewyn Connells Theorie der „Hegemonialen Männlichkeit“ wurde gezeigt, dass der emotional eher distanzierte, beruflich erfolgreiche Hauptfamilienversorger Grundpfeiler des bürgerlichen Familienmodells ist und nach wie vor ein Männlichkeits-Ideal darstellt, das das Geschlechterverhältnis zu einem Machtverhältnis werden lässt. In Verbindung mit dem Konzept des vergeschlechtlichten Habitus nach Bourdieu, lässt sich davon ausgehen, dass dieses Männlichkeitsbild sich auf die Persönlichkeit, Verhalten und Kommunikationsstil der Geschlechter auswirkt. Es ist gesamtgesellschaftlich und individuell tief verwurzelt und kann nur schwer bewusst reflektiert und verändert werden.

Dennoch werden heute die Grundpfeiler der hegemonialen Männlichkeit herausgefordert. Etliche Untersuchungen können zeigen, dass Genderrollen sich aufweichen und verändern. In alternativen, eher ‚grünen‘ Milieus zeigt Connell am Beispiel Australiens einen Nährboden für die Entwicklung von Männlichkeiten, die sich bewusst gegen Sexismus stellen. Allerdings zeigt sich hier auch, dass eine Fokussierung auf die Introspektion, die auf eine therapeutische Selbstveränderung abzielen, eher zu mehr Individualisierung führen und nicht zu einer Veränderung der Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern.

Veränderungen der Genderrollen führen im Familienleben zu Herausforderungen. Weichen Paare vom klassischen Familienmodell deutlich ab, müssen sie sich auch heute noch erklären und ihre Lebensweise rechtfertigen. Genderkonstruktionen erweisen sich als schwierig, wenn

altbewährte Bausteine zur Konstruktion von Geschlecht nicht mehr vorhanden sind. Es könnte gezeigt werden, dass Emotionalität, Passivität und Verletzlichkeit sich mit Männlichkeit nur schwer vereinbaren lassen (Lenz 2007). Teilweise werden mittels Umdeutungen und Verdrehungen von Tatsachen (z.B., wenn Frauen die Hausarbeit als persönliche Vorliebe gern übernehmen und daran geglaubt wird, dass der Partner, der über einen langen Zeitraum weit weniger verdient als seine Partnerin, das Geld in Kürze zurückzahlen wird, Koppetsch und Speck 2017) hegemoniale Genderkonstruktionen von beiden Geschlechtern aufrechterhalten. Andere Untersuchungen zeigen, dass die Rolle der ‚sorgenden Mutter‘ und die Vorstellung „das Kind gehöre zur Mutter“ (Monz und Cornelißen 2019) auch in Milieus vertreten wird, die ein eher geschlechteregalitäres Konzept verfolgen.

Es stellt sich die Frage, ob zum Beispiel eine Öffnung traditioneller Familien- und Genderkonzepte hin zu mehr Gemeinschaftlichkeit, die auch – ähnlich wie im Familienleitbild des „Ganzen Hauses“ – nicht-blutsverwandte Menschen Zutritt in den familiären Raum gewährt ein echtes Gegenmodell zur Bürgerlichkeit darstellen könnte, wenn dort sowohl die asymmetrische Paardyade, als auch die für die Mütter benachteiligende Mutter-Kind-Dyade in Frage gestellt werden.

Im nächsten Kapitel soll daher das Untersuchungsfeld der Intentionalen Gemeinschaften in den Blick genommen werden, in dem alternative Lebensvorstellungen verfolgt werden. Die Annahme liegt nahe, dass dadurch auch Trennungen anders gedeutet und gestaltet werden, als in der Gesamtgesellschaft üblich.

3 Gemeinschaften als Orte sozialer Innovation und Nachhaltigkeit

In diesem Kapitel soll das soziale Milieu¹³ der Intentionalen Gemeinschaften¹⁴ (abgekürzt: IG) beschrieben werden. Iris Kunze (2008) nennt sie „experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit“, denn es sollen dort neue nachhaltige Formen des Zusammenlebens erprobt werden. Das herkömmliche soziale Miteinander wird in IG grundsätzlich in Frage gestellt und an Prinzipien der sozialen Nachhaltigkeit ausgerichtet. Dies macht IG interessant für die Familienforschung, denn es stellt sich die Frage, wie sich Familie unter den Vorzeichen „sozialer Innovation“ (ebd.) herstellt und vor allem wie mit Konflikten und Trennungen umgegangen wird. Daher soll sich in diesem Kapitel insbesondere dem Konzept der sozialen Nachhaltigkeit genähert und auch die konkrete Erprobung und Umsetzung von sozial-nachhaltigen Praxen beschrieben werden.

3.1 Gemeinschaften

Gemeinschaftsforschung existiert laut Mathias Grundmann erst seit Beginn dieses Jahrhunderts, was erstaunlich ist, denn Gemeinschaft ist ein soziologischer Grundbegriff und berührt die Kernfrage der Soziologie, wie Menschen in ihrer „alltäglichen Lebensführung“¹⁵ (Grundmann 2006b, S. 7) zusammenleben und miteinander verbunden sind. Die „Vernachlässigung

¹³ Der Milieubegriff im Sinne Bourdieus bezieht sich auf die soziale Klasse, die durch Bildung und Beruf bestimmt wird (vgl. Eckert et al. 2019a, S. 6). Der Begriff des *sozialen* Milieus soll hier mit Hradil 2018 verstanden werden als „eine sozialstrukturelle Gruppe gleichgesinnter Menschen, die ähnliche Werthaltungen, Lebensführungen, Beziehungen zu Mitmenschen und Mentalitäten aufweisen. Die Mitglieder eines sozialen Milieus haben oft ein gemeinsames (materielles, kulturelles, soziales) Umfeld. Sie sehen, interpretieren und gestalten es in ähnlicher Weise. Kleinere Milieus (z.B. Organisations-, Stadtviertel- oder Berufsmilieus) haben durch ein gewisses Wir-Gefühl und verstärkte Binnenkontakte einen engeren Zusammenhalt als größere.“ (ebd. 319)

¹⁴ Der Begriff wurde 1948 erstmals auf einer regionalen Konferenz US-amerikanischer Communities eingeführt (vgl. Kunze 2008, S. 53).

¹⁵ Der Begriff wurde von der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995) gesellschaftsdiagnostisch und geschlechtersensibel untersucht und meint nicht nur einfach die Alltagsgestaltung, sondern das komplexe Arrangement der „unterschiedlichen praktischen Tätigkeiten, die eine Person tagtäglich in den verschiedenen Lebensbereichen ausübt“ (Diezinger 2010, S. 228). Das Konzept nimmt auch das Zusammenspiel alltäglicher von verschiedenen Personen erbrachter Praxen unter Aspekten der Geschlechterverhältnisse in den Blick (vgl. ebd.).

dieses Forschungsfeldes“ mag der „ideologischen Vereinnahmung“ (Grundmann 2006a, S. 13) des Begriffs durch den Nationalsozialismus geschuldet sein, als er vor allem dazu benutzt wurde, auszugrenzen (vgl. auch Bauman 2009). Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bedeutet häufig eine bewusste Trennung zur Gesellschaft herzustellen, alle Nicht-Mitglieder auszuschließen und abzuwerten. In Intentionalen Gemeinschaften hat man sich vorgenommen, Zugehörigkeit und Verbundenheit bewusst herzustellen, und dabei gleichzeitig Durchlässigkeit und Offenheit nach außen zu wahren. Diese „soziale Nachhaltigkeit“ soll als Kernkennzeichen der Gemeinschaften gelten, die hier im Untersuchungsfokus stehen.

Zunächst wird der Begriff der Intentionalen Gemeinschaft von anderen sozialen Gemeinschaften abgegrenzt.

3.1.1 Soziale und Intentionale Gemeinschaften

Tönnies bedient sich 1887 der Begriffe „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Tönnies 1979), um den Charakter sozialer Beziehungen in dichotomer Weise zu beschreiben (vgl. Dierschke 2006, S. 79). Den entscheidenden Unterschied zwischen sozialen Gebilden sieht Tönnies in der „Beschaffenheit des menschlichen Willens“ (Tönnies und Lichtblau 2012, S. 224). Der „Wille“ beschreibt das „Lebensprinzip“ (ebd.) der unterschiedlichen Formen menschlichen Zusammenlebens. Er unterscheidet den Wesenswillens vom Kürwillen (ebd. ff). Kurz gesagt entspricht der Wesenswille der menschlichen Natur, denn es gehört zum menschlichen Wesen, ein gemeinschaftliches Leben zu suchen. Gemeinschaft und gemeinschaftliche soziale Beziehungen¹⁶ werden um ihrer selbst willen aufrechterhalten und verfolgen darüber hinaus keinen weiteren Zweck (vgl. auch Dierschke 2006, S. 77). Der gemeinschaftliche Wesenswille bezieht sich auf „Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft“ (Tönnies und Lichtblau 2012, S. 226) und meint das familiäre, organisch gewachsene Zusammensein von Individuen. Die Menschen einer Gemeinschaft haben eine gemeinsame Geschichte und teilen bestimmte Traditionen, Werte, Normen und Riten, die nicht hinterfragt werden. Für Tönnies ist die Gemeinschaft ländlich und weiblich bestimmt und geprägt von der Sicherheit und Geborgenheit (ebd. 229).

Gesellschaften sind nach Tönnies konträr dazu, eher großstädtisch und männlich geprägt. Die sozialen Beziehungen folgen dem „Kürwillen“. Hier steht nicht das quasi natürliche, geborgene Zusammensein im Vordergrund, sondern eine Zweckorientierung. Beziehungen basieren in

¹⁶ In der Literatur wird häufig von „gemeinschaftlichen Bindungen“ (Dierschke, Drucks & Kunze 2006, S. 105) gesprochen. Da sich der Begriff Bindung aber in der psychologischen Bindungstheorie (Bowlby 1995) hauptsächlich auf die frühkindliche und lebensprägende Bindung zwischen Kleinkind und Bezugsperson bezieht, soll hier der Begriff Beziehung bevorzugt werden.

einer Gesellschaft nicht auf der Vergangenheit und auf Tradition, sondern sind auf die Zukunft gerichtet. Man tut nichts einfach so, sondern immer auf Grundlage einer Austauschlogik (vgl. Dierschke 2006, S. 78). In Gesellschaften haben die Menschen weniger Sicherheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit, dafür aber mehr Freiheit und Individualität.

Die Dichotomie soll hier erkenntnistheoretisch verstanden¹⁷ werden. Jede soziale Beziehung hat Anteile von beiden Typen in unterschiedlicher Gewichtung (vgl. ebd. S. 79). Daher gibt es eine Vielzahl an sozialen Gemeinschaften, die Grundmann (2006a) in dreierlei Hinsicht unterscheidet. Einmal nach den affektuellen und rationalen Aspekten, die in unterschiedlicher Gewichtung zu finden sind. Zum zweiten entlang ihrer Motive des Zustandekommens, bzw. nach den Intentionen, Werten, Interessen oder Ziele, die ein gemeinsames Wollen ausdrücken (ebd. S. 21). Drittens lassen sich soziale Gemeinschaften hinsichtlich der „Strukturiertheit der Beziehungen zwischen den Gemeinschaftsmitgliedern“ und dem „Grad der formalen Organisation“ (ebd.) unterscheiden. Entlang dieser drei Kriterien spannt sich ein Spektrum sozialer Gemeinschaften. Die Mitglieder sind mal enger man anonym miteinander verbunden, privat und informell oder auf Grundlage bestimmter Statuten, Satzungen oder Manifeste, z.B. Familien, Freundeskreise, Wohngemeinschaften, Nachbarschaften, Selbsthilfegruppen, Vereine, Parteien, Verbände, Genossenschaften u.v.m.

Intentionale Gemeinschaften zeichnen sich dadurch aus, dass sie diese Widersprüche bewusst vereinen: Es werden affektuelle und rationale Werte und Ziele verfolgt. Mit anderen Worten werden die entgegengesetzten Arten des „Wollens“ vereint, denn es wird sowohl der Wesens- als auch der Kürwille in gleichem Maße verfolgt, laut Tönnies eigentlich ein Widerspruch in sich. Die Geborgenheit der Gemeinschaft und das Gefühl der Zugehörigkeit soll nicht ‚einfach so‘ entstehen, sondern wird zielgerichtet hergestellt. Es gibt beispielsweise intendierte Räume und Möglichkeiten für zufälliges, informelles Zusammensein und Flexibilität für die Veränderung von Strukturen. Unter dem Dach der übergeordneten Intention, gemeinsam nachhaltig leben zu wollen, können außerdem eine Vielzahl weiterer Motive und Ziele nebeneinander existieren. Ebenso kann die Strukturiertheit der Beziehungen loser oder enger sein.

Als zentrales Kennzeichen einer IG in Abgrenzung zu anderen sozialen Gemeinschaften soll hier mit Grundmann das Ziel einer „nachhaltigen, gemeinsamen Lebensführung“ (Grundmann, 2006, S. 23) gelten, die auf Verbindung von scheinbar Widersprüchlichem und Getrenntem

¹⁷ Vgl. hierzu Meuser, der die eindeutige Zuschreibung von Weiblichkeit zu Gemeinschaft und Männlichkeit zu Gesellschaft bei Tönnies kritisch beleuchtet und hier einen Ursprung einer auf Dominanz ausgerichteten Männlichkeit verortet (Meuser 2010, 21ff).

ausgerichtet ist. Diesem übergeordneten Ziel kann individuell und auf vielfältige Weise Rechnung getragen werden.

Grundmann (2011) stellt fest, dass sich insbesondere in Zeiten, in denen „der soziale Zusammenhalt im Ganzen brüchig, der Gestaltungswille der Individuen jedoch besonders hoch ist“ (ebd. S. 279). Gerade in diesen Zeiten bilden sich Intentionale Gemeinschaften heraus. Die Motivation eine IG zu gründen oder einer beizutreten, ist daher durchaus als Gegenbewegung zur Moderne zu sehen (ebd.), wenngleich Gesellschaft dabei aber nicht abgeschafft oder bekämpft, sondern verändert werden soll. IG widersetzen sich den vorherrschenden eher rationalen und individualisierten Werten und Normen und setzen gefühlsbetonte, gemeinschaftliche Werte als Kontrast dagegen – mit dem Ziel, beides zu vereinen. Grundmann (2006a) definiert:

„‘Intentionale Gemeinschaften‘ bilden sich bewusst aus einer oppositionellen Haltung gegenüber der Gesellschaft, um neue Wege des Zusammenlebens zwischen Menschen und mit der Umwelt experimentell zu erproben. Ihre verbindenden Merkmale, die eine Gruppenidentität ausmachen, sind dabei gemeinsames Zusammenleben, eine geteilte Lebenswelt und ein damit einhergehender Lebensstil. [...] Während ‚natürliche Gemeinschaften‘ dazu tendieren, sich gesellschaftlichen Handlungsbezügen unterzuordnen, streben Intentionale Gemeinschaften eine Einmischung in und Gestaltung von Gesellschaft an.“ (ebd., vgl. auch Kunze 2008, S. 53)

Man kann sagen, dass in IG nicht nur bestimmte Veränderungswünsche oder politische Themen die verbindende Motivation darstellen. Vielmehr soll bewusst ein umfassender nachhaltiger Lebensstil nicht nur theoretisch entwickelt, sondern praktisch umgesetzt werden. Es handelt sich daher nicht um „posttraditionale Gemeinschaften“ im Sinne von Hitzler et al. (2009), deren Mitglieder sich eher nicht „aufgrund solidaritätsstiftender gemeinsamer Wertsetzungen, sondern sozusagen ästhetisch und prinzipiell vorläufig für die Mitgliedschaft entscheiden“ (Hitzler et al. 2009, S. 13). Posttraditionale Gemeinschaften in diesem Sinne sind häufig flüchtig, wenig verbindlich, können unter Umständen nur momentan, z.B. für eine „Flashmob“ zusammenkommen oder begründen sich über Konsumverhalten. IG hingegen beruhen auf einer gemeinsamen Werteorientierung und langfristigen Plänen.

An dieser Stelle sollen Intentionale Gemeinschaften noch von weiteren auf den ersten Blick ähnlichen Lebensformen abgegrenzt werden.

Würfel (2014) grenzt im Eurotopia Verzeichnis¹⁸ „Ökodörfer“¹⁹ und „Intentionale Gemeinschaften“ (Würfel nennt beide „Gemeinschaften“) von den meisten Cohousing-Projekten, Ökosiedlungen, Wohnprojekten und WGs ab (ebd. S. 47), die im Eurotopia Verzeichnis dementsprechend nicht auftauchen. Bei den letztgenannten Wohn- und Lebensformen steht meist das gemeinsame, nachbarschaftliche Wohnen im Vordergrund. Häufig ist der Wunsch, Kosten zu sparen und nachbarschaftlicher bzw. weniger anonym miteinander zu leben, das zentrale Gründungsmotiv. Sie sind somit soziale und gemeinschaftsorientierte Wohnformen, streben aber nicht nach Nachhaltigkeit in der gesamten gemeinsamen Lebensführung. Diese Wohn- und Lebensgemeinschaften stehen somit nicht im Zentrum dieser Arbeit, ebenso wenig generationenübergreifende, therapeutische Wohnprojekte oder studentische Kooperativen.

Intentionale Gemeinschaften suchen ihre Mitglieder meist mittels eines strukturierten, teilweise langwierigen Aufnahmeverfahrens aus. Meist müssen bestimmte Seminare oder Kurse besucht werden, bevor der Antrag auf Aufnahme gestellt werden kann. Häufig ist ein Probewohnen Bestandteil des Aufnahmeverfahrens, um beiden Seiten eine Möglichkeit zu geben, die Entscheidung eingehend zu prüfen (vgl. z.B. Schloss Blumenthal 2020).

Im Folgenden soll ein Versuch unternommen werden, Größe und soziodemographische Merkmale des Feldes näher zu beschreiben.

¹⁸ Das Eurotopia Verzeichnis listet relativ systematisch seit 1996 Gemeinschaften (hier sind Intentionale Gemeinschaften und Ökodörfer gemeint) in Europa auf. Das Verzeichnis wird im Ökodorf Siebenlinden erstellt. Es bietet einen Überblick über die Gemeinschaftsszene und dient als Wegweiser für Gemeinschaftsinteressierte und Menschen, die Gemeinschaften gründen möchten. Außerdem beinhalten die Eurotopia Verzeichnisse eine Vielzahl an Artikeln und Berichten rund um die Themen Gemeinschaft und Nachhaltigkeit (Würfel 2014; Lambing 2014).

¹⁹ Ökodörfer sind Intentionale Gemeinschaften, die zusätzlich alle Kriterien einer Ökosiedlung erfüllen, die sich hauptsächlich auf ökologische Aspekte der Energieversorgung, Bauweisen und Ernährung beziehen (sdg21.Webdatenbank 2020). Zum Beispiel kann man in einer Ökosiedlung in einem Passivhaus leben, aber dann doch jeden Tag weite Strecken mit dem Auto pendeln, um zum Beispiel für einen gewinnorientierten Automobilhersteller zu arbeiten. Genau dieser Lebensstil soll in IG verändert werden, indem beispielsweise andere Mobilitätskonzepte ausprobiert werden, andere Arbeitgeber gesucht werden oder versucht wird, die Automobilproduktion und Unternehmenskultur zu verändern. Zu den bekanntesten Ökodörfern gehören unter anderem: Die Findhorn Community in Schottland, der niedersächsische Lebensgarten Steyerberg, das Ökodorf Sieben Linden in der Altmark, das schweizerische Ökodorf Sennrütli, das brandenburgische Zentrum für experimentelle Lebensgestaltung ZEGG und das Zentrum für Friedensforschung und -ausbildung Tamera in Portugal u.v.m. (vgl. Lambing 2014, S. 9).

3.1.2 Größe und soziodemographische Merkmale

Eine genaue Angabe darüber, wie viele IG es in Europa gibt und wie viele Menschen dort leben, ist nicht ohne weiteres möglich, denn es gibt keine etablierte und systematische Erfassung und Erforschung von IG. Die Anzahl der Menschen, die aktuell in Deutschland in IG leben, ist mit Hilfe des Eurotopia Verzeichnisses nur annäherungsweise zu bestimmen.

Das Eurotopia Verzeichnis von 2019 (Würfel 2019) listet 192 Gemeinschaften und Ökodörfer in Deutschland mit rund 5850 Bewohner/-innen (eigene Berechnung anhand der Zahlen im Eurotopia Verzeichnis 2019). Dies ist allerdings nur eine sehr vage Annäherung, da das Eurotopia Verzeichnis längst nicht alle IG aufführt. Viele Gemeinschaften möchten nicht erfasst werden, da sie durch die Listung einen Besucheransturm befürchten, dem sie nicht gewachsen wären, wie Würfel (2014) erklärt. Andere Gemeinschaften geben ihre Bewohner/-innenzahl im Eurotopia Verzeichnis nur vage an, manche Gemeinschaften befinden sich in Gründung und geben daher „1“ als Anzahl der Bewohner/-innen an, da noch nicht feststeht, wieviele Menschen dort leben werden. Auch die teilweise hohe Fluktuation der Mitglieder kann nicht abgebildet werden. Dies lässt darauf schließen, dass es eine Dunkelziffer der Nichterfassten Bewohner/-innen von IG gibt, und die tatsächliche Zahl der Menschen, die in IG leben wesentlich höher liegt (vgl. ebd.).

Vor diesem Hintergrund muss auch die folgende Tabelle lediglich als Annäherung verstanden werden, die eher die Entwicklung des Eurotopia-Verzeichnisses wiedergibt als die tatsächliche Zahl der in Gemeinschaft Lebenden. Dennoch zeigt die Tabelle einen steten Anstieg der gelisteten Gemeinschaften. Dies legt die Annahme nahe, dass die Szene seit Jahrzehnten existiert und sich wohl positiv entwickelt.

Tabelle 1: Anzahl der im Eurotopia Verzeichnis gelisteten Gemeinschaften und Bewohner/-innen

Jahr	1997/98	2004	2009	2014	2019
Anzahl gelisteter IG in Dt.	127	144	159	179	192
Anzahl Bewohner/-innen	2794	2906	4561	5034	5852
Durchschnittl. Bewohner/-innenzahl	22	20	29	28	30

(eigene Berechnung, Quellen: Nolte 1998; Peters und Stengel 2004; Stengel 2010; Würfel 2009, 2014, 2019)

Die Größe der Gemeinschaften weist eine erhebliche Varianz auf und reicht von einer Handvoll Bewohner/-innen bis zu mehr als 300 Bewohnerinnen. Einige Befunde weisen aber darauf hin, dass die durchschnittliche Bewohnerzahl eher gering ist. Lambing (2014) wertet einen Datensatz mit 455 deutschsprachigen Gemeinschaften aus, der für den Wirtschaftsverband European Business Council of Sustainable Energy (e5) vom Eurotopia Verzeichnis zur Verfügung gestellt wurde. Den Kriterien einer Intentionalen Gemeinschaft entsprachen dann aber nur 129

Gemeinschaften, davon 121 in Deutschland. Im Jahr 2013 lebten im Durchschnitt 23 Menschen in diesen Gemeinschaften, der Median lag bei 12 Mitgliedern (Lambing o.J.). Laut einer älteren Berechnung von Iris Kunze haben sogar 16% der von ihr untersuchten Gemeinschaften mit einem Datensatz der Uni Münster weniger als 16 Mitglieder (Lambing 2014, S. 26).

Ein weiterer Faktor, der die Bestimmung der Größe des Feldes und der Bewohner/-innenzahlen erschwert, liegt darin, dass für viele Bewohner/-innen das Leben in Gemeinschaft eine Lebensphase markiert und keine Entscheidung für immer darstellt. Andere leben sequenziell in verschiedenen Gemeinschaften, reisen durch die ganze Welt mit teilweise längeren Aufenthalten in einzelnen Gemeinschaften auf der Suche nach der für sie richtigen. Wieder andere möchten für einige Jahre das gemeinschaftliche Leben kennenlernen, bevor sie dann eine eigene Gemeinschaft gründen möchten²⁰ (vgl. auch Kunze 2008, S. 155). Zahlen darüber, wie lange Menschen in IG leben, gibt es nicht, ebenso wenig über die Wanderbewegungen.

Leider gibt es auch keine Hinweise darauf, wie viele allgemein gemeinschaftsinteressierte Menschen es gibt. Damit sind Menschen gemeint, die sich eingehend mit IG, Gemeinschaftsbildung und Transformationsprozessen auseinandersetzen, die beispielsweise als Gasthelfer/-in für eine oder mehrere Wochen in IG mitarbeiten, die Seminare, Kurse und Workshops, Festivals und Camps in den Gemeinschaften besuchen oder an Info-Veranstaltungen und Vorträgen teilnehmen. Viele IG bieten einen professionellen Seminarbetrieb, mit Übernachtungen und Catering. Beispielsweise nennt eine von der Autorin besuchte IG für das Jahr 2015 allein 15 000 Übernachtungen (mündliche Quelle auf einer Infoveranstaltung).

Es gibt bisher auch keine systematische Erfassung sozio-demographischer Merkmale der Bewohner/-innen von IG. Beobachtungen sprechen dafür, dass es sich um eine gut ausgebildete Mittelschicht handelt (Lambing 2014, S. 26), die postmaterialistische Werte teilen und dem sozial-ökologischen (7%) oder dem liberal-intellektuellen Sinus-Milieu²¹ (7%) zugeordnet werden kann (ebd.). Beide Milieus zusammen machen in der Gesamtgesellschaft ca. 14 % aus (Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH 2019).

²⁰ Kunze (2008) weist darauf hin, dass die Fluktuation in IG – sofern sie „konfliktgelöst“ ist – durchaus wichtige Funktionen erfüllt, einerseits als „Lebensschule“, andererseits als Möglichkeit, Erkenntnisse und Wissen in anderen gesellschaftlichen Kreisen zu tragen. Außerdem fördert sie Offenheit und Austausch und ermöglicht so Entwicklung. Die Fluktuation trägt somit zum experimentellen Charakter Intentionaler Gemeinschaften bei (vgl. ebd. S. 155).

²¹ Die Sinus Milieus berücksichtigen, dass die klassischen sozio-ökonomischen Merkmale, wie z.B. Bildung, Einkommen, Beruf, Alter, nicht ausreichen, um die Bevölkerung zu beschreiben. Es kann beispielsweise zwei 40jährige Ärztinnen geben, mit demselben Gehalt und zwei Kindern, die dennoch ein

In Lambings Untersuchung von 2014 liegt der Anteil der unter 18Jährigen mit 24% der Bewohner/-innen über dem Bundesdurchschnitt, der bei unter 20% liegt (ebd.). Weitere Daten über die Altersverteilung in IG liegen nicht vor. Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen entspricht nach Lambing dem Bundesdurchschnitt, allerdings gibt es einen signifikanten Zusammenhang zwischen Gemeinschaftsgröße und dem Anteil von Frauen und Kindern. Je größer die Gemeinschaft, je mehr Frauen und Kinder leben dort (ebd. S. 27).

Dreiviertel der IG sind auf dem Land und überdurchschnittlich viele auf dem Gebiet der neuen Bundesländer (ebd. S. 28ff). Dies kann damit erklärt werden, dass große landwirtschaftlich nutzbare Flächen dort günstig zu erwerben sind, teilweise stehen kleine Dörfer oder Ansiedlungen aufgrund der Abwanderungen leer. Gemeinschaften finden hier Gestaltungsfreiraum, Naturnähe und Abgeschiedenheit. Hinzukommt, dass die Gemeinschaftler/-innen häufig nicht auf Arbeitsplätze und Infrastruktur in dem Maße angewiesen sind. Subsistenzwirtschaft und „wirtschaftliche Vergemeinschaftung“ (ebd. S. 40), z.B. durch Einkommensgemeinschaften („jedeR nimmt nach ihren/seinen Notwendigkeiten/Bedürfnissen aus der gemeinsamen Kasse“, Kommune Niederkaufungen 2020) verringern Kosten und die Abhängigkeit von Erwerbsarbeit (vgl. Lambing 2014, S. 39ff). Teilweise entstehen auch in den IG lohnsteuerpflichtige Arbeitsplätze, z.B. im Bildungs- und Seminarbetrieb, Catering, Gastronomie, Nahrungsmittelproduktion, Handwerk etc. (vgl. ebd. S. 34ff). Manche Gemeinschaftler/-innen arbeiten im Homeoffice oder pendeln in die nächstgrößeren Städte (ebd. S. 36). Schulen, Kindergärten und teilweise auch weiterführende Ausbildungseinrichtungen gründen sie häufig selbst und beleben auf diese Weise die regionale Infrastruktur. Einige in Gemeinschaften gegründete Kindergärten und Schulen ziehen Kinder aus der ganzen Region an, zumal viele öffentliche Schulen in strukturschwachen Gebieten geschlossen wurden. Zudem bietet das Leben in abgelegenen Gegenden für die Gemeinschaftler/-innen den Vorteil, dass sie sich ganz der Gemeinschaftsbildung widmen können, ohne Konsumablenkung oder den Zwang in einem urbanen Leben hohe Lebenshaltungskosten bezahlen zu müssen, mit der damit verbundenen Zeitnot (vgl. Lambing 2014, S. 28).

völlig unterschiedliches Leben führen und sich hinsichtlich Geschmack, Urlaubsgestaltung und politischer Orientierung unterscheiden, obwohl sie „sozioökonomische Zwillinge“ sind. Ursprünglich zum Zwecke der Marktforschung entwickelte das Sinus Institut das Milieu-Konzept, um die Bevölkerung nicht mehr nur in Schichten und Klassen, sondern in wertebasierte Milieus einzuteilen. Auf diese Weise sollen die unterschiedlichen Lebensstile, Einstellungen und Werte realitätsgerechter abgebildet werden (vgl. Sinus Markt- und Sozialforschung 2019).

Man kann zusammenfassen, dass sich tendenziell gut ausgebildete Menschen IG anschließen und sich bewusst von der Mehrheitsgesellschaft abwenden. Die Bewohnerschaft ist etwas kinderreicher und weiblicher als die Mehrheitsgesellschaft. Die Menschen leben in Gruppen oder Dörfern bis zu 300 Personen zusammen. Insgesamt leben in Deutschland mindestens rund 6000 Menschen in dieser Lebensform, wobei von einer hohen Dunkelziffer ausgegangen werden kann. Die Gemeinschaftsbewegung ist nicht auf Deutschland oder Europa begrenzt, sondern global und im „Global Ecovillage Network“ (GEN Europe) organisiert.

Die dort vorzufindenden Werte und Lebensorientierungen spiegeln die allgemeine Suche wider, neue nachhaltigere Lebensweisen zu etablieren, die nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die zwischenmenschliche Ebene umfassen. Demzufolge sollen IG nicht nur als eine kleine gesellschaftliche Subgruppe betrachtet werden, sondern auch als Manifestation und Vorreiter einer weit verbreiteten Werteorientierung, die auch Paarbeziehungen und Familienleben betrifft.

Da das Ziel, einen nachhaltigen Lebensstil zu entwickeln als zentrales Kennzeichen für IG ausgemacht wurde, soll im Folgenden eine Skizze dessen erfolgen, was unter Nachhaltigkeit und insbesondere unter sozialer Nachhaltigkeit zu verstehen ist.

3.2 Soziale Nachhaltigkeit

Die Umweltzerstörung nimmt seit Jahren immer mehr zu, obwohl die Zusammenhänge zwischen einem auf Wachstum ausgelegten Wirtschaftssystem und den damit einhergehenden Umweltschäden spätestens seit den 1960er Jahren bekannt sind. Das 1962 erschienene Buch „Silent Spring“ (Carson et al. 2000) macht erstmals auf die Auswirkungen von Insektiziden, Pestiziden und Herbiziden auf Mensch und Natur aufmerksam und begründet eine weltweite Umweltbewegung. Auf Grundlage des sogenannten Brundtlandberichts, der 1987 von der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen vorgelegt wurde (Hauff 1987), beschloss die Staatengemeinschaft 1992 in Rio de Janeiro die „Agenda 21“, die die nachhaltige Entwicklung²² als politische Handlungsmaxime festlegt (vgl. hierzu auch Andreas 2015, S. 12). Im Jahr 2015 wurde die Agenda 2030 verabschiedet mit 17 globalen Nachhaltigkeitszielen (Bundesregierung 2020). Die Ziele umfassen ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeitsaspekte (ebd.). Ein ökologisches Bewusstsein für die Grenzen des Planeten lassen sich nicht erreichen, solange auch die Ausbeutung anderer Menschen praktiziert und geduldet wird. Zu den sozialen Nachhaltigkeitszielen gehören unter anderem der „Kampf gegen Armut“, „weniger Ungleichheit“ und „Geschlechtergleichheit“ (ebd.). Ziel ist es „Geschlechterrollen zu überwinden“ (ebd.). Betreuungsangebote für Kinder sollen ausgebaut, Frauen der Weg in Führungspositionen erleichtert und „erzieherische, soziale und pflegerische Berufe“ aufgewertet werden, damit diese auch für Männer attraktiv sind (ebd.). Die Vereinten Nationen gehen außerdem davon aus, dass „die Teilhabe aller Menschen, die Nutzung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Potenziale, unerlässlich für eine nachhaltige Entwicklung [ist] - unabhängig von Alter, Geschlecht, einer Behinderung, Ethnie, Herkunft, Religion, wirtschaftlichem oder sonstigem Status“ (ebd.).

Es bestätigt sich, was Diefenbacher (2001) feststellt, dass im allgemeinen die sozialen Dimensionen der Nachhaltigkeit auf Gerechtigkeits- und Ungleichheitsfragen bezogen werden. Es werden oft „Makrozusammenhänge auf Indikatoren für soziale Nachhaltigkeit verdichtet, um daraus eine politische Steuerungsgrößen“ abzuleiten (Grundmann 2016, S. 4). Grundmann sieht darin eine „Reduktion der sozialen Nachhaltigkeit auf politische Regulation“ (ebd.). Der

²²Der Begriff der Nachhaltigkeit kommt ursprünglich aus der Forstwirtschaft und bedeutet, in einem bestimmten Zeitraum nur so viel Holz zu fällen, wie auch wieder nachwachsen kann, um den Wald in seinem Bestehen langfristig nicht zu gefährden (Pufé 2017, S. 37). Eine nachhaltige Wirtschaftsweise wäre eine solche, die die Gegebenheiten des Planeten respektiert. Bedürfnisbefriedigung heutiger Generationen soll durch nachhaltiges Wirtschaften ermöglicht und gleichzeitig für kommende Generationen sicher gestellt werden (vgl. Kunze 2008, S. 12; Hauff 1987, XV²²).

Blick sollte aber auf die alltäglichen Interaktionen gerichtet werden, in denen sich sozial nachhaltiges Verhalten zeigt.

Trotz vieler positiver Entwicklungen, hat sich der negative Einfluss des Menschen auf die Ökosysteme weiter fortgesetzt und manifestiert sich in globalen „Vielfachkrisen“²³ (Wallmeier 2015, S. 3), die meist auch mit sozialen Katastrophen durch Kriege, Vertreibung, Hungersnöte etc. verbunden sind. In Industrienationen haben sich Bewusstsein und Werteorientierungen trotz der real werdenden menschengemachten Katastrophen nicht verändert bzw. tun dies nur langsam. Von einer nachhaltigen und gerechten Lebensweise, insbesondere in reichen Nationen, kann daher noch nicht gesprochen werden (Meadows et al. 2004, xiv; Henkel et al. 2017, S. 5).

Auch Kunze (2014) weist darauf hin, dass es nicht ausreicht, die Produktionsweisen und das Konsumverhalten zu kritisieren. Vielmehr müssen kulturell geprägte Lebensstile, Werte, Normen und Deutungen in den Blick genommen werden, die sich in alltäglichen Interaktionen manifestieren und reproduzieren. Eine nachhaltige Entwicklung muss daher auf der soziologischen Mikroebene der alltäglichen sozialen Interaktionen stattfinden (vgl. Kunze 2014). Laut Kunze (2014) ist Nachhaltigkeit nicht durch Verordnung oder durch veränderte Konsumgewohnheiten zu erreichen, sondern muss sich in einer grundlegenden Veränderung des sozialen Miteinanders niederschlagen, das darauf ausgerichtet sein muss, gemeinschaftliche Strukturen aufzubauen, innerhalb derer der Einzelne an sich arbeiten kann. Diese wird laut Kunzes Forschung in IG bewusst herbeigeführt und institutionalisiert, denn man geht in IG davon aus, „dass eine wesentliche Ursache für nicht-nachhaltige Lebensweisen in der westlichen Gesellschaft der Mangel an sozialen und kommunikativen Fähigkeiten ist. Das kann allerdings nicht allein auf die einzelnen Menschen geschoben werden, indem unökologischer Konsum und unsolidarisches Verhalten angeprangert werden. Auch die gegenteilige Ansicht, der/die Einzelne wäre Opfer der ökonomischen und politischen Strukturen, führt zu keinem Lösungsweg. Beide Seiten weisen auf Ursachen hin. Gemeinschaften zeigen nun einen Ansatz, der das Arbeiten am Einzelnen und den Strukturen beides in Abstimmung aufeinander möglich macht.

²³ Mit Vielfachkrisen ist die Gleichzeitigkeit mehrerer Umweltkatastrophen mit globalen Auswirkungen gemeint, z.B. Klimaerwärmung, die Vermüllung der Weltmeere, die Abholzung der Regenwälder, das Artensterben und weitere massive Umweltzerstörungen. Auch die Isolierung und Vereinsamung von Menschen in Großstädten, die soziale Spaltung der Bevölkerungen und ein „Leerlaufen repräsentativer Demokratien“ (Wallmeier 2016, S. 3), die nicht selten Radikalisierung, Faschismus und Sexismus zu Folge haben, können als Konsequenzen des kapitalistisch geprägten Wirtschaftsmodells westlicher Prägung gesehen werden (vgl. z.B. Koppetsch 2019, Lessenich 2016).

In den beobachteten Gemeinschaftsprojekten vollzieht sich die Strukturentwicklung als Lern- und Entwicklungsprozess sozialer Fähigkeiten wie konstruktive Konfliktlösung, verantwortliche Selbstverwirklichung und reflexives Beziehungsverhalten. Die in der ‚Normalgesellschaft‘ sozialisierten Gemeinschaftsmenschen merken selbst anhand der sozialen Konflikte die Wichtigkeit, sich und die Strukturen in diesen Bereichen weiterzuentwickeln.“ (Kunze 2014, S. 86–87)

Ökologische Probleme müssen, um verstanden und behoben zu werden, in ihrem sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Kontext gesehen werden (vgl. Kunze 2008, S. 12). Eine nachhaltige Veränderung beginnt daher im alltäglichen Handeln und den Interaktionen jedes/-r Einzelnen.

Wie gesagt, gehören die ökologischen, ökonomischen und sozialen Aspekten der Nachhaltigkeit zusammen²⁴ (Kunze 2006, 173ff). Nimmt man die Nachhaltigkeitsziele ernst, so müssten als Basis auch für Paarbeziehungen und Familien Strukturen geschaffen werden, in denen „Geschlechtergleichheit“ (vor-) gelebt werden kann. Die Annahme liegt nahe, dass in IG die Strukturen des Zusammenlebens in besonderer Weise in den Blick genommen werden, um nachhaltige Formen des Zusammenlebens, der Kommunikation und der Konfliktlösung zu praktizieren. Dies würde sich dann auch auf das Doing Family in IG und auch die Trennungsläufe von Eltern auswirken. Was genau unter „sozialer Nachhaltigkeit“ in IG verstanden werden kann, wird im folgenden Unterkapitel umrissen.

3.2.1 **Verbindung**

Grundmann (2016) beschreibt sozial nachhaltiges Handeln als ein solches Handeln, das „sowohl soziale Bezugnahme als auch soziales Miteinander ermöglicht und auf Dauer stellt“ (ebd. 4). Soziale Nachhaltigkeit betont „die Bedeutung kooperativen und koordinierten Miteinanderlebens“ und verweist damit auf „zusammenhängende moralische, ethische und sittliche Aspekte des Zusammenlebens.“ (ebd. 5). Soziale Nachhaltigkeit würde so „dem Sozialen eine

²⁴ Zum Begriff der Nachhaltigkeit aus soziologischer Perspektive vgl. ausführlich Henkel et al. 2017: Es wird der Begriff und der gesellschaftliche „Rahmen von handlungsorientierten Maßnahmen zur langfristigen Sicherung der menschlichen Existenzgrundlagen“ soziologisch reflektiert. Bisher ist die „Nicht-Nachhaltigkeit individuellen und kollektiven Handelns“ beständig und auch breite Diskussionen über Klimawandel, Artensterben, Plastikmüll etc. haben kaum substantielle Veränderungen gebracht. (vgl. ebd. S. 5)

spezifische Qualität (des sich Verbindens)“ zuschreiben (ebd., vgl. dazu auch Wallmeier 2015).

Grundmann (2016) stellt plakativ eine Kriterien-Liste von sozial nachhaltigem und nicht-nachhaltigem Handeln gegenüber:

Tabelle 2: Kennzeichen sozialer Nachhaltigkeit

sozial nachhaltig	sozial-nicht-nachhaltig
Wechselseitiger Nutzen	Individuelle Nutzenmaximierung
Solidarisches Handeln	Vereinzelung
Kooperationen	Soziale Aus- und Abgrenzung
Anerkennung	Konkurrenz
Erfahrungs- und Meinungsaustausch	Zuschreibung von distinkten Merkmalen

(Quelle: Grundmann 2016, S. 5)

Diese Gegenüberstellung hat ohne Zweifel einen normativen Charakter, stellt aber doch den Versuch dar, sozial-nahhaltiges Handeln zu konkretisieren und von nicht-nachhaltigem abzugrenzen. Sozial-nachhaltiges Handeln ist so gesehen „solidarisch“, auf „Kooperation“ und „wechselseitigen Nutzen“, sowie auf „Verständnis und Anerkennung“ angelegt und beinhaltet einen „Erfahrungs- und Meinungsaustausch“. Außerdem zeichnet es sich auch durch Intergenerationalität aus und ist damit auf die Bewahrung von Lebensraum ausgerichtet (vgl. ebd.).

Im Gegensatz dazu steht ein sozial-nicht-nachhaltiges Handeln, wenn die „individuelle Nutzenmaximierung“ im Vordergrund steht, wenn „soziale Aus- und Abgrenzung“ zu beobachten sind, wenn „distinkte Merkmale“ zugeschrieben werden und „Konkurrenz“ zueinander vorherrscht (ebd.). Individualisiertes, vor allem sich selbst verantwortliches Handeln, wie es in kapitalistischen Industriegesellschaften gängig ist, ist demnach nicht sozial-nachhaltig.

Soziale Nachhaltigkeit strebt laut Grundmann nach *Verbindung*, weniger nach Gleichheit und Gerechtigkeit. Eine Gleichbehandlung ungleicher Menschen kann unter Umständen Ungerechtigkeit erst hervor bringen (vgl. Ebert 2015, 44ff). Die UN-Nachhaltigkeitsziele beziehen sich hingegen explizit auf „Gleichheit“ (Bundesregierung 2020).

Was unter „Verbindung“ verstanden werden kann, arbeitet Wallmeier (2015) heraus, der ethnographische Beobachtungen in zwei IG durchführt. Wallmeier bestätigt, dass Menschen in IG sich weniger aus oppositionellen Gründen zusammenschließen, sondern aus dem Gestaltungswunsch heraus, eine überlebensfähige Gesellschaft zu entwickeln. Es wird bewusst angestrebt, die Mehrheitsgesellschaft zu verändern, aber mittels Zusammenarbeit, gemeinsamen Projekten und Kooperationen. Als Beispiel hierfür kann die Gemeinschaft „Schloss Tempelhof“ angeführt werden, die auf ihrer Homepage auf die Bedeutung hinweist, sich mit der Region und der Gesellschaft insgesamt zu vernetzen, um Wirkung zu entfalten:

„Der Gemeinschaft Schloss Tempelhof ist es ein großes Anliegen sich mit der Region zu vernetzen und einer breiten Öffentlichkeit einen Einblick in die gelebte Praxis zu geben um gemeinsam neue Lebensmodellen entstehen zu lassen. Als Zukunftswerkstatt führen wir zum Einen eigene Forschungsprojekte durch und zum Anderen begleiten wir studentische Forschungsarbeiten zu natur- und sozialwissenschaftlichen Fragen, um unsere Erfahrungen und das gewonnene Wissen der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Die Kernfrage dabei ist, welche Lösungsansätze lassen sich in die Gesellschaft übertragen?“ (Schloss Tempelhof 2019)

Das Zitat verdeutlicht, dass diese IG sich nach außen öffnen und verbinden will. Wallmeier nennt dieses Vorgehen einen „nicht-antagonistischen Widerstand“, der aufgrund des Fehlens eines konkreten Gegners dazu tendiert, nicht als Widerstand erkennbar zu sein (Wallmeier 2015, S. 2).

Der nicht-antagonistische Widerstand entsteht laut Wallmeier durch die Verbindung von Dichotomien. Er nennt folgende Beispiele:

Natur vs. Mensch:

In Intentionalen Gemeinschaften spielt der Ort, an dem die Gemeinschaft lebt, eine wichtige Rolle. Der Mensch wird nicht als getrennt von seinem Lebensraum wahrgenommen, sondern als Teil davon, für dessen Bestehen er Verantwortung übernimmt. Viele Gemeinschaften verbessern beispielsweise die Bodenqualität ihrer Anbauflächen (z.B. die Gemeinschaften Tempelhof und Tamera in Portugal), erschaffen Mikroklimata beispielsweise durch Permakultur (Holzer et al. 2014) und beheben bereits vorhandene Folgen der Umweltzerstörung²⁵ (vgl. Wallmeier 2015, 7ff).

²⁵ Eine der ältesten IG in Deutschland ist das Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung ZEGG. Die Geschichte dieser Gemeinschaft ist typisch für die Gemeinschaftsszene, denn viele IG befinden sich an Orten mit teilweise bedrückenden Vergangenheiten. Auf dem Gelände des ZEGG siedelten zunächst Missionare, die nach dem ersten Weltkrieg zurück nach Deutschland kamen. Diese sympathisierten mit den Nazis und verkauften das Grundstück an die SS. Das Gelände wurde dann unter anderem als Trainingsstätte für Sportler genutzt, die bei der Olympiade 1936 antraten. Aus dieser Zeit stammen der große Pool auf dem Gelände, der mittlerweile als Löschwasserteich benutzt wird, und ein großer Reitplatz, der heute Versammlungsplatz und Treffpunkt bei großen Camps ist. Nach dem zweiten Weltkrieg diente der Ort als Lazarett, wurde dann zu DDR-Zeiten von der Stasi übernommen, die dort Spione ausbildete. Das gesamte Gelände war mit Stacheldraht umzäunt und wurde von Hundepatrrouillen überwacht. Nach der Wende 1989 wechselten private und kommerzielle Nutzer und Nutzung ab und der Kauf durch die ZEGG Genossenschaft zog sich schrittweise von 1991- 98. Auf der Homepage heißt es dazu:

Ich vs. Du

In IG versucht man bewusst und explizit Individualität nicht durch Kollektivismus zu ersetzen, sondern beides zu verbinden. Der/die Einzelne soll zwar die Möglichkeit haben, sich in Gemeinschaft einfügen zu können, er/sie soll sich dabei aber nicht unterordnen, verbiegen oder gehorchen. Freiheit bzw. Individualität und Verbundenheit mit der Gruppe – der klassischer Widerspruch, der nicht vereinbar erscheint (vgl. Bauman 2009) – soll in Gemeinschaften mittels bestimmter Techniken der Beziehungsgestaltung und Gemeinschaftsbildung überwunden werden, die in Kapitel 3.3 beschrieben werden.

Die Widersprüche von individueller Freiheit und kollektive Verbundenheit, Subjektivität, Autonomie und Bindung sollen in ein Wir-Gefühl transformiert werden (vgl. Wallmeier 2015, S. 8f).

Mittel vs. Zweck

Zweck und Mittel zum Zweck sind in Deckungsgleiche. Gemeinschaft *bilden* und *sein* ist dasselbe:

„Die Antwort der Öko-Dörfer ist die Transzendenz der Dichotomie Mittel/Zweck: als Experimente stellen sie ‚Möglichkeiten, Raum und Weite‘ zur Verfügung, durch die ‚Denkweisen‘ entstehen können, welche ‚neue Geschichten‘ zu erzählen erlauben.“ (ebd. S. 10)

Mit anderen Worten wird im Tun bereits das Ziel erreicht.

„Dem Gelände war seine Vergangenheit anzusehen – es war lange Zeit vernutzt und ausgebeutet worden.“ (ZEGG 2017)

Wie viele andere Gemeinschaften hat auch das ZEGG die Bodenqualität und die natürlichen Biotope des Geländes über die Jahre verbessert und den Ort auch „energetisch gereinigt“ (ebd.).

Eine andere IG, das „Schloss Tempelhof“ ist zum Beispiel auf dem Gelände eines ehemaligen Kinderheims angesiedelt und betreibt aktive Aufarbeitung zusammen mit ehemaligen Heimkindern (Schloss Tempelhof 2019). In Tamera (Südportugal) konnte der stark geschädigte und erodierte Boden mittels Permakultur so gesunden, dass er heute ca. 300 Menschen mit gesunden Lebensmitteln versorgt und eine Art Mikroklima entstanden ist (Tamera 2019; Smejkal 2012.)

Diese Beispiele sollen exemplarisch zeigen, dass es nicht nur Ziel der Gemeinschaften ist, die Zukunft zu gestalten, sondern auch „Wunden“ aus der Vergangenheit anzunehmen und Ort und Menschen zu heilen.

Auf diese Art und Weise entsteht eine „eigene Kultur“²⁶. So berichtet Würfel (2019) von der besonderen Gemeinschaftskultur im täglichen Leben und Arbeiten:

„In unserem Ökodorf benutzen wir noch nicht mal Handys. Und doch bin ich mittlerweile so verwurzelt, beschäftigt und gefordert, dass ich vergesse, dass es nicht überall so ist: Barfuss mit Klamotten aus der Verschenkecke noch schnell einen Tee holen und dann zur Besprechung – in der jeder ausreden darf und die mit einer Befindlichkeitsrunde anfängt. Das kann man durchaus eine eigene Kultur nennen.“ (Würfel 2019, S. 24)

Der Umgang miteinander, der auf Zuhören, Solidarität und Verbindung ausgerichtet ist, erschafft eine neue Alltagskultur.

Zusammenfassend lässt sich bis hierher feststellen, dass der Begriff der „sozialen Nachhaltigkeit“ bisher kaum konkretisiert wurde. In IG, zu diesem Schluss kommen Grundmann, Kunze und Wallmeier, wird soziale Nachhaltigkeit als ein Prozess verstanden, der auf die Verbindung zwischen Menschen und zwischen Menschen und Natur abzielt und in jeder konkreten Handlung sichtbar wird. Es wird eine Struktur als Rahmen gesetzt, in dem Individualität *und* Kollektivismus bestehen.

Auf diese Weise wird ein Transformationsprozess in Gang gesetzt, der auf der Mikroebene der zwischenmenschlichen Interaktionen beginnt und auf die Makroebene ausstrahlen soll. Es kann daher von einer „eigenen Kultur“ gesprochen werden, Grundmann und Kunze (2012) sprechen sogar von einem „neuen Menschenbild“ (Grundmann und Kunze 2012, S. 367).

Wie diese Kultur umgesetzt wird, soll im nächsten Kapitel anhand einiger konkreter Beispiele beschrieben werden. Dies dient dem Zweck, die spätere Betrachtung von Konfliktverhalten in Trennungsverläufen analytisch vorzubereiten, die innerhalb einer Kultur stattfinden, deren sozial-nachhaltigen Aspekte hier beschrieben wurden.

3.2.2 Transformation im Tun

Kunze (2008) betrachtet IG als „soziale Experimente“, in denen neue, solidarische Formen des Umgangs miteinander nicht „moralisch verordnet“ (Kunze 2014, S. 87), sondern im täglichen Zusammenleben miteinander erprobt werden.

Sie erarbeitet ein „Methodenset“ für „sozial-ökologische Transformationsexperimente“, das zentrale Kriterien beschreibt, wie Transformation hin zu Nachhaltigkeit gelingen und bestehen

²⁶ Kultur soll hier bedeuten: „Die Gesamtheit der Verhaltenskonfigurationen einer Gesellschaft, die durch Symbole über die Generationen hinweg übermittelt werden, in Werkzeugen und Produkten Gestalt annehmen, in Wertvorstellungen und Ideen bewusst werden.“ (Fuchs-Heinritz 1995, S. 379)

kann²⁷. Diese Kriterien sollen hier kurz umrissen werden, um sich ein Bild der Werte und Normen in IG machen zu können:

Neben der „Motivation, eine sozial und ökologisch nachhaltige Gemeinschaft“ zu wollen und darin auch einen Mehrwert zu sehen, nennt sie auch das Vorhandensein von Verträgen, um die Vereinbarkeit zwischen „individueller Freiheit und sozialer Kooperation“ abzusichern (ebd. S. 86). Außerdem sollte die „konkrete sozial-ökologische Siedlungsplanung (...) von den Bewohnern/innen gestaltet“ werden (Kunze 2014, S. 86; vgl. dazu ausführlich Kunze 2008, 130-132 und 182-183).

Zwei weitere Aspekte für gelingende Transformation beziehen sich vor allem auf die kommunikativen Fähigkeiten, die innerhalb der Gemeinschaft eingeübt werden: Das Gelingen der Transformation hängt laut Kunze davon ab, ob eine Gemeinschaft entwicklungsfähig bleibt, was wiederum durch „bewusste Kommunikation und Erlernen sozialer Fähigkeiten“ ermöglicht werden kann, z.B. durch „tägliche gemeinschaftliche Prozesse“, „eine Diskussionskultur über das soziale Miteinander, Konfliktpräventionsmethoden und die Reflexion der sozialen Dynamiken“ (Kunze 2014, S. 87). Dies erinnert an die von Giddens beschriebenen „beweglichen Verträge“ (Kapitel 2.2), die unter anderem dazu dienen können, unbewusst ablaufende „Machtspiele“ (Giddens 1993, S. 209) sichtbar zu machen und zu verändern.

Außerdem müssen Organisationsprinzipien und Prozesse der Entscheidungsfindung flexibel strukturiert sein:

„Dazu gehört eine sinnvolle Mischung von formalen oder auch rechtlich abgesicherten Strukturen und freien Vereinbarungen in Kommunikationsforen mittels basisdemokratischer, konsensorientierter Entscheidungsfindung. Die Strukturen werden durch die Beteiligten mittels Moderationsmethoden etc. möglichst gleichberechtigt gestaltet und sind daher überschaubar und transparent.“ (Kunze 2014, S. 86)

Partizipation, Austausch und Integration vielfältiger Ansichten stellen somit zentrale Kriterien sozial-nachhaltigen Transformationshandelns dar.

²⁷ Transformation hin zu einer nachhaltigen Lebensweise ist mit viel Arbeit und Engagement verbunden. Viele Hürden, Herausforderungen und Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Es verwundert nicht, dass ungefähr 50% der Gründungen von IG nach kurzer Zeit wieder auseinanderfallen (Kunze 2008, S. 146). Einfach so von allein, gelingt die Gemeinschaftsbildung kaum. Je bewusster sie gesteuert wird, desto höher sind die Erfolgchancen.

Zwei Schlüsselprinzipien sozialer Nachhaltigkeit sollen hier genannt werden, um die Verschränkung von bewusstem Wertewandel, individuellem Handeln und einer Gemeinschaftskultur zu veranschaulichen (Kunze 2008, S. 133-135). Laut Kunze steht und fällt soziale Nachhaltigkeit mit der Intention, diese auch umzusetzen und mit der bewusst gestalteten Vermittlung zwischen Individuum und Kollektiv:

1. Die Intention, soziale Nachhaltigkeit umzusetzen: Hiermit ist gemeint, dass die Mitglieder aus einer gesellschaftskritischen Haltung heraus dazu bereit sind, ihr Denken und ihre Gewohnheiten zu verändern (ebd. S. 133). Sie streben bewusst nach „materiellen und sozialen Werten“ und betrachten dies als eine Steigerung ihrer Lebensqualität. „Kreativität und Selbstverwirklichung“ werden nicht als individualisiertes Ziel gesehen, sondern in Bezug auf das gemeinschaftliche Zusammenleben gesetzt, das als Bereicherung erlebt wird (vgl. ebd.). Bedeutungen im Sinne von Zuschreibungen werden bewusst verändert, z.B. wird Gemeinschaft nicht als Zwang oder Einschränkung gedeutet, sondern als Freiraum, bzw. als Raum für Entdeckung tiefer sozialer Qualitäten. Bedürfnisse nach Konsum, Freizeit und Ablenkung werden transformiert und verfeinert („Bedürfnistransformation“) und im gemeinschaftlichen aufeinander bezogenen Leben befriedigt (ebd. S. 134).
2. Die soziale Vergemeinschaftung zwischen Individuum und Kollektiv: Gemeinschaft wird bewusst so gestaltet, dass „soziale Räume“ (ebd. S. 135) der Begegnung und des Austausches entstehen, sei dies das tägliche gemeinsame Essen in der Kantine, wöchentliche Treffen oder Plenen, die Mitarbeit in Arbeitsgruppen, Gesprächs- und Begegnungskreise, gemeinschaftsbildende Prozesse u.v.m. Dadurch entstehen Rituale und neue Gewohnheiten, die eine „Gemeinschaftskultur ‚von unten‘“ ermöglichen. Gemeinschaft wird als „Resultat individueller Interaktion“ gesehen. Einzelne setzen ihren Willen vielleicht nicht durch, aber ihr Beitrag ist im Gesamten sichtbar. Das Prinzip der „Einheit in der Vielfalt“ wird durch die unbedingte „Integration des Einzelnen“ umgesetzt (vgl. ebd. 135).

Mit anderen Worten verändert soziale Nachhaltigkeit das soziale Miteinander, Kommunikation und Konfliktdeutung grundlegend. Menschen stellen Möglichkeiten für soziale Interaktionen her, die auch bewusst und nach bestimmten Regeln genutzt werden. Individualität soll so in den Dienst der Gemeinschaft gestellt werden und sich in ihr entwickeln. Soziale Nachhaltigkeit ist kein Ziel in der Zukunft, sondern wird im täglichen sozialen Handeln umgesetzt und ist auf Verbindung ausgerichtet.

Es lässt sich hier vermuten, dass sich die Intention, gemeinschaftlich zu leben, sich selbst kritisch zu reflektieren, bewusste Konfliktkommunikation zu betreiben und eine „Gemeinschaftskultur“ zu entwickeln, auf das Verständnis von Familie verändert, ebenso wie familiären Praxen der „alltäglichen Lebensführung“ und das Zusammensein von Paaren.

Diese Untersuchung beleuchtet die Frage, wie die auf soziale Nachhaltigkeit ausgerichtete Struktur in Gemeinschaften die Trennungsverläufe in IG prägt. Daher soll im Folgenden noch auf drei konkrete Techniken eingegangen werden, die die Konflikt- und Kommunikationskultur in IG wesentlich beschreiben.

3.3 Umsetzung einer sozial nachhaltigen Kultur

In diesem Kapitel sollen einige Methoden vorgestellt werden, die in IG gängige Praxis sind, um Konfliktlösung und Entscheidungsfindung sozial nachhaltig zu gestalten. (vgl. hierzu ausführlich die Ethnographie eines Ökodorfs von Schwab 2020, S. 147ff). Es handelt sich hier um eine Auswahl ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Gewaltfreie Kommunikation

In den meisten IG wird eine verbindende, einfühlsame bzw. gewaltfreie Kommunikation (GFK) nach Marshall Rosenberg (2016, 2010) geübt und umgesetzt. Sie dient dazu, die Kommunikation so zu gestalten, dass auch in Konfliktfällen, eine Verbindung zwischen den Menschen bestehen bleiben kann. In Konfliktsituationen sollen sogenannte „Ich-Botschaften“ ausgesendet werden, um zu verhindern, dass der/die andere sich angegriffen fühlt, sich rechtfertigt, einen Gegenangriff startet, und so der Konflikt eskaliert, anstatt gelöst zu werden. Die Grundidee ist, dass hinter jedem Gefühl ein universelles Bedürfnis steht. Auf dieser Ebene erst ist laut GFK gegenseitiges Verständnis möglich:

„Versuch‘ doch bitte, durch meine Worte hindurch zu hören bis zu den Gefühlen, die wir gemeinsam haben.“ (Ruth Bebermeyer, zitiert nach Rosenberg 2010, S. 18)

Die GFK besteht aus vier Komponenten:

- Beobachtung,
- Gefühle,
- Bedürfnisse und
- Bitten (Rosenberg 2016).

Auf der Grundlage einer Beobachtung lassen sich die konkreten Gefühle beschreiben, die diese Beobachtung in einem Menschen auslöst. Daraus ergeben sich bestimmte Bedürfnisse. Auf der Basis der Bedürfnisse lässt sich eine Bitte formulieren, z.B. um eine konkrete Handlung, die erfolgen sollte. Anstatt also zu schimpfen und zum Beispiel zu sagen: „Mir reicht es endlich! Ich bin nicht deine Putzfrau! Räum endlich deine verflixten Socken weg!“, empfiehlt die GFK folgende Formulierung:

„Ich ärgere mich, wenn ich zwei zusammengerollte schmutzige Socken unter dem Kaffeetisch sehe und noch drei neben dem Fernseher, weil ich in den Räumen, die wir gemeinsam benutzen, mehr Ordnung brauche. (...) Würdest du bitte deine Socken in dein Zimmer oder in die Waschmaschine tun?“ (Rosenberg 2010, S. 93)

Das Gegenüber kann dann besser reagieren und ebenfalls entlang der vier Komponenten darauf antworten. Außerdem blockieren laut GFK moralische Urteile, Vergleiche und das Leugnen der eigenen Verantwortung an bestimmten Situationen jede einfühlsame Kommunikation. Bewertungen aller Art sollte man daher vermeiden, da „die höchste Form menschlicher Intelligenz ist, zu beobachten ohne zu bewerten“ (J. Krishnamurti zitiert nach Rosenberg, 2016, S. 48).

Anschuldigungen oder pauschale Abwertungen sind zu vermeiden, z.B. ist es besser zu sagen „Ich bekomme Angst, wenn du dich so verhältst“, anstatt zu sagen: „Du schreckliches Monster“. Besonders wichtig ist dabei laut GFK die Verantwortung für die Gefühle selbst zu übernehmen: „Was andere sagen oder tun, mag ein Auslöser für unsere Gefühle sein, ist aber nie ihre Ursache.“ (ebd. S. 69)

Außerdem unterscheidet die GFK zwischen einer Bitte und einer Forderung. Eine Bitte lässt prinzipiell ein „Nein“ als Antwort zu und ermöglicht dem Sprecher/der Sprecherin einfühlsam auf die Bedürfnisse des Gegenübers zu reagieren, z.B. mit einer einfühlsamen Nachfrage. Eine Forderung hingegen lässt keine negative Antwort zu und bewirkt quasi automatisch Abwehr, Abwertung und Schuldzuweisung.

Getragen sollte jede Kommunikation von Wertschätzung sein und einer grundsätzlichen Bereitschaft, dem anderen und sich selbst zu verzeihen. Wichtig ist auch, die Aufmerksamkeit ins eigene Innere zu lenken und eigene Gefühle und Bedürfnisse wahrzunehmen und „ihnen Empathie zu geben“ (ebd. S. 193). Dies dient dazu, die eigenen Bedürfnisse hinter einem aufsteigenden Gefühl besser zu erkennen und ausdrücken zu können. Das wertfreie Sprechen von einem selbst, von den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen, soll dazu führen, den anderen auf einer Ebene jenseits von „richtig“ oder „falsch“ zu erreichen und zu berühren (ebd. S. 35).

Es wird hier bereits deutlich, dass die GFK nur umsetzbar ist, wenn alle an der Kommunikation Beteiligten sie bewusst durchführen. In Machtkonstellationen, zum Beispiel in der Interaktion mit Kindern, in hierarchischen Strukturen oder in Abhängigkeitsbeziehungen, kann die GFK unter Umständen zu mehr Verständnis und einem besseren Klima beitragen, aber nicht immer ihre verbindende Wirkung entfalten. Rosenberg (2017) beschreibt den Unterschied zwischen „Macht über“ und „Macht mit“. Durch die GFK, so Rosenberg, kann es gelingen, konstruktive Macht zu vermehren, indem man sie gemeinsam ausübt (vgl. ebd.). Soziokratische Organisationsformen und Entscheidungsfindung können so gesehen als Beispiele betrachtet werden, wie „Macht mit“ erreicht und destruktive hierarchische Machtstrukturen durch eine verbindende Struktur verhindert werden können. Dies wird im nächsten Kapitel genauer erläutert.

3.3.1 Konsensentscheidungen

Kunze (2008) stellt heraus, dass sozial-nachhaltige Gemeinschaften „Einheit in der Vielfalt“ suchen (ebd., S. 135). Daher treffen die meisten IG keine Mehrheitsentscheidungen, da diese ausschließenden und spaltenden Tendenzen haben. Lambing (2014) findet heraus, dass ca. $\frac{3}{4}$ der Gemeinschaften ihre Entscheidungen nach dem Konsensprinzip fällen (ebd., S. 111). Für Kunze ist die „demokratische, konsensuale Entscheidungsfindung“ zentraler Gelingensfaktor für sozio-ökologische Transformationsprozesse (ebd. S. 137). In vielen Gemeinschaften werden daher soziokratische Prozesse der Entscheidungsfindung und Organisation umgesetzt.

Knapp zusammengefasst orientiert sich die Soziokratie an vier Basisprinzipien: dem Konsensprinzip, der Kreisorganisation, der doppelten Verknüpfung und der offenen Wahl. Die Vorgehensweisen sind von Strauch und Reijmer (2018) detailliert beschrieben, lassen sich aber flexibel, je nach Situation anpassen (vgl. auch Soziokratie Zentrum International 2019). Bevor eine Entscheidung getroffen werden kann, wird jede/-r Einzelne berücksichtigt, „gehört“ und „mitgenommen“, gleichzeitig werden keine Einzelinteressen verfolgt, sondern das Wohl und Ziel der Gemeinschaft²⁸ (vgl.ebd.).

Werden Personen für bestimmte Funktionen und Aufgaben gesucht, erfolgt eine offene soziokratische Wahl, die nach bestimmten Regeln abläuft. Die Aufgabe wird zunächst genau erklärt und die nötigen Eigenschaften und Fertigkeiten, die die gesuchte Person besitzen sollte, abgeleitet. Es können dann konkrete Personen vorgeschlagen werden, wobei begründet werden muss, warum man denkt, dass genau diese Person für eine Aufgabe besonders geeignet sein könnte. Die vorgeschlagene Person muss selbst damit einverstanden sein, die Aufgabe zu übernehmen. Dieses Verfahren ermöglicht positive Selbsterfahrung, da der/die Vorgeschlagene ein positives Feedback bekommt. Vermieden wird durch dieses Verfahren, dass eine

²⁸ Mittels konsensierender Verfahren wird die Lösungen erarbeitet, gegen die am wenigsten Widerstand herrscht. Ein viel zitiertes Beispiel hierfür ist die Wahl eines Restaurants, das drei Personen gemeinsam besuchen möchten. Person A möchte zum Steakhaus, Person B möchte vegetarisch essen und Person C möglichst günstig essen. Einigen können sich alle drei auf eine Pizzeria – zwar hat niemand sich eine Pizzeria gewünscht, alle können aber gut damit leben. Außerdem werden Argumente vor der Abstimmung eingehend diskutiert und Informationen ausgetauscht. Störungen, Einwände, eine Vielzahl von Meinungen werden ausdrücklich begrüßt und als Bereicherung erlebt, um die beste Lösung zu finden. Die Entscheidung soll so für alle nachvollziehbar und transparent gemacht werden. Voraussetzung für das Gelingen ist eine Bereitschaft, sich auf ein „sowohl als auch“ einzulassen und nicht auf ein „entweder-oder“ zu bestehen.

unter Umständen wenig geeignete Person eine Aufgabe übernimmt, weil sich sonst niemand meldet, oder dass eine Person eine gewählt wird, die eigene informelle Ziele mit dieser Position verfolgt. Außerdem hat diese Art der Personenwahl den Vorteil, dass die Aufgabe für alle transparent ist und ihre Erfüllung dann auch besser wertgeschätzt werden kann. Das aktive Vorschlagen einer Person hat motivierende und verbindende Wirkung und kann meist konkurrenzfördernde und demotivierende Stichwahlen verhindern.

Soziokratisch organisierte Betriebe oder Gemeinschaften folgen einer Kreisorganisation, mit verschiedenen Arbeitskreisen, die alle über doppelte Verknüpfung durch Austausch von Delegierten miteinander verbunden sind. So kann Verbundenheit, Handlungsfähigkeit und gleichzeitig Transparenz hergestellt werden. Jeder Kreis betreibt einen Prozess zur dynamischen Steuerung nach den Prinzipien: Leiten, Ausführen und Messen (Soziokratie Zentrum International 2019).

Das Beispiel der Soziokratie soll zeigen, dass Konsens hier nicht Ergebnis nächtelanger Diskussionen ist, sondern als Prinzip verstanden werden kann, das nicht ad hoc sondern prozesshaft umgesetzt wird. Ebenso wenig können einzelne besonders charismatische oder machtaffine Personen in entscheidende Positionen kommen. Diese Art der Selbstorganisation ermöglicht funktionale Hierarchien und verhindert Machtstrukturen („power with“, anstatt „power over“, Wallmeier 2015, S.16; Rosenberg 2017). Alle Teilnehmer/-innen, Bewohner/-innen oder Mitarbeiter/-innen werden integriert, aber Einzelinteressen können nicht gegen Widerstand durchgesetzt werden (vgl. Kunze 2008, S. 135). Gemeinschaft entsteht „als Resultat individueller Interaktion“ (ebd.).

Als letztes wird im der „Wir-Prozess“ vorgestellt, der eine besonders intensive Methode der Gemeinschaftsbildung darstellt. Auch hier kommen bestimmte Gesprächsempfehlungen und das Sprechen in Ich-Botschaften zum Ausdruck.

3.3.2 „Wir-Prozess“

Der „Wir-Prozess“ nach Scott Peck (2007) wird in unterschiedlichen Varianten in vielen IG als ein Mittel der Gemeinschaftsbildung durchgeführt. Mittels dieses Prozesses, der teilweise mehrmals jährlich für die Mitglieder in IG obligatorisch ist, sollen die Teilnehmer/-innen Verantwortung für sich selbst und die Gemeinschaft entwickeln.

Nach Scott Peck durchläuft jede Gruppe vier Phasen der Gemeinschaftsbildung (Peck 2007, S. 73ff), jede Phase ist wichtig, keine kann übersprungen werden. Mittels des „Wir-Prozesses“ lassen sich die vier Phasen gelenkt durchlaufen, um die Chance zu haben, eine „authentische Gemeinschaft“ zu werden. Der „Wir-Prozess“ läuft folgendermaßen ab:

Die Gruppe kommt mit einem/-r Facilitator/-in (Ermöglicher/-in) zusammen, man sitzt im Kreis, es wird kein Thema vorgegeben. Dazu stellt Peck sechzehn Gesprächsempfehlungen auf, die teilweise mit denen der GFK korrespondieren. Die Teilnehmer/-innen sind aufgefordert, sich von den Empfehlungen durch den Prozess lenken zu lassen. Die Empfehlungen dienen teilweise der Entschleunigung, dem bewussten Durchbrechen von erlernten Kommunikationsmustern. Beispielsweise fordert er dazu auf, vor jedem Sprechakt, den eigenen Namen zu sagen. Außerdem fordert er dazu auf, „Stille auszuhalten“; „sich zu verpflichten, bis zum Ende zu bleiben“, „ein Risiko einzugehen“ und „nur zu sprechen, wenn man den Impuls dazu verspürt“. Außerdem sollte man nicht „dozieren“, nicht therapieren, „keine Ratschläge“ geben, sich nicht „rechtfertigen“ und „keine Fragen stellen“ (hier sind Fragen gemeint, die ein bestimmtes Ziel verfolgen, oder den Gefragten zu Rechtfertigungen zwingen). Außerdem wird empfohlen „sich kurz zu fassen“, um Achtsamkeit für die anderen Teilnehmer/-innen zu entwickeln, die ebenfalls sprechen möchten (vgl. ebd. S. 427). Hält man sich an die Empfehlungen, ermöglichen sie das planvolle Durchlaufen der vier Phasen der Gemeinschaftsbildung.

In der ersten Phase, der „Pseudogemeinschaft“, geben sich die Menschen offen und aufgeschlossen, freundlich und zugewandt. Sie haben das Gefühl, sich gegenseitig sympathisch zu finden, auf einer Wellenlänge zu schwimmen und dasselbe Ziel zu verfolgen. Bleibt die Gruppe über einen gewissen Zeitraum beisammen, zeigt sich dann früher oder später die „Chaosphase“, in der Unterschiede sichtbar werden und es zu Konflikten kommt. Wünsche, Bedürfnisse, verschiedene Vorstellungen und Meinungen prallen aufeinander. Peck betont, dass die meisten Gruppen oder Gemeinschaften zwischen diesen ersten beiden Phasen hin- und herwechseln. Konflikte werden schnell und oberflächlich gelöst, es wird ihnen aber nicht auf den Grund gegangen. Daher treten sie früher oder später auch wieder auf und lösen erneut die Chaosphase oder auch die Auflösung der Gemeinschaft aus. Die Gesprächsregeln sind teilweise insbesondere in der „Chaosphase“ schwer einzuhalten, denn sie dienen dazu, in die Leere zu kommen und somit sicheres Terrain bzw. gewohnte Kommunikationsmuster zu verlassen. Kampf, Streit und Konfrontation sind, laut Peck, für die meisten westlich geprägten Menschen sichereres Terrain, als sich für andere Menschen und deren Andersartigkeit zu öffnen oder Stille auszuhalten.

Die dritte Phase nennt Peck die „Leere“. In dieser Phase herrscht eine gewisse Erschöpfung, die Menschen hören sich erstmals zu, erzählen ihre Geschichten und „zeigen sich“. Peck ermutigt in dieser Phase dazu, sich „verletzlich“ und verwundbar zu zeigen. Die Teilnehmer/-innen sprechen ihre Ängste, Zweifel und Verzweiflung aus, eigene Schwächen und Niederlagen werden offenbart. Die Mitglieder „entleeren“ sich und treffen sich auf einer emotional-menschlichen Ebene, auf der echte Verbindung entstehen kann. Diese Phase wird als sehr „schmerzhaft“ geschildert. Peck vergleicht sie mit einer Art „Todeskampf“ (ebd. S. 87), der für

einige Menschen leicht, für andere sehr quälend sein kann. Die teilnehmenden Individuen müssen sich zugunsten der Gemeinschaft „emotional aufgeben“ (ebd.).

Erst nach dieser „Sterbephase“ (ebd. S. 87) kann etwas neues, die „authentische Gemeinschaft“, entstehen, die für Peck die einzig wirklich handlungsfähige Gemeinschaft darstellt, die Frieden entstehen lassen kann. Alle Mitglieder fühlen sich als Teil der Gemeinschaft und übernehmen für sich selbst und füreinander und für die Gruppe Verantwortung. Peck beschreibt diesen magischen Moment:

„In dieser abschließenden Phase senkt sich eine sanfte Ruhe auf sie [die Gruppe, Anmerk. M.B.] herab. Es herrscht Frieden. Der Raum ist jetzt in Frieden gebadet. Dann, allmählich, beginnt eine Frau über sich zu sprechen. Die Gruppe ist jetzt sehr offen und verletzlich. Die Frau spricht aus dem tiefsten Grund ihrer selbst. Die Gruppe lauscht auf jedes Wort. Keiner hatte sich vorgestellt, dass sie so reden könnte. Wenn sie geendet hat, ist es sehr still. Das dauert eine lange Zeit, doch es scheint kurz. Es besteht kein Unbehagen während dieser Stille. (...) Es wird viel Traurigkeit und Kummer ausgesprochen; aber es wird auch viel Lachen und Freude geben. Ebenso wie Tränen im Überfluss. (...) Heilung und Verwandlung beginnen sich zu vollziehen, nun da niemand zu ändern und zu heilen versucht. Die Gemeinschaft ist geboren.“ (ebd. S. 88)

Die Phasen laufen nicht idealtypisch nacheinander ab, sondern können parallel und in unterschiedlich erlebten Zyklen auftreten. Selbst in der letzten Phase können Einzelne das Gefühl behalten, (noch) nicht Teil der Gemeinschaft zu sein.

Pecks Idee, gewohnte Kommunikationsmuster durch übergeordnete Gesprächsregeln bewusst zu durchbrechen, um Kommunikation zur „Friedensarbeit“ werden zu lassen, zeigt sich insbesondere in der Empfehlung nicht zu kommentieren und zu bewerten. Gesagtes soll „stehen gelassen“ werden. Der „Wir-Prozess“ kann dann dazu dienen Vertrauen, Verbindung und Integration²⁹ herzustellen.

²⁹ Peck beschreibt allerdings, dass Gemeinschaftsbildung nicht mit allen Individuen möglich ist. Für ihn ist es zentral, dass der Unterschied zwischen Integrität und Heuchelei (die Peck „Blasphemie“ nennt) erkannt wird. Pecks 1984 erschienene Buch heißt im Original „The Different Drum“. Dies bezieht sich darauf, dass Kriegstrommeln genauso klingen mögen, wie Friedenstrommeln – man muss sie unterscheiden lernen, denn auch die Kriegstrommeln werden meist im Namen des Friedens geschlagen. In Pecks Worten:

„Blasphemie (...) ist das Benützen des Heiligen, um das Profane zu verstecken, das Vorschieben von Reinheit, um Schuld zu verbergen, durch Edles das Unedle zu verdecken, durch Schönheit Hässlichkeit unsichtbar zu machen, durch das Heilige Verderbtheit abzusegnen. (...) Wenn jede Art des Lügens

Ein Kriterium, um integrierende von spalterischer Kommunikation zu unterscheiden, liegt laut Peck im Ergebnis der Kommunikation. Haben Menschen sich miteinander verbunden und haben sie Verständnis entwickelt, oder haben sie sich unter Umständen auf subtile Weise getrennt, wurden Menschen ausgeschlossen oder wurden ihnen Eigenschaften zugeschrieben (vgl. ebd. S. 218 ff)?

„Wenn Menschen sich mit ihren Unterschiedlichkeiten konfrontieren und dabei die Versöhnung aus dem Blick verlieren, fangen sie an sich zu benehmen wie Wüteriche: Sie denken nur noch ans Kämpfen. Dabei sind die tieferen Ziele zwischenmenschlicher Kommunikation Liebe und harmonisches Miteinander. Kommunikation ist Friedensarbeit.“ (ebd. S. 218)

Gemeinschaftsbildung ist daher nur möglich, wenn das übergeordnete Ziel, Verbindung herzustellen, von allen Beteiligten verfolgt wird.

Manche Gemeinschaften entwickeln auch eigene Methoden und Varianten der Peckschen Empfehlungen. Wallmeier (2015) nennt hier zum Beispiel das sogenannte „Forum“ das in einer IG entwickelt wurde und mittlerweile in Schulungen gelehrt und in vielen anderen Gemeinschaft als gemeinschaftsbildende Technik Eingang gefunden hat: Die Gruppe sitzt im Kreis mit einem leeren Zentrum, meist gibt es eine/n Leiter/in. Jede/r der/die „einen Impuls“ verspürt, kann in den Kreis treten und sich der Gruppe mitteilen. Thema oder Art und Weise dieser Mitteilung ist nicht vorgegeben. Die im Kreis sitzende Gruppe verpflichtet sich, das Gesagte zunächst nicht zu kommentieren, sondern nur zuzuhören. Auch der/die Leiter/in spiegelt das Gezeigte, spricht vom eignen Erleben des Gezeigten, ohne dies zu kommentieren oder zu bewerten.

„Das Forum verfolgt vor allem Werte wie Selbstverantwortung, Mitgefühl, Kooperation und Wahrhaftigkeit. Im unterstützenden Umfeld des Forums können wir spüren, wie der Blick der Anderen dem Wachstum und der eigenen Ermächtigung dienen kann. Durch die Rückmeldung der eigenen Beobachtungen und Sichtweisen der Menschen aus der Gruppe verbindet man sich empathisch mit dem/der Einzelnen und es erfolgt soziale Rückkopplung. Wir machen kulturelle Arbeit mit dem Nebeneffekt der persönlichen Heilung und des Wachstums. Die ‚Krankheit‘ kommt aus einer Kultur, die wir aufgebaut haben und ständig reproduzieren.“ (ZEGG 2017)

einen Mangel an Integrität bedeutet, ist Blasphemie die schlimmste Art dieses Mangels. Sein grundlegendster Mechanismus ist der psychologische Trick, den wir Abspaltung nennen“ (ebd. S. 212). Er beschreibt dies anhand vieler Beispiele aus dem US-amerikanischen Korea-Krieg und der „heuchlerischen“ US-Politik (ebd. S. 200ff).

Vor diesem Hintergrund der intensiven Gemeinschaftsbildung, die in IG praktiziert wird, stellt sich die Frage, wie Familien in IG leben und an welchen Partnerschafts- und Familienleitbildern sie sich ausrichten. Es liegt die Annahme nahe, dass in einem sozialen Milieu, in dem authentische Kommunikation und die bewusste Integration vielfältiger Ansichten, Wünsche und Bedürfnisse angestrebt wird, besonders das Leitbild der „reinen Beziehung“ auch für Familien als Orientierungsbild dient. Es ist außerdem anzunehmen, dass familiäre Binnenstrukturen und Praxen sich von den oben ausgeführten Leitbildern dadurch unterscheiden, dass Familiengrenzen und familiäre Privatheit offener gedacht werden. Im Folgenden sollen daher einige Erkenntnisse und Überlegungen über das Zusammenspiel von Familie und Gemeinschaft vorgestellt werden.

3.4 Familie in Gemeinschaft

In der Kommunebewegung der 1960er und 70er Jahre entstand kein wirkliches Neu-Denken von Familie, zum Beispiel in Form von „revolutionären Wohnkollektiven“ (Grundmann 2009, S. 162). Vielmehr entstanden „massenhaft Alleinerziehendenhaushalte³⁰, studentische Zweck-WGs und Fortsetzungsfamilien in bunter Vielfalt und Zusammensetzung“ (ebd.). Zwar fand eine Pluralisierung der Familienformen statt und das starre bürgerliche Familienbild wurde geöffnet. Gleichzeitig blieben aber auch neue Familienformen zwischen der Mutter-Kind-Dyade und dem wie auch immer zusammen gesetzten Elternpaar als Kern der Familie verhaftet. Die Ergebnisse der Leitbildstudie bestätigen dies, denn fast alle Befragten identifizieren die Kernfamilie – Mutter, Vater, Kind – eindeutig als Familie (Lück und Ruckdeschel 2018, S. 74). Alle anderen Familienformen, seien dies gleichgeschlechtliche Elternpaare, Stieffamilien und Familien, die mithilfe von Insemination oder Leihelternschaft Kinder bekommen haben, werden nicht unbedingt als Familie wahrgenommen, sondern eher als Abweichungen. Familienformen, die nicht dieser Norm entsprechen, wollen vor allem eins: als „normale Familie“ anerkannt werden, ihre „Andersartigkeit“ versuchen sie deshalb nicht selten zu verheimlichen (Peuckert 2019, S. 353). Die intakte heterosexuelle Kernfamilie gilt nach wie vor als das beste Modell und erstrebenswertes Ideal (Zartler 2012).

Die Schwierigkeit Familie wirklich anders zu denken und zu leben mag auch daran liegen, dass, wie Hoffmeister (2001) feststellt, Familie einer „Zweckformbestimmung“ folgt und nicht nach „eigenrationalen“ Kriterien gestaltet wird. Aus funktionalistischer Sicht ist Familie für die Gesellschaft, so wie wir sie kennen, ein unersetzbarer Lieferant für „Humanvermögen“, auf den alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme angewiesen sind (Nave-Herz 2018a, S. 15):

„Als Zweckformen besitzen solche Privatheitsformen (...) wenig Eigenrationalität, (...) garantieren [sie] nicht mehr in erster Linie Identität und Zusammenhalt, sondern Funktionalität für andere gesellschaftliche Teilsysteme.“ (ebd. S. 358-359; vgl. auch Grundmann und Hoffmeister 2009, S. 161)

Familien erscheinen so gesehen als von „gesellschaftlichen Regeln und Zwängen umstellte familiäre Teilwirklichkeiten“ (Hoffmeister 2001, S. 368), als Zulieferin. Raum für Experimente, individuelle, „eigensinnige“ Lebens- und Beziehungsgestaltung ist kaum gegeben.

Neben dieser etwas trockenen funktionalistischen Sichtweise, ist Familie für jede/-e Einzelne/-n identitätsstiftend und in vielfältiger Hinsicht prägend. Sie ist eine Sicherheit gebende Gemeinschaft, innerhalb der Individualität und Identität entsteht. Diese Funktion ist aber nicht an

³⁰ Alleinerziehende Mütter und ihre Kinder stellen neben den Familien mit vielen Kindern (mehr als zwei) auch heute noch die prekärste aller Familienformen dar (vgl. Schneider 2018b).

eine Kernfamilien-Konstellation gebunden. Die Shell Jugendstudie 2019 zeigt beispielsweise, dass nicht nur „Familie“, sondern etwa an gleicher Position auch „soziale Beziehungen“ mit andere Menschen mit Abstand die wichtigsten Wertorientierungen für junge Menschen darstellen (Albert et al. 2019, S. 20). Das Bedürfnis nach Verwurzelung und Zugehörigkeit ist dem Menschen „biographisch und/oder menschheitsgeschichtlich (...) *in die Wiege gelegt*“ (Grundmann und Wernberger 2014, S. 11, Hervorhebung im Original), ist aber nicht ausschließlich an die Kernfamilie gebunden. Karl Lenz (2013; 2009a) stellt sowohl Biologismus, also die Annahme, dass Familie auf Blutsverwandtschaft basiert, als auch die haushaltsfixierte Sichtweise auf Familie in Frage und sucht nach neuen Bestimmungsmerkmale von Familie. Beide Kriterien versuchen Familiengrenzen zu ziehen, die zwischen Gesellschaften und innerhalb einer Gesellschaft eine große Variabilität aufweisen (Lenz 2013, S. 117). Lenz plädiert dafür, Familie als „Geflecht persönlicher Beziehungen“ (ebd.) zu begreifen, jenseits von Blutsverwandtschaft und Hausgemeinschaft.

„Von einer Familie kann immer erst dann gesprochen werden, wenn mindestens eine Eltern-Kind-Beziehung vorhanden ist. Durch die Geburt eines Kindes entsteht noch keine Familie, sondern erst, wenn zumindest eine Person eine Mutter- oder Vater-Position übernimmt. Es kann Familien ohne biologische (oder ohne rechtliche) Elternschaft geben, nicht aber Familien ohne soziale Elternschaft. Eine Familie wird immer durch die Übernahme und das Innehaben einer oder beider Elter(n)-Position(en) geschaffen und kann nur dadurch fortbestehen. Gleichwohl ist eine Familie darauf nicht begrenzt, sondern sie kann auch drei, vier oder mehr Personen umfassen, die zwei oder mehr Generationen angehören. Mit einer dritten, vierten usw. Person vermehrt sich das Ensemble der persönlichen Beziehungen in einer Familie;“ (Lenz und Nestmann 2009b, S. 17)

Persönliche Beziehungen, so wie sie hier gemeint sind, müssen von rein funktionalen Beziehungen, Bekanntschaften, oder situativen Interaktionen abgegrenzt werden. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie „personell unersetzbar“ sind. Weder der Vater, noch der beste Freund oder die Tochter können durch eine andere Person einfach ersetzt werden³¹ (vgl. ebd. S. 10). Ein weiteres Kennzeichen dieser „persönlichen Beziehungen“ ist die „Unterstellung ewiger Dauer“ (ebd.). Menschen, die eine persönliche Beziehung zueinander haben, verpflichten sich dazu – wenn auch unausgesprochen –, zu bleiben. In einer persönlichen Beziehung hat man „persönliches Wissen“ (ebd.) voneinander, d. h. die persönliche Identität hat Vorrang vor der sozialen Identität (ebd. S. 11). Beispielsweise nimmt ein Kind die Mutter in erster Linie als für

³¹ Menschen die beispielsweise ihre Intim- bzw. Lebenspartner/-innen mechanisch austauschen können wie bei einem Personalwechsel, weil sie eben keine verlässliche Bindung eingehen können, leiden u.U. an Bindungs- und/oder Persönlichkeitsstörungen, z.B. Narzissmus, Psychopathie oder Soziopathie (vgl. Kapitel 5.3.2)

es einzigartigen Menschen wahr und nicht als Inhaberin einer beruflichen Position oder Rolle. All dies führt zu einer tiefen Bindung zwischen den Personen, die Sicherheit bieten, Identität und Entwicklung ermöglichen. Lenz und Nestmann (2009b) machen zudem darauf aufmerksam, dass zu diesen Bindungsbeziehungen auch negative Gefühle wie Hass, Rache, Eifersucht gehören. Dieser Hinweis macht einen weiteren Aspekt von persönlichen Beziehungen deutlich, nämlich die persönliche Verletzlichkeit, die Menschen in persönlichen Beziehungen in Kauf nehmen. Nirgendwo sonst ist ein Mensch so vulnerabel, wie in den Beziehungen zu Menschen, die sich durch die oben genannten Kriterien auszeichnen. Nur in diesen Beziehungen kann man „ganz Mensch“ sein (Nave-Herz 1988, S. 100), sich so zeigen wie man ist, ohne Gefahr zu laufen, verlassen zu werden.

„Menschen als soziale Wesen erhalten und sichern insbesondere über persönliche Beziehungen zu anderen ihre Sozialität und ihre soziale Integration. (...) persönliche Bindungen, egal in welcher Gestalt, bleiben existenziell.“ (Lenz und Nestmann 2009b, S. 9)

Untersuchungen in Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe sind hier aufschlussreich, denn sie zeigen immer wieder, dass diese existentiellen Bindungen auch außerhalb der Kern- und Herkunftsfamilie entstehen können. Kinder und Jugendliche haben eine klare Vorstellung von der „richtigen“ Familie und können diese von der „Inszenierung“ einer Familie unterscheiden (vgl. Eßer und Köngeter 2012). Kinder und Jugendliche, die nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen, können in den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe eine familiäre, familienanaloge oder familienähnliche (all diese Begriffe werden benutzt) Struktur finden, sofern sie dort Verwurzelung und Zugehörigkeit erleben. Dies finden sie in stationären Wohngruppen, wenn dort „Solidarität, Verlässlichkeit und Fürsorge“ für sie spür- und erlebbar ist (Grundmann und Wernberger 2014, S. 11; vgl. auch Eßer und Köngeter 2012; Höfer et al. 2017). Es muss sich aber echt anfühlen, denn Kinder und Jugendliche unterscheiden genau, ob jemand „mich wirklich mag“ oder „nur seinen Job macht“ (vgl. ebd. Grundmann und Wernberger 2014). Die Qualität der Beziehung ist also ausschlaggebend, damit Kinder und Jugendliche sich in Beziehung setzen und sich in diesem verlässlichen Beziehungsrahmen entwickeln können. In Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe wird meist pädagogisch darüber reflektiert, was eigentlich in den Wohngruppen gelebt bzw. vorgelebt werden soll, welche Werte und Ziele vermittelt werden, wie Beziehungen gestaltet werden und warum, wie mit der Ambivalenz zwischen Job und gefühlter zwischenmenschlichen Verbundenheit umgegangen werden kann. Die Künstlichkeit des „familienanalogen Settings“ fordert eine bewusste Reflektion dessen, was man da eigentlich tut, ein. Eine vergleichbare Reflektion des *Wie* und *Warum* der Beziehungsgestaltung findet in vermeintlich „normalen“ Familien meist gar nicht statt, wenngleich sie nötig wäre, denn es existieren heute, wie in Kapitel 2 gezeigt wurde, viele Möglichkeiten, wie Familie aussehen könnte. Wie man sich als Familie

darstellt (displaying family) wird heute zu einer Reflektionsaufgabe, die identitätsstiftende aber auch politische Dimensionen berührt. Man kann sich zum Beispiel genau überlegen, ob man eine am bürgerlichen Modell orientierte Familie anstrebt oder eine Familie mit einer egalitären Aufgabenverteilung? Man kann sich die Frage stellen, ob man die Geschlechtsrollen bewusst auflösen oder bewusst einhalten, oder sich etwas ganz anderes überlegen möchte.

Für Grundmann und Hoffmeister (2009) sind „soziale Lebensgemeinschaften“³² eine Möglichkeit, familiäre Grenzen und Privatheit für neue Möglichkeiten zu öffnen.

„Wesentlich für alle sozialen Lebensgemeinschaften ist dabei, dass sie sich unterhalb jener politisch ‚verordneten‘ Strukturen einer Alltagsnormalität verorten, die das Experimentieren mit ‚freier Liebe‘ ebenso ausschließt, wie das Ausprobieren kollektiver Erziehungsmethoden, gemeinschaftlichen Bauens, kollektiven Wirtschaften oder der Suche nach Formen der Arbeitsteilung, die sich nicht an Geschlecht und Alter, sondern an den persönlichen Fähigkeiten der Gemeinschaftsmitglieder orientiert.“ (Grundmann und Hoffmeister 2009, S. 169)

Wenn tragfähige Beziehungen zu anderen Menschen außerhalb der gängigen Familiengrenzen möglich werden, verändert sich die Absolutheit der Beziehungen innerhalb der Familie. Zum Beispiel in Kibbutzim geraten Beziehungen zu Erzieher/-innen und Peers für Kinder, sowie zu den anderen erwachsenen Gemeinschaftsmitgliedern, mit denen man zusammen lebt und arbeitet, familienähnlicher, als dies außerhalb der Gemeinschaft denkbar ist (vgl. Fölling-Albers 2016). Dies soll nicht bedeuten, dass in Gemeinschaften ein ungeregeltes, dem Lustprinzip folgendes Liebes-, Beziehungs- und Familienleben geführt wird. Vielmehr wird die gemeinsame Intention verfolgt, Gemeinschaft vor Privatheit zu stellen. Dies stellt sowohl die Gemeinschaft als auch die Kernfamilie von ganz allein vor die Herausforderung, sich selbst zu reflektieren.

In Intentionalen Gemeinschaften, der Untersuchungsgruppe, die hier im Zentrum steht, finden Grundmann und Wernberger (2014) verlässliche soziale Beziehungsnetzwerke, die auch außerhalb gängiger Familiengrenzen bestehen. Am Beispiel der Kommune Niederkaufungen zeigen sie, dass das tatsächliche Aufbrechen familialer Privatheit und des „Korsetts bürgerlicher Familienvorstellungen“ (ebd. S. 11) eine Fülle neuer Gestaltungsmöglichkeiten mit sich bringt und die Kommunard/-innen vor die Aufgabe stellt, bewusst die Ambivalenzen zwischen Privatheit und Gemeinschaft, zwischen Verbundenheit und Autonomie zu gestalten. Beispielsweise werden bewusst Zeiten ausgemacht, in denen keine externen Besuche im Dorf erlaubt sind, um den Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft genügend Raum zu geben. Manche Nicht-

³² Grundmann spricht hier von „sozialen Lebensgemeinschaften“, in dieser Arbeit wird der Begriff der Intentionalen Gemeinschaft bevorzugt.

Eltern übernehmen – ähnlich wie im Leitbild des „Ganzen Hauses“ – verbindlich Verantwortung für Kinder und gestalten deren Aufwachsen aktiv mit, zum Beispiel als Paten. Eltern sprechen sich innerhalb der Kommune über Erziehungsziele und -vorstellungen ab und entwickeln gemeinsame Werte; Kommunard/-innen werden aus Arbeitszusammenhängen freigestellt, um Kinderbetreuungsdienste zu übernehmen. Bewusst werden Strukturen geschaffen, die Privatheit – die Grundmann einen „historischen Sonderfall“ nennt (Grundmann 2011, S. 275) – öffnen. In IG macht man es sich laut Grundmann zur Aufgabe, das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, der eigenen Autonomie und des gesellschaftlichen Miteinanders bewusst zu verändern und darin eine Chance zu sehen.

„In diesem Sinne sind intentionale Gemeinschaften auch nicht als Gegenmodell zur Mehrheitsgesellschaft zu interpretieren, sondern eher als visionärer Entwurf in Reaktion auf die Zwänge und Verhinderungen eben jener Mehrheitsgesellschaft, die das Individuelle und Private als Gegenbegriff zum Kollektiven und Öffentlichen propagiert. Die Ironie dabei besteht vor allem darin, dass in diesen visionären Lebensführungspraktiken das entsteht, das zu fördern sich die Mehrheitsgesellschaft propagandistisch auf ihre Fahnen geschrieben hat: Mündigkeit, Solidarität, Gerechtigkeit und Transparenz; kurzum: aktive gesellschaftliche Teilhabe.“ (ebd. S. 298)

Die empirischen Untersuchungen Grundmanns zeigen, dass die bewusste und gemeinschaftlich beschlossene Öffnung der Privatheit der Familie – die meist unausgesprochen die Care-Verantwortung der Mutter zuweist – eine gemeinsame Verantwortung aller Kommunard/-innen für das Aufwachsen der Kinder hervor bringen kann (vgl. ebd.). Angesichts der hohen Belastungen, denen moderne Familien ausgeliefert sind (z.B. Lutz und Frey 2012), stellt sich auch die Frage, ob Familie als Zulieferin von „Humanvermögen“ (Nave-Herz 2018) für anderen gesellschaftliche Bereiche, durch die Öffnung ihrer Grenzen entlastet werden kann, wenn familiäre Care-Leistungen in einer verlässlichen Gemeinschaft auf mehrere Erwachsene verteilt sind.

Die Idee des Ineinandergreifens von Gemeinschaft und Familie, wirft neues Licht auf die Frage, wie eine wirkliche Alternative zum nach wie vor bürgerlich geprägten Familienbild aussehen könnte bzw. was eine sozial-nachhaltige Familie, in der Ambivalenzen und Widersprüche verbunden werden, überhaupt sein könnte. Wie genau ermöglicht Gemeinschaft eine Verbindung zwischen Innen und Außen und zwischen den geschlechtstypischen Arbeitsbereichen, die in vielen Familien nach wie vor bestehen? Es fehlen bisher empirische Untersuchungen darüber, ob in IG das bürgerliche Familienleitbild mit geschlechtsasymmetrischer Arbeitsteilung tatsächlich ausgedient hat und ob die Trennung zwischen einer weiblichen und männlichen, einer privaten und einer öffentlichen Sphäre in IG aufgelöst wurde, bzw. ob die damit einhergehenden und bekannten Benachteiligungen entschärft wurden. Die Untersuchungs-

gruppe der IG wurde auch deshalb ausgewählt, da angenommen wurde, dass dort das Partnerschaftsleitbild der „reinen Beziehung“ beobachtet werden kann, dass Familien dort offener gelebt, gemeinschaftlicher getragen sind und sich die Trennung der Eltern dadurch weniger belastend auswirkt.

3.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde zunächst der Begriff der „Intentionalen Gemeinschaft“ von anderen Formen der Gemeinschaft abgegrenzt. Intentionale Gemeinschaften werden hier mit Kunze (2008) verstanden als „experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit“. Sie stellen für diese Arbeit den Untersuchungsfokus dar. Besonderes Augenmerk wird auf die Herstellung von sozialer Nachhaltigkeit gelegt, die sich in jeder zwischenmenschlichen Interaktion zeigen soll. Soziales Handeln soll der Herstellung von Verbindung, Solidarität, gegenseitigem Nutzen und Meinungs- und Erfahrungsaustausch dienen, um sozial nachhaltig zu sein.

Intentionale Gemeinschaften zeichnen sich vor allem durch die Vereinbarung von scheinbar Unvereinbarem aus. Individualität und Autonomie werden nicht als Widerspruch zu Verwurzelung und Gemeinschaftsorientierung gesehen. Stattdessen wird ein Handlungsrahmen gesetzt, in dessen Grenzen sich Individualität und Autonomie umsetzen lassen. Gemeinschaft wird so nicht einschränkend erlebt, sondern als Bereicherung und Möglichkeitsraum. Nachhaltiges Leben soll in Abgrenzung zur nicht-nachhaltigen Gesellschaft umgesetzt werden, aber nicht im politischen Kampf, sondern im Tun, mit Gestaltungs- und Veränderungswillen.

Mensch, die in IG leben, so zeigen einige Beobachtungen und ethnographische Untersuchungen, bringen die Bereitschaft mit, eigene Verhaltensmuster zu reflektieren und zu verändern. Ein sozial nachhaltiges Miteinander wird mittels Techniken, Handlungs- und Kommunikationsempfehlungen der gewaltfreien Kommunikation, der Gemeinschaftsbildung und der soziokratischen Organisation u.v.m. konkret eingeübt und praktiziert.

Empirische Beobachtungen und Untersuchungen zeigen, dass in IG eine Offenheit dafür besteht, Haus- und Care-Arbeit und Erziehung aus der familiären Privatheit heraus zu lösen und als gemeinschaftliche Verantwortung und Bereicherung zu sehen. Gleichzeitig wird die Arbeit an der Qualität der „persönlichen Beziehungen“ innerhalb der Gemeinschaft strukturell verankert (gewaltfreie Kommunikation, Wir-Prozess, Soziokratie), mit dem Ziel mehr Demokratie, Entwicklungsmöglichkeit und Transparenz zwischen den Menschen zu ermöglichen. „Persönliche Beziehungen“ bzw. Bindungsbeziehungen sind dann kein Exklusivmerkmal der Partnerschaft und Familie mehr, sondern erweitern sich auf die Gemeinschaft. Die, stellt Partnerschaften und Familien vor die Herausforderung, sich selbst in besonderem Maße reflektieren und hinterfragen zu müssen. Diese Beobachtungen darauf hin, dass die Kennzeichen einer modernen, „reinen Beziehung“ auf die ganze Gemeinschaft umgelegt werden. Die Verbindung zwischen Individualität und gemeinschaftlicher Verwurzelung wird mittels Verträge und Vereinbarungen, z.B. Mitgliedschaft in einer Genossenschaft oder GmbH, auch abgesichert

(Kunze 2008). Es handelt sich also nicht um eine offene, „reine“ Gemeinschaft, sondern um eine verbindliche Struktur, die auf Dauer angelegt ist und Sicherheit bietet.

Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob in IG Kommunikation und Konfliktfähigkeit in Paarbeziehungen verändert werden kann. Werden in IG, wie von Giddens gefordert, geschlechtsspezifische Kommunikations- und Machtstrukturen reflektiert und Paarbeziehungen egalitär und gleichzeitig „rein“ gestaltet, ohne dabei unverbindlich zu werden? Es ist außerdem möglich, dass die Orientierung an einem „reinen Partnerschaftsleitbild“ paarinterne Abhängigkeiten minimiert und mehr Autonomie für die Eltern ermöglicht, weil die Partner/-innen nicht nur in der Partnerschaft, sondern auch in der Gemeinschaft verlässlich verbunden sind. Wie verändert also das Leben in einer IG den Trennungsverlauf von Eltern, bzw. tut es dies überhaupt? Geht die Trennung unter Umständen sogar mit weniger Belastungen für Kinder und Eltern einher? Es soll kritisch betrachtet werden, ob die Gefahr der Unverbindlichkeit der „reinen Beziehung“ aufgehoben kann, wenn sie in der Strukturiertheit und Verbundenheit der Gemeinschaft gelebt wird. Daher verspricht die Untersuchung einer so innovativen Subgruppe wie die Intentionalen Gemeinschaften, lohnende Erkenntnisse, über Trennungsverläufe in unterschiedlichen sozialen Milieus, die sich an unterschiedlichen Leitbildern orientieren.

Bevor diese Fragen im empirischen Teil (Kapitel 8-12) beleuchtet werden, soll vorab die Relevanz des Themas verdeutlicht werden. Trennungen sind heute Normalität und werden kaum noch stigmatisiert. Dennoch können etliche Untersuchungen zeigen, dass eine Trennung sowohl Eltern als auch die gemeinsamen Kinder enorm belasten kann. Darauf soll im nächsten Kapitel eingegangen werden. Zunächst wird anhand einiger Zahlen gezeigt, dass Familien instabiler geworden und Trennung und Scheidung Teil der gesellschaftlichen Normalität geworden sind.

4 Instabilität der Familie

Obwohl Trennungen und Scheidungen zur gesellschaftlichen Normalität geworden sind, werden sie meist nicht als Zeichen von Unabhängigkeit, Gleichberechtigung und persönlicher Entwicklung gewertet, sondern als ein Scheitern. Und das obwohl, nicht nur die Familienleitbilder sich verändert bzw. parallelisiert haben, sondern sich auch Familie als herausforderungsvolle Herstellungsleistung darstellt (Jurczyk et al. 2009; Jurczyk 2018). Nicht nur muss Familie an die Anforderungen des Arbeitsmarktes angepasst werden, sondern ihre Ausgestaltung wird zunehmend zu einer reflexiven Aufgabe, die sich geschlechtsspezifisch unterschiedlich zeigt. Auf diese Aspekte und auf die häufig sehr belastenden Folgen einer Trennung wird in diesem Kapitel eingegangen.

4.1 Trennung und Scheidung als Normalität

Obwohl die Kernfamilie, wie in Kapitel 2 gezeigt wurde, nach wie vor als Orientierung gebendes Leitbild in Deutschland dominant ist, zeigen die Zahlen, dass diese Familienform abnimmt und die Ehe, als ein auf Dauer angelegter zentraler Bestandteil der bürgerlichen Familie an Bedeutung verliert. An die Befunde aus der Leitbildforschung anschließend, deuten auch die Zahlen darauf hindeuten, dass Partnerschaften und Familien heute weniger mit der Erwartung verknüpft sind, ein Leben lang in derselben Konstellation Bestand zu haben.

4.1.1 Eheschließungen, Scheidungen

Der Bedeutungsverlust der Ehe zeigt sich insbesondere in der steten Abnahme der Eheschließungen. Nach Berechnungen des Statistischen Bundesamtes (Statistisches Bundesamt 2019a)³³ wurden 1950 elf Ehen pro tausend Einwohner/-innen geschlossen. Diese Zahl ging kontinuierlich zurück und 2017 waren es nur noch knapp fünf. Für 2018 liegen aktuell noch keine Zahlen vor, es muss allerdings berücksichtigt werden, dass ab diesem Jahr auch gleichgeschlechtliche Eheschließungen gezählt werden.

Gleichzeitig hat sich die Scheidungsquote auf einem hohen Niveau eingependelt. In der Forschungsliteratur wird meist eine Scheidungsquote von rund einem Drittel bis knapp 40 Prozent angegeben (Jurczyk und Klinkhardt 2014, S. 6; Gerlach 2017, S. 29; Peuckert 2019, S. 310;

³³ Datengrundlage liefert der Mikrozensus, eine amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt in Deutschland.

Nave-Herz 2018a; Walper und Langmeyer 2019). Seit einigen Jahren gehen die Scheidungszahlen allerdings zurück. Die Scheidungsziffer gibt die Anzahl der Scheidungen je tausend Ehen desselben Jahrgangs für eine Ehedauer von 0 bis 25 Jahren an. Im Jahr 2003 lag diese Ziffer bei 424, im Jahr 2017 bei 329 (gerundet), sank also von ca. 40 auf ca. 30 Prozent (Statistisches Bundesamt 2019b). Die Anzahl der Scheidungen ist laut Statistischem Bundesamt im Jahr 2017 im Vergleich zum Vorjahr erneut um 5,5 Prozent gesunken (Statistisches Bundesamt 2018a)³⁴. Es bleibt abzuwarten, ob es sich hier um einen stabilen Trend oder eine momentane Schwankung handelt, oder ob diese Abnahme damit zu tun hat, dass ohnehin weniger Ehen geschlossen werden, also nur die stabilen Partnerschaften tatsächlich in eine Ehe münden. Eine Eheschließung kann aber andererseits auch mit der Hoffnung verbunden sein, eine an sich instabile Beziehung zu stabilisieren (Burkart 2018, S. 186).

Die durchschnittliche Ehedauer bis zur Scheidung beläuft sich 2018 auf knapp 15 Jahre (Statistisches Bundesamt 2019b). Die amtlichen Zahlen kennen allerdings nur den Scheidungszeitpunkt, nicht den Zeitpunkt der tatsächlichen Trennung des Paares. Es können keine Aussagen darüber getroffen werden, wie viele Partner/-innen in einer Ehe zusammenleben, die nur noch auf dem Papier existiert, ohne dass eine Scheidung vollzogen wurde.

Etwa die Hälfte der geschiedenen Ehepaare haben minderjährige Kinder. Im Jahr 2017 waren 124 000 Minderjährige von einer Scheidung betroffen (Statistisches Bundesamt 2018a), wobei nicht klar ist, ob es sich um Stiefkinder oder leibliche Kinder handelt.

4.1.2 Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften als Familienform

Der Bedeutungsverlust der Ehe als sicherer Hafen für die Familiengründung zeigt sich auch daran, dass immer mehr Kinder in nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften geboren werden (NEL). 1998 wurden 20 Prozent der Kinder nichtehelich geboren, 2010 waren es 33,3 Prozent, 2017 bereits 34,75 Prozent (statista 2019). Zwischen West- und Ostdeutschland, sowie zwischen dem erstgeborenen und zweitgeborenen Kind sind erhebliche Unterschiede zu beobachten (Langmeyer 2015, S. 14). In Westdeutschland heiraten beispielsweise viele Frauen zwischen Schwangerschaftsbeginn und Geburt (54 Prozent auf 34 Prozent unverheiratete Frauen). Familiengründung wird hier mittels Eheschließung auf ein sicheres Fundament ge-

³⁴ Auch in Österreich lag die Scheidungsrate 2002 bei 44,4 Prozent (Zartler 2004, S. 19), erreichte 2007 ein Hoch mit fast 50% und ging seither stetig zurück. 2018 lag die Scheidungsrate in Österreich bei knapp 41% (Statista Research Department 2019, zuletzt geprüft am 27.Dez. 2019)

stellt und rechtlich abgesichert. In Ostdeutschland hingegen ist eine Schwangerschaft wesentlich seltener ein Anlass zur Heirat, 75 Prozent sind zu Beginn der Schwangerschaft unverheiratet, zum Zeitpunkt der Geburt sind es immerhin noch 63 Prozent (Bastin et al. 2013, S. 136).

Tabelle 3 zeigt den Rückgang der Ehen und die Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften als Lebensform für Familien, wobei die Zahl der Familien³⁵ insgesamt in der Bundesrepublik Deutschland zurückgegangen ist:

Tabelle 3: Familien mit Kindern unter 18 Jahren nach Lebensform:

	2007	2017	Veränderungen gegenüber 2007
	<i>in 1000</i>		<i>in %</i>
Familien	8572	9204	-4,3
Ehepaare	6327	5721	-9,6
Lebensgemeinschaften	675	934	+38,4
Alleinerziehende	1570	1549	-1,3

(Quelle: Statistisches Bundesamt 2018b, S. 59)

Kinder wachsen demnach zwar nach wie vor überwiegend mit ihren verheirateten Eltern auf, aber zunehmend auch mit Eltern, die sich für ein Partnerschaftsmodell ohne Eheschließung entschieden haben. Ihr Anteil hat sich in 10 Jahren um fast 40 Prozent erhöht. Ältere Studien zeigen, dass NEL (= nichteheliche Lebensgemeinschaften) weniger stabil sind als Ehen (Vaskovics 1988). Dieser Befund bestätigt sich auch in jüngeren Studien, zum Beispiel zeigen Auswertungen der UK Millenium-Cohort-Study³⁶, dass die „Trennungsrate verheirateter Eltern mit Kindern bis zu fünf Jahren bei 10% liegt, hingegen sind es 35 % bei nichtehelichen Eltern (Walper und Langmeyer 2019, S. 14). NEL sind instabiler, denn sie weisen einen geringen Institutionalisierungsgrad auf, sind häufig als „Probeehen“ gedacht und folgen nicht der Rahmung, „unauflöslich“ zu sein (vgl. Hunkler und Kneip 2010)³⁷.

³⁵ Im Mikrozensus gelten als Familie: Ehepaare, Lebensgemeinschaften und Alleinerziehende, die mit ihrem Kind/ihren Kindern im selben Haushalt leben. (Statistisches Bundesamt 2018b, S. 52)

³⁶ Die Millennium Cohort Study (MCS) begleitet ca. 19 000 junge Menschen und ihre Familien, die zwischen 2000 und 2001 in England, Scotland, Wales und Northern Ireland geboren wurden.

³⁷ In Westdeutschland heiraten beispielsweise viele Frauen zwischen Schwangerschaftsbeginn und Geburt (54 Prozent auf 34 Prozent unverheiratete Frauen). Familiengründung wird hier mittels Eheschließung auf ein sicheres Fundament gestellt und rechtlich abgesichert. In Ostdeutschland hingegen ist

Dabei ist zu berücksichtigen, dass Querschnittsdaten die Anteile von bestimmten Lebensformen zu einem Zeitpunkt wiedergeben, Dynamiken und Wechsel von einer Lebensform in die andere, z.B. von einer NEL zu einer Ehe (oder umgekehrt) oder zu einer Einelternfamilie, können sie nicht abbilden. Längsschnittanalysen, wie zum Beispiel von Bastin et al. (2013)^{38,39}, zeigen, dass die Lebensformen nach einer Familiengründung erheblichen Dynamiken unterworfen sind. Die Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, dass Querschnittsdaten den Wandel der Familienformen, „systematisch unterschätzen“. Die Wahrscheinlichkeit, irgendwann im Lebensverlauf eine Familienform zu erleben, die nicht dem klassischen Bild einer Vater-Mutter-Kind-Kernfamilie entspricht und aufgrund (mindestens) einer Trennung zustande gekommen ist, ist wesentlich höher, als dies zu einem bestimmten Messzeitpunkt abgebildet werden kann (ebd. S. 143)⁴⁰.

Trotzdem ist die Ehe bei den Erwachsenen – bei den Männern ab ca. 35 und Frauen ab ca. 30 Jahren – die häufigste Lebensform (Peter et al. 2015, 18ff). Die Zahlen zeigen aber, dass die sichere Kernfamilie mit verheirateten Eltern häufig nur eine Lebensphase darstellt. Partnerschaften und Familien werden seltener mit der Erwartung verbunden, „fürs Leben“ zu sein. Trennungen sind heute ein Lebensereignis, das viele Menschen zu bewältigen haben. Dies kann auch daran liegen, dass für Eltern die Qualität ihrer Beziehung an Bedeutung gewonnen hat und sie die Dauer ihrer Beziehung eher davon abhängig machen, als von dem Vorhandensein von Kindern.

eine Schwangerschaft wesentlich seltener ein Anlass zur Heirat, 75 Prozent sind zu Beginn der Schwangerschaft unverheiratet, zum Zeitpunkt der Geburt sind es immerhin noch 63 Prozent (Bastin et al. 2013, S. 136).

³⁸ Datenbasis dieser Untersuchung dienten die erste Welle des deutschen Beziehungs- und Familienpanels (Pairfam) und der Ostdeutschen Zufallsstichprobe DemoDiff. Die Untersuchung beschränkt sich auf die Geburtskohorte 1971-1973. Die Untersuchungsgruppe ist zum Erhebungszeitpunkt zwischen 35 und 39 Jahren alt.

³⁹ Pairfam ist das „Beziehungs- und Familienpanel“. Es handelt sich dabei um eine multidisziplinäre Längsschnittstudie zur Erforschung partnerschaftlicher und familiärer Lebensformen in Deutschland. Die Erhebung läuft seit 2008 in mehreren Wellen (Brüderl et al.).

⁴⁰ Langmeyer 2015 weist darauf hin, dass hier erhebliche Unterschiede zwischen den neuen und alten Bundesländern zu verzeichnen sind. Insbesondere Ehen in Ostdeutschland und NEL in Westdeutschland entwickeln sich scherenartig auseinander. Zwischen 1996 und 2010 hat sich die Anzahl der Familien mit verheirateten Eltern in Ostdeutschland halbiert. Im Vergleich dazu hat sich die nichteheliche Familienform im Westen verdoppelt (ebd. S. 11). Die Anzahl der Alleinerziehenden ist in Westdeutschland höher als im Osten, die Veränderungen sind hier aber weniger drastisch.

Im folgenden Abschnitt soll noch ein kurzer Blick auf familiäre Nachtrennungskonstellationen geworfen und eine Einschätzung abgegeben werden, wieviele Menschen allein erziehen bzw. in sogenannten Stief- oder Fortsetzungsfamilien leben.

4.1.3 Eineltern- und Stieffamilien

Die Zahl der Einelternfamilie⁴¹ steigt seit den 90er Jahren an und liegt 2017 bei 2,6 Millionen Müttern und Vätern, die allein erziehen (Statistisches Bundesamt und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, S. 56). 59 Prozent davon haben minderjährige Kinder und in neun von zehn Fällen erzieht eine Mutter allein (Walper und Langmeyer 2019, S. 14). Alleinerziehende Väter betreuen überwiegend Schulkinder. Nur 14 Prozent der alleinerziehenden Väter leben mit Krippen- oder Vorschulkindern (Statistisches Bundesamt 2018b, S. 55). Insgesamt sind es 2,3 der 13 Millionen Kinder, also knapp 18 Prozent, die bei einem Elternteil aufwachsen (Bundesministerium für Familie et al., S. 7).

Die Anzahl der Stieffamilien anzugeben ist wesentlich komplexer. Entleitner-Phleps (2017) stellt die Schwierigkeiten dar, Stieffamilien, die ja das Produkt einer vorangegangenen Trennung (in wenigen Fällen eines Todesfalls) und einer Wiederbepartnerung sind, statistisch abzubilden. Sowohl hinter Ehen als auch hinter NEL können sich teilweise komplexe Stieffamilienkonstellationen verstecken. Daher ist die Bestimmung der genauen Anzahl der Stieffamilien kaum möglich. Entleitner-Phleps unterscheidet zwölf Untergruppen von Stieffamilien (ebd. S. 11). Je nachdem welches Geschlecht der Stiefelternteil hat, wie die leiblichen Elternschaften der Kinder innerhalb des Haushalts verteilt sind, wo der Haushaltsmittelpunkt ist, welche Wege in die Stieffamilie geführt haben und um welche Lebensform es sich handelt (Ehe, NEL, LAT), kommt es zu hochkomplexen Stieffamilien, wie zum Beispiel „mehrfach fragmentierten Stieffamilien“ (ebd.).

Gestützt auf große Familiensurveys (Generations and Gender Survey, GGS, der integrierte DJI-Survey AID:A und Pairfam), die allesamt Schwächen für die Ermittlung des Anteils von Stieffamilien aufweisen, lässt sich deren Anteil zwischen 7 Prozent (DJI Familiensurvey 1999), 11 Prozent (integrierter DJI Survey 2009) und 13,6 Prozent (GGS) beziffern. Damit liegt Deutschland im europäischen oberen Mittelfeld (vgl. Entleitner-Phleps 2017, S. 20). Dies sind

⁴¹ Die Bezeichnung „Einelternfamilie“ soll hier gegenüber dem Begriff „Alleinerziehend“ bevorzugt werden, um zu betonen, dass es sich hier auch um *Familien* handelt. Leider betonen beide Bezeichnungen die vermeintliche Abweichung vom gängigen Leitbild, nämlich „nur“ ein Elternteil zu sein.

Querschnittsdaten, die, wie gesagt, nicht angeben können, wie viele Wechsel der Familienformen aufgrund von Trennungen innerhalb einer Familie zu verzeichnen sind.

Es lässt sich feststellen, dass die genaue Anzahl der Kinder und Jugendlichen, die bis zu einem bestimmten Alter eine Trennung ihrer Eltern erlebt hat, kaum abzubilden ist. Die amtlichen Statistiken geben diese Zahlen nicht an, ebenso wenig wie andere größere Surveys, z.B. AID:A und Pairfam. In einem Bericht des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2003) wird ermittelt, dass für den Heiratsjahrgang 1960 gilt, dass 4,3 Prozent der Minderjährigen die Scheidung ihrer Eltern, die bis 15 Jahre verheiratet waren, erleben. Für den Heiratsjahrgang 1990 sind es bereits knapp zehn Prozent der Kinder und Jugendlichen (Engstler und Menning 2003, S. 83; Lux 2017, S. 45). In dem Heiratsjahrgang 1980 erlebten 16,3 Prozent der Kinder und Jugendlichen die Scheidung der Eltern, wenn diese 20 Jahre verheiratet waren. Auf Grundlage dieser Zahlen gehen die Autor/-innen davon aus, dass für den Heiratsjahrgang 1990, ca. 20 Prozent der Kinder, deren Eltern 20 Jahre verheiratet sind, deren Trennung erleben (vgl. ebd. S. 84). Könnte man die Trennungen der Eltern, die nicht miteinander verheiratet waren, miteinrechnen, läge der Prozentsatz noch höher.

Diese Befunde sollen nochmal untermauern, dass Trennung heute kein ungewöhnliches Lebensereignis sind (vgl. Zartler 2004, S. 21; Zartler und Berghammer 2013; Peuckert 2019, S. 320; Lux 2017, S. 28). Sie deuten darauf hin, dass ein großer Teil der Bevölkerung mindestens einmal im Leben eine Trennung von einem/-r Partner/Partnerin erlebt. Zudem leben oder lebten viele Menschen schon einmal in Familienformen, die nicht dem klassischen Familienmodell entsprechen und/oder durchleben Lebensphasen mit unterschiedlichen Familienmodellen. Trennungen und Scheidungen zu bewältigen gehört somit zunehmend zu einer zentralen Entwicklungsaufgabe vieler Menschen.

In den nächsten Abschnitt soll beleuchtet werden, mit welchen Konflikten moderne Partnerschaften zu kämpfen haben und welche Gründe zur Trennung führen. Trennungsgründe haben sich verändert, sind geschlechtsspezifisch und stellen Männern und Frauen vor unterschiedliche Herausforderungen.

4.2 Konfliktfelder in modernen Familien

In diesem Kapitel sollen einige typische Konfliktfelder in modernen Paarbeziehungen ausgeführt werden, die im Kapitel 2 bereits angeklungen sind. Viele Konfliktfelder ergeben sich aus der Parallelität teilweise konträrer Leitbilder (z.B. traditionell und egalitär), was sich in der Ausformulierung der gemeinsamen Elternschaft und der damit verbundenen Arbeitsteilung zeigt. Zunächst wird auf die unterschiedlichen Erwartungen im Feld der Emotion und Sexualität eingegangen, die vor allem Einfluss auf die Partnerschaftsqualität haben. Neben den Herausforderungen, eine erfüllende Partnerschaft zu pflegen, wird vor allem Familie heute zur komplexen Herstellungs- und Reflektionsaufgabe, die von Müttern und Vätern Unterschiedliches abverlangt. Trotz der vielen Veränderungen und Herausforderungen, denen sich Familien stellen müssen, bestätigen empirische Befunde hinsichtlich Care- und Hausarbeit eine gewisse „Verhaltensstarre“ (Ulrich Beck), die einige Forscher/-innen dazu veranlasst, von einer „Illusion“ der Egalität zu sprechen. Je nach eigener Sozialisation und Familienleitbild, kann die Asymmetrie der Arbeitsteilung als unfair erkannt werden, was dann zu Unzufriedenheit und Krisen in Paarbeziehungen führt.

4.2.1 Emotion und Sexualität

Frauen sind seit der strikten Trennung der Welten im Bürgertum als „Gefühlsspezialistinnen“ (Peuckert, 2019, S. 26) auf die Beziehungsarbeit ausgerichtet. Männern wird hingegen eher der Erwerbsbereich zugewiesen, mit der dort typischen Rationalität, der Konkurrenz- und Erfolgsorientierung. Das Ideal der „reinen Beziehung“, die auf Intimität und Nähe beruht, ist daher eine weibliche Orientierung (Giddens, 1993), die mit zunehmender finanzieller Unabhängigkeit der Frauen an Bedeutung gewinnt. Etliche Forschungen zeigen, dass sich die Gründe für Trennungen und Scheidungen in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Als Gründe für Trennung und Scheiden werden weniger Gewalt, Arbeitslosigkeit und Sucht angeführt, dafür vermehrt emotionale Gründe (Illouz 2018, S. 279). In einer US-amerikanischen Untersuchung, in der 886 geschiedene Eltern befragt wurden, gaben 55 Prozent der Befragten „growing apart“ (sich auseinander leben) und 53 Prozent „not able to talk together“ (nicht miteinander reden können) als Gründe für die Trennung an. Diese beiden Hauptgründe rangieren vor *Untreue* (37 Prozent), *Alkohol und Drogen* (22 Prozent) und *Gewalt* (13 Prozent) (vgl. Hawkins et al. 2012, 456ff).

In einer Studie von Amato und Previti (2003) mit Daten, die zwischen 1980 und 1997 erhoben wurden (offene Fragen, die inhaltsanalytisch ausgewertet wurden) konnte ermittelt werden, dass Frauen insgesamt auch mehr Trennungsursachen angeben als Männer. Kopp et al

(2010) vermuten die Ursache dafür in der stärkeren Orientierung an der Familie und der Partnerschaft, die für Frauen identitätsstiftender sind als für Männer, die sich stärker über ihren Beruf identifizieren (vgl. Kopp et al. 2010, S. 153). Hassebrauck (2003) kann aus der sozialpsychologischen Forschung zeigen, dass Frauen beziehungsbezogene Informationen genauer verarbeiten und darüber mehr reflektieren als Männer. Insgesamt sehen Frauen ihre Beziehung kritischer und wägen mehr Faktoren zur Beurteilung der Partnerschaftsqualität ab, als Männer dies tun (ebd. S. 28).

Eva Illouz (2018) erkennt neben der gewachsenen finanziellen Unabhängigkeit der Frauen ihre starke Positionierung im „emotionalen Feld“ als häufigen Grund für Trennungen.

„Frauen haben entscheidend dazu beigetragen, die Ehe ihrer ökonomischen Funktion zu entkleiden und auf einen emotionalen Sinn und Zweck umzustellen. Auch waren sie die hauptsächlichen Gefühlswalterinnen in einer als rein emotionale Organisation definierten Institution, die durch die Gefühle ihrer Mitglieder und die Verwirklichung des Ideals der Intimität zusammengehalten wird. Gerade weil sie emotionaler wurde, wurde die Ehe auch ungewisser (...) und versetzt Männer und Frauen in unterschiedliche Positionen (...).“ (ebd. S. 283)

Viele Autor/-innen sehen die Emotionalisierung von Trennungsgründen vor allem der Tatsache geschuldet, dass Frauen ihre Ansprüche an Partnerschaft geltend machen können, da sie heute in geringerem Maße von Ehemann und Hauptverdiener abhängig sind. Sie möchten vermehrt eigene Wünsche und Bedürfnisse an ihre Beziehung durchsetzen und können dies aufgrund eigener Erwerbstätigkeit auch. Peuckert (2019) fasst zusammen, dass junge Frauengenerationen in einer Ehe oder auf Dauer angelegten Beziehung „Gemeinsamkeit und Mitbestimmung“ und „Selbstständigkeit“ wünschen (Peuckert 2019, S. 277). Die Befunde aus der qualitativen Studie von Zartler et al. (2004) weisen in dieselbe Richtung und verdeutlichen auf der Ebene des subjektiven Erlebens, dass Männer und Frauen Konflikte und die Entstehung von trennungsrelevanten Situationen anders deuten und erleben. Ein Indiz dafür ist, dass Frauen die Trennung wesentlich häufiger als ihre Männer initiieren (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 524; Amato 2014, S. 11; Zartler 2004, S. 89; Peuckert 2019, S. 158), und zwar in Europa, USA und Australien (Illouz 2018, S. 280).

Auch Sexualität wird von Männern und Frauen unterschiedlich erlebt und gedeutet. Etliche Studien weltweit bestätigen das gängige Klischee, dass Männer häufig mehr an Sexualität interessiert sind als Frauen, mehr Pornographie konsumieren, eher bereit sind, sich auf unverbindlichen Sex einzulassen, und bei der Partner/-innenwahl dafür weit weniger wählerisch sind als Frauen (Peuckert 2019, S. 491). Der abgedroschene Satz „Männer suchen vor allem Sex, Frauen vor allem Liebe“ (ebd., vgl. auch Hassebrauck 2003) kann daher nicht gänzlich von der Hand gewiesen werden. Auch Lenz (2005) stellt fest: „Die männliche Erotik scheint insgesamt stärker visuell und genital fixiert zu sein, während das weibliche Begehren stärker an

umfassendem Hautkontakt und an der Ganzheitlichkeit des Erlebens orientiert ist“ (ebd. S. 145).

Aus austauschtheoretischer Perspektive führen diese ungleichen Erwartungen an Sexualität Männer und Frauen in ungleiche Verhandlungspositionen. Sexualität auszuhandeln, kann zu Konflikten und Problemen in Partnerschaften führen. Baumeister und Twenge (2002) untersuchen verschiedene Theorien über die kulturelle Unterdrückung der weiblichen Sexualität und vergleichen dabei umfangreiche internationale Daten über die Auswirkungen der „sexual revolution“, der doppelten Standards für männliche und weibliche Sexualität, religiöse und gesetzliche Vorschriften, Genitalverstümmelung, Prostitution, Pornographie und die Wahrnehmung von Sexualität. Die Forscher/-innen argumentieren rein auf Basis der sozialen Austauschtheorie und gehen davon aus, dass jeder sexuellen Interaktion eine Kosten-Nutzen-Abwägung voraus geht. Sie kommen – sehr knapp wiedergegeben – zu dem überraschenden Ergebnis, dass, die Unterdrückung weiblicher Sexualität vor allem von Frauen selbst ausgeht, z.B. durch Erziehung, Klatsch und Tratsch („gossip“) und nicht zuletzt durch aktive Gewaltanwendung, zum Beispiel als Beschneiderinnen. Die Forscher/-innen schließen daraus, dass vor allem Frauen einen Nutzen daraus ziehen müssen. Wird Sexualität zu einem raren Gut, können Frauen Macht ausüben und eigene Interessen besser durchsetzen.

“Social exchange theory offers a good reason for women to suppress female sexuality, because restricting the supply of sex will raise the price (in terms of commitment, attention, and other resources) that women can get for their sexual favors. In our view, the evidence we have presented provides fairly good and consistent support for the view that women are indeed the main proximal influences that restrain female sexuality.” (ebd. 198)

Diese Sichtweise lässt zwar eine Reihe von soziologischen und emotionalen Faktoren außer Acht, sie verweist aber doch auf den Umstand, dass Sexualität teilweise von Frauen als ein „Gefallen“ für den Mann betrachtet wird, der eine Gegenleistung fordert. Laut der Untersuchung von Zartler et al. (2004) werden von den befragten Männern zu seltene sexuelle Begegnungen und die sexuelle Zurückweisung durch ihre Frau häufig als mitverursachender Faktor der Trennung angeführt, von Frauen wird dieses Thema in den Interviews meist gänzlich ausgespart (Zartler 2004, S. 80). Die Problematisierung der befragten Männer von zu seltenen sexuellen Begegnungen verweist darauf, dass Sex ein Symbol für Zweisamkeit, Zusammengehörigkeit, Intimität und Liebe im Sinne eines „rückhaltlosen gegenseitigen Körperzugriffs“ (Burkart 2018, S. 35) darstellt, das Frauen in anderer Weise deuten und einsetzen als Männer. Sie können Sex in eine innerpartnerschaftliche Dienstleistung verwandeln, die gewährt oder eben nicht gewährt wird. Frauen können sich so eine machtvolle Position über den Mann verschaffen. Man kann vor diesem Hintergrund davon ausgehen, dass Sexualität und insbesondere das Abgleichen der realen sexuellen Begegnungen mit den eigenen Wünschen, Frauen

teilweise Macht über den Mann verschaffen kann, oder ihnen eine Bringschuld dem Mann gegenüber zuweist.

Sexualität wird heute kaum noch als „eheliche Pflicht“ angesehen. Frauen erheben selbst den Anspruch auf befriedigende sexuelle Erlebnisse. In egalitär ausgerichteten westlich geprägten Ländern hat sich die Sexualmoral gelockert, Sexualität ist zur „Verhandlungssache“ geworden (vgl. Peuckert 2019, 496), die auf bestimmten Internetplattformen angeboten und getauscht werden kann. Männer und Frauen stellen dort ihre sexuellen Kompetenzen und Vorzüge vor (Illouz 2019). Lenz und Funk (2005) sprechen von einer „Entgrenzung der Sexualität“. Alles ist scheinbar erlaubt, solange dafür gemeinsamer Konsens hergestellt wurde. Sexuelle Praktiken, Treue, Konsum von Pornographie und verschiedene Beziehungsformen (monogam, offen oder polyamor) werden kaum noch moralisch bewertet, solange sie das Postulat der „Selbstbestimmung“ berücksichtigen (vgl. Peuckert 2019, S.496). Illouz (2019) beschreibt die Risiken dieses Datingmarktes, auf dem die „Liebe endet“ (ebd.) vor allem für Care- und Sorgetragende, meist Frauen. Die Risiken sind den Verhandlungspartner/-innen aber oft gar nicht bewusst. So gesehen wird ein Konsens geschlossen, ohne dass alle Informationen bekannt sind.

Vor diesem Hintergrund der ungleichen Verhandlungsbasen von Männern und Frauen sollten auch nicht-monogame, sexuell nicht exklusive Beziehungen betrachtet werden, die heute einvernehmlich so gelebt werden können. Genaue Zahlen gibt es hier nicht, denn meist sind die Untersuchungsgruppen klein und nicht repräsentativ. In einer größeren US-amerikanischen Studie (Hauptert und et al. 2017) wurden alleinlebende Erwachsene befragt und man fand heraus, dass knapp jede/-r Fünfte schon einmal im Leben eine Beziehung hatte, die „consensual non-monogamic“ (CNM) war. Man kann also davon ausgehen, dass ein durchaus größerer Bevölkerungsteil mit CNM-Beziehungen Erfahrungen sammelt (vgl. Peuckert 2019, S. 493).

In sogenannten „offenen Beziehungen“ einigen sich die Partner/-innen darauf, auch mit anderen Menschen sexuelle Kontakte zu pflegen. Manche Paare sprechen dies offen an, erzählen sich von ihren Affären oder gehen gemeinsam „swingen“. Andere bevorzugen es, nicht weiter darüber zu sprechen (vgl. Peuckert 498). In polyamoren Beziehungen werden Liebensbeziehungen mit mehreren Partner/-innen gleichzeitig geführt. Diese Beziehungsformen werden in jüngster Zeit vermehrt untersucht, meist aber nicht unter dem Aspekt der familialen Arbeitsteilung oder des Coparenting. Balzarini et al. (2020) untersuchen in US-amerikanischen polyamoren Beziehungen die Aushandlungsprozesse zwischen der Hauptbeziehung und den „secondary partners“. Die Forscher/-innen kommen zu dem Schluss, dass meist nicht parallele völlig gleichwertige Partnerschaften mit mehreren Partner/-innen geführt werden. Fast immer gibt es eine Hauptbeziehung und eine oder mehrere Nebenbeziehungen, die emotional tief und längerfristig angelegt sind, dennoch aber Sexualität fokussieren. Schadler und Villa (2015)

stellen fest, dass ein Kennzeichen dieser Beziehungen der hohe Gesprächs- und Aushandlungsaufwand darstellt. Sheff (2006, 2005) untersucht wie in polyamoren Beziehungen „Poly-Hegemonic Masculinities“ hergestellt bzw. wie Geschlechtsrollen und Sexualnormen verhandelt werden. Es eröffnet sich hier ein weites Feld für die Konstruktion von Gender, teilweise in Komplizenschaft mit den männlichen Privilegien, teilweise in bewusster Abgrenzung dazu. Über die von ihr befragten Poly-Männer sagt die Forscherin: „their resistance was the primary feature of their masculinities.“ (Sheff 2006, S. 639) Schadler und Villa kommen hier zu einem anderen Ergebnis und formulieren vorsichtig, dass sich in den von ihnen untersuchten polyamoren Beziehungen vor allem Individuen konstruieren, Genderkonstruktionen finden sie weniger.

Dennoch lässt sich festhalten, dass das größte Problem in polyamoren Partnerschaften die Eifersucht darstellt, die ja eigentlich genau in dieser Beziehungsform als patriarchale Norm überwunden werden soll. Sheff und Tesene (2015) beschreiben, dass in nahezu allen nicht monogamen Beziehungsformen, Eifersucht ein großes Problem darstellt. Insbesondere in „poly-sub-cultures“ führt die Verfügbarkeit von möglichen (Sexual-)Partner/-innen nicht etwa zu mehr Freiheit, sondern eher zu mehr Konkurrenz und Druck, wenn beispielsweise ein/-e Partner/-in als Beziehungs- und Sexualpartner/-in erfolgreicher ist als der/die andere (Sheff 2006, S. 639).

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass das Feld der Emotion und Sexualität für Frauen und Männer unterschiedliche Bedeutung hat. „Sexuelle Befreiung“, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung führen aber nicht unbedingt zu mehr Unabhängigkeit und alternativen, gleichberechtigten Genderrollen, sondern können ein neues Feld der Hegemonie und der marktförmigen Anpassung werden. Illouz (2018) fasst die unterschiedlichen Herangehensweisen an das sexuelle Feld zusammen:

„So wie sich Männer und Frauen in unterschiedlicher Weise auf das sexuelle Feld begeben, nehmen sie auch unterschiedliche Positionen im emotionalen Feld ein und gehen anders an es heran. Ist die Sexualität als Terrain konstruiert, auf dem der männliche Status in Szene gesetzt werden kann, so spielen Gefühle und der Umgang mit ihnen eine Schlüsselrolle bei der Verkörperung weiblicher Identität. Wo sich Männer an der Anhäufung von Sexualkapital orientieren, dienen Frauen Gefühle als strategische Mittel, um ihr Handeln zu orientieren und ihre Sozialkompetenz unter Beweis zu stellen.“ (ebd. S. 282)

Über offene und polyamore Beziehungen und ihre Vereinbarkeit mit Beruf, Haushalt und Kindern ist bisher wenig bekannt. Es entsteht bis hierher der Eindruck, dass das Feld der Emotion nur schwer mit den alltäglichen Praxen des Haushalts und der Kinderbetreuung unter einen Hut zu bringen sind. Im ersten Bereich geht es um das Unsichtbare, das zwei Menschen verbindet, die über Gespräche, Selbstoffenbarung, Berührungen und Sexualität Intimität herstellen. Im zweiten Bereich geht es um das Sichtbare und Konkrete von schmutziger Wäsche und

Geschirr, wo konkrete alltagspraktische Unterstützung gefordert ist und eine verlässliche Aufteilung der Arbeit. Heute stellt das „Doing Family“ Familien und Partnerschaften vor eine Reihe von Herausforderungen, die im nächsten Kapitel besprochen werden.

4.2.2 Familie als Herstellungsleistung

Wie in Kapitel 2.3 gezeigt werden konnte, orientieren sich Menschen sowohl an bürgerlichen, als auch an „reinen“ und fusionsorientierten Partnerschaftsleitbildern. Insbesondere in akademischen Milieus spielt der Wert der Selbstverwirklichung und der Egalität eine wichtige Rolle. Die Vielfalt der Orientierungsbilder trifft allerdings auf eine Gleichzeitigkeit einer ganzen Reihe von weiteren Veränderungen, die zum einen eine durchdachte Organisation von Familienleben nötig machen und zum anderen die Geschlechtergerechtigkeit weiterhin auf die Probe stellt. Jurczyk et al. (2014) nennen drei zentrale Herausforderungskomplexe, die modernen Familien viel abverlangen (vgl. ebd. S. 53-55):

- Die *doppelte Entgrenzung von Erwerbs- und Familienleben*. Der Wandel des weiblichen Selbstbildes trifft mit einer immer mobileren und entgrenzten Arbeitswelt zusammen. Erwerbsarbeit reicht in vielfältiger Weise ins Familienleben hinein und verändert dieses maßgeblich. Arbeit ist für viele Menschen nicht mehr langfristig planbar. Weder täglich noch im Lebensverlauf. Schichtarbeit, projektbezogene Arbeiten mit hohem Arbeitsaufwand zu bestimmten Stoßzeiten, Minjobs, Befristungen oder Gleitzeitmodelle sind nur einige Beispiele für die „Flexibilisierung“ der Arbeit. Dahinter steckt für viele Menschen der Umgang mit emotional belastenden und mit identitäts- und existenzbedrohenden Situationen. Nicht nur gilt es, genügend Geld zu verdienen, sondern auch mit Phasen der Arbeitslosigkeit umzugehen, mit befristeten Arbeitsverhältnissen, mit der Angst vorm Scheitern und der vermeintlich alleinigen Verantwortung dafür. Damit einher gehen die Gefahren der Selbstausbeutung, mit Optimierungsdruck, belastenden Konkurrenzsituationen am Arbeitsplatz und vielem mehr (Jurczyk et al. 2009, S. 35). Diese vielfältigen Belastungen reichen in jeden anderen Lebensbereich hinein. Steigende Zahlen psychischer und psychosomatischer Erkrankungen werden häufig mit diesen neuen Belastungen in Verbindung gebracht (Jurczyk 2012, S. 89). An all diese Veränderungen müssen sich Familien anpassen und verändern sich im Zuge dessen. Kinder wachsen in genau getakteten Arrangements zwischen Arbeits-, Bildungs- oder Betreuungsstätten auf. Die „Raum-Zeit-Pfade“ (ebd. S. 93) der Familienmitglieder müssen koordiniert und organisiert werden, damit überhaupt noch Zeiten der Ko-Präsenz für Familienzeit stattfindet (Jurczyk 2014, S. 54). Dies umfasst „vielfältige organisatorische, logistische Abstimmungsleistungen der Familienmitglieder (...), um Familie im Alltag praktisch lebbar zu machen“ (Jurczyk 2018, S. 148). Moderne Anforderungen des Arbeitsmarktes stellen Menschen teilweise vor die Frage, wie das Funktionieren von Familie überhaupt noch möglich ist.

- Als zweites nennt Jurczyk die immer höheren werdenden bildungsbezogenen Anforderungen *an Familie* (Jurczyk 2014, S. 54). Familie soll nicht nur ein Ort des Glücks, der persönlichen Erfüllung, der Erholung und Entspannung sein, sondern gleichzeitig auch ein Bildungs-ort, der auch Bildungsvorteile sichern soll (vgl. Jurczyk und Klinkhardt 2014). Alt und Lange (2012) beschreiben anschaulich den Erschöpfungszustand von Eltern zwischen der Arbeit an der eigenen Karriere, dem Streben nach Glück und Entspannung in der Familie und der best-möglichen Förderung der eigenen Kinder, um ihnen Startvorteile zu sichern. Dies findet oft am Rande der Leistungsgrenzen statt. Der Optimierungsdruck (vgl. Fenner 2019) betrifft dann nicht mehr nur die eigene Person, sondern auch die Kinder und den/die Partner/-in. Überfor-derung wird zum modernen Normalzustand (King 2014). Die damit verbundenen Belastungen und Überlastung für die Partnerschaft zeigen sich in „Überforderung, Enttäuschung und Tren-nung“ (Jurczyk 2014, S. 54).

- Der dritte Punkt bezieht sich auf die steigende *Fragilität familialer Netzwerke*. Großel-tern leisten zwar Beträchtliches bei der Betreuung der Enkelkinder, um die Eltern zu entlasten und nicht selten deren Berufstätigkeit erst zu ermöglichen. Gleichzeitig müssen viele Eltern aber gänzlich ohne die Großeltern auskommen, da diese z.B. nicht in der Nähe leben oder selbst noch berufstätig sind. Auch nachbarschaftliche oder freundschaftliche Bezüge sind rar oder wenig tragfähig. Tradiertes Wissen, Vorbilder von denen man konkret etwas abschauen könnte, fehlen nicht selten. Es entsteht Verunsicherung über erzieherische und pflegerische Fragen. Die Risiken der Individualisierung zeigen sich, denn für viele Menschen existieren weder tragende Gemeinschaften noch Sicherheit und Identität stiftende Strukturen.

In diesem Spannungsfeld aus entgrenzter Arbeitswelt, den hohen Anforderungen an Familie als Glücks und Bildungsort und dem gleichzeitigen Wegfall helfender Netzwerke, stehen Fa-milien vor der Herausforderung, sich selbst als gemeinsame Herstellungsleistung zu verste-hen. Unter dem Begriff „Doing Family“ wird die Kompensation der

„(...) Ent-Strukturierung von Familie auf gesellschaftlicher und staatlicher Ebene – weg von klaren Normalitätsvorstellungen und festen Vorgaben sowie hierauf bezogenen eindeutigen Rahmenbedingungen von Erwerbs-bedingun-gen und Öffentlichkeit – (...) durch individuelle und gemeinsame Leistungen (...)“ verstanden. (Jurczyk et al. 2014, S. 8).

Doing Family ist ein praxeologischer Ansatz und fokussiert nicht auf Werte und Einstellungen und vor allem nicht auf „bestimmte Formen des Zusammenlebens, die als Charakteristik zur konsistenten Beschreibung von Familien dienen könnten, sondern vielmehr auf die Praktiken der Herstellung und Gestaltung persönlicher Beziehungen zwischen Generationen und gege-benenfalls auch Geschlechtern“ (ebd. S. 9). Im Zentrum des Doing Family Ansatzes steht das konkrete Tun, wobei nicht davon ausgegangen wird, dass es ein „natürliches Familienhandeln“

(Jurczyk et al. 2014f, S. 11) gibt, das für den Einzelne und damit für die Gesellschaft am besten ist.

In Anbetracht der vielen Aufgaben, der vielen Möglichkeiten und der Zeitknappheit in Familien (vgl. auch Hochschild 2006), müssen Familien allerdings bewusste Entscheidungen darüber treffen, wie die gemeinsame Zeit gestaltet werden soll. Es entsteht die Notwendigkeit, Familie intentional herzustellen und darüber zu reflektieren, welche Werte, Grundhaltungen und Rollenmodelle dem individuellen „Doing Family“ zugrunde gelegt werden sollen.

Jurczyk (2020) bezeichnet zusammenfassend zwei große Aufgaben, die Familien heute zu leisten haben: einmal die oben beschriebene „Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf“ und zum anderen, Familie als sinnhafte „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ in einem spezifischeren sozialkonstruktivistischen Sinn herzustellen (ebd. S. 29). Familie ist eben nicht nur eine Anpassungsleistung an die Bedingungen des Arbeitsmarktes, sondern auch eine „identitätsorientierte Konstruktion“ (ebd.). Familien müssen folgende Fragen beantworten:

- Wie entstehen soziale Bindungen innerhalb der Familie durch „Prozesse der Grenzarbeit“? Wer gehört warum zur Familie und wer nicht? Und wie werden diese Zugehörigkeiten hergestellt? (Grenz-Management)
- Wie entsteht in der Familie ein Wir-Gefühl? (We-ness)
- Wie wird Familie nach innen und außen, als Prozess einer „teilweise inszenatorischen Selbstvergewisserung“ gezeigt? (Displaying Family) (vgl. ebd. S. 30)

In Verbindung mit den oben beschriebenen Ergebnissen der Leitbildstudie und den hohen emotionalisierten Erwartungen an Partnerschaft wird erneut deutlich, dass Familie heute eine hochkomplexe Herstellungs- und Reflektionsleistung darstellt. Werte, Einstellungen und Orientierungsbilder der Einzelnen bestimmen dabei, welche Art von Familie in der alltäglichen Praxis entsteht. Wer gehört dazu, wie entsteht ein Gefühl von Zugehörigkeit, wie wird miteinander umgegangen, wer macht was? Aus der Beantwortung dieser Fragen stellt sich die Familie nach innen und außen dar. Eine weitere wichtige Frage, die sich die Eltern stellen müssen, ist die Frage nach der Arbeitsteilung, ob diese geschlechtstypisch bürgerlich sein soll, oder egalitär. Eltern haben die Möglichkeit, durch eine symmetrische Arbeitsteilung ein Undoing Gender zu realisieren und so mehr Geschlechtergerechtigkeit umzusetzen. Undoing Gender meint mit Francine Deutsch (2007) ein „mehr oder weniger bewusster Widerstand (resistance) gegen Gender Normen“ (Buschmeyer et al. 2020).

Nachdem hier gezeigt werden konnte, dass Familie heute nicht nur in Bezug auf die Erwartungen des Arbeitsmarkts und der Bildungsinstitutionen hergestellt werden muss, sondern auch

selbstreflexiv, soll im Folgenden darauf eingegangen werden, wie diese Herstellungs- und Reflektionsleistungen von Männern und Frauen mit unterschiedlichen Voraussetzungen und Erwartungen angestellt werden und hohes Konfliktpotential bergen

4.2.3 Haushalt und Retraditionalisierung

Ein Vergleich der Trennungsursachen bei Paaren ohne Kinder macht deutlich, dass der gemeinsame Haushalt mit Kindern die Probleme der geschlechtstypischen Verhaltensweisen in besonders problematischer Weise zum Vorschein bringt. Im Rahmen der TIP-Erhebung (Kopp et al. 2010), die Teil einer Vorstudie für das Pairfam-Projekt war, wurden 2007 und 2008 rund 600 Personen befragt (ebd. S. 27ff). Die Personen waren im Durchschnitt 24,5 Jahr alt, waren nicht verheiratet und hatten überwiegend die Familiengründungsphase noch vor sich. Sie wurden zu zurückliegenden Beziehungen befragt und konnten auf einer Skala mit 12 Items Trennungsgründe ankreuzen. Die Studie ist daher nicht mit Befunden vergleichbar, die die Trennung von Eltern untersuchen. Dennoch ist bemerkenswert, dass sich in der TIP-Befragung die Geschlechter hinsichtlich der Nennung von Trennungsgründen nicht unterscheiden (Kopp et al. 2010, 163ff). Zudem nennen über 70% der Befragten sich selbst als Trennungsinitiator/-in, was Ergebnissen aus anderen Studien widerspricht, die vornehmlich die Frau als Trennungsinitiatorin nennen (Peuckert 2019, S. 320). Dieser Befund zeigt, dass erst die Elternschaft die Geschlechtsungleichheiten und geschlechtsspezifischen Benachteiligungen besonders zutage fördert. Die Geburt des ersten Kindes schafft nach wie vor weibliche und männliche Welten nach bürgerlichem Vorbild. Dies zieht gravierende Unterschiede im Erleben der Partnerschaft und in den Erwartungen an den Partner/ die Partnerin nach sich. Der Haushalt bzw. familiäre Care-Aufgaben werden in Familien zu einem zentralen Konfliktfeld. Es sollen hier mehrere Befunde zusammengetragen werden, die zeigen, dass sowohl für Männer aber auch für Frauen, die dominante Vormachtstellung des Mannes und seine Ernährerfunktion wichtig ist und nach wie vor nur manchmal mit der Erledigung von Hausarbeit vereinbar zu sein scheint.

Traditionelle Zuschreibungen, die mit einer Abwertung der Hausarbeit verbunden sind, kollidieren mit modernen Partnerschaftsbildern eines egalitären Geschlechterverhältnisses. Zwar soll jede/-r Partner/-in erfüllt, autonom und frei sein, andererseits soll die Frau aber jünger und kleiner sein, als ihr Mann, keine höheren Bildungsabschlüsse aufweisen (Burkart 2018, S. 185 und 73ff) und nicht mehr verdienen (Peuckert 2019, S. 318). Zur Erklärung dieses stabilen Befunds (Burkart 2018, S. 89) liegt die Interpretation nahe, dass die Höherstellung des Mannes einer patriarchalen Tradition geschuldet ist, die sich bis heute darin niederschlägt, dass sich Männer selten in statushöhere Frauen und Frauen kaum in statusniedrigere Männer verlieben – vielfach sicher ohne sich dessen bewusst zu sein.

Haushalts- und Care-Leistungen werden insbesondere dann zum Krisenherd, wenn beide Partner/-innen berufstätig sind und der Haushalt bagatellisiert, nicht als anspruchsvolle und zentrale Aufgabe angesehen wird. Wird die Hausarbeit nicht wertgeschätzt und überwiegend von der Frau erledigt, haben Paare ein besonders hohes Trennungsrisiko (Burkart 2018, S. 186). Quantitative Auswertungen der AID:A Daten zeigen deutlich, dass familiäre Haus- und Care-Arbeiten nach wie vor zum ganz überwiegenden Teil von Frauen erledigt werden. Dies trifft auf alle Erwerbskonstellationen zu. Ist die Mutter nicht erwerbstätig und der Vater Vollzeit arbeitet, so übernimmt die Mutter zu 97 Prozent alle oder die meisten Haushaltstätigkeiten. Arbeitet die Mutter Teilzeit und der Vater Vollzeit, übernimmt sie dennoch zu 95 Prozent alle oder die meisten Haushaltstätigkeiten. Besonders gravierend sind die Zahlen für Familien mit zwei Vollzeit arbeitenden Eltern. Selbst hier erledigt die Mutter immer noch zu 85 Prozent alle oder die meisten Haushaltstätigkeiten (Jurczyk et al. 2015, S. 16). Bei der Kinderbetreuung zeigt sich ein ähnliches Bild. Arbeiten beide Eltern Vollzeit, so übernehmen 65 Prozent der Mütter alle oder die meisten Betreuungsaufgaben (ebd.).

Nicht nur sind Care- und Hausarbeit ungleich und häufig ungerecht verteilt, sie werden zudem auch nicht anerkannt. Dies kann erklären, warum Frauen während der Familienphase mit kleinen Kindern, so finden es Zartler et al. (2004) heraus, sich teilweise explizit fragen: „Wozu hab ich einen Mann, oder wozu die Kinder einen Vater?“ (ebd. 70). Sie fühlen sich weder entlastet noch anerkannt, sondern zusätzlich belastet. Die mangelnde Präsenz des Vaters in der Familie ist nicht selten eine (wenn auch nicht die einzige) Trennungsursache. Mütter bemängeln oft eine fehlende Eigeninitiative in Familienangelegenheiten ihrer Männer. Dadurch fühlen sie sich in ihrer alltäglichen Arbeit abgewertet, nicht „gesehen“ und allein gelassen. Eine für die Sorgerechtsstudie des Deutschen Jugendinstituts (Jurczyk und Walper 2013) befragte getrennte Mutter macht ihre Fassungslosigkeit darüber deutlich, dass ihr Ex-Partner die Hausarbeit schlicht nicht „sieht“: „Siehst du nicht, dass hier Geschirr steht und ich das Kind stillen muss und das getan werden muss. Ja, siehst du das nicht?“ (Burschel und Schutter 2013b, S. 285). Das für die Mutter Selbstverständliche, wird vom Vater ihres Kindes gar nicht wahrgenommen. Sie muss daher davon ausgehen, dass er gar keine Vorstellung davon hat und sich auch nicht dafür interessiert, was es bedeutet, einen Haushalt mit Baby zu führen (ebd.). Eine andere Mutter schildert das Gefühl mit der Geburt des Kindes eine „Vollbremsung“ gemacht zu haben, wohingegen er sein „ganz persönliches Ich-Leben“ einfach weitergeführt hat (ebd. S. 289). Erneut wird das fehlende Verständnis und die mangelnde Anerkennung für die große Investition der Mutter deutlich.

Die getrennten Welten der bürgerlichen Partnerschaft sind in diesen Fällen für die Väter noch vorhanden, für die Mütter aber nicht. Vielen Männern war es in der qualitativen Untersuchung

von Zartler et al. (2004)⁴² beispielsweise gar nicht klar, wie schmerzhaft ihr emotionaler Rückzug von ihren Frauen erlebt wurde und wie wichtig ihr familiäres Engagement für ihre Partnerin gewesen wäre (Zartler 2004, 71-72).

Diese Unzufriedenheit erleben nicht nur Mütter eines akademischen, egalitär ausgerichteten Milieus. Zartler (2004) zeigt auch für traditionell ausgerichtete Familien im ländlichen Raum, dass Frauen sich von der Anforderung, ein harmonisches Familienleben umzusetzen und den allgemeinen patriarchal geprägten Vorstellungen zu entsprechen, überfordert fühlen. Vorstellungen einer egalitären Rollenverteilung können auch in traditionellen Familien zu Unzufriedenheiten und nicht selten letztendlich zur Trennung führen (ebd. S. 68).

Der vielfach belegte Rückfall in traditionelle Aufgabenverteilungen (Koppetsch 2013; Monz und Cornelißen 2019, S. 109; Zartler 2004, S. 68) nach der Geburt eines Kindes stellt nicht nur in Deutschland einen erheblichen Unzufriedenheitsfaktor für Frauen dar. Auch für die USA können Amato et al. (2003) zeigen, dass Frauen mit ihrer Beziehung wesentlich zufriedener sind, je mehr ihre Männer sich im Haushalt engagieren – Männer allerdings werden unzufriedener, je mehr sie im Haushalt leisten (ebd. S. 17).

Amato (2007) zeigt, dass „traditional marriages“ (Hausfrauenehe) abnehmen und dass es mit zunehmender Erwerbsbeteiligung der Frauen den Familien nicht nur finanziell immer besser geht, sondern auch die Ehezufriedenheit zunimmt (ebd. 205-206). Damit einher geht aber auch ein gestiegener Stresspegel innerhalb der Familien, insbesondere für die Frauen, die die Erwerbstätigkeit häufig als zusätzliche Belastung und bei der Care- und Hausarbeit keine Entlastung erleben. Sie haben dann weniger ihre berufliche Karriere im Blick, sondern arbeiten, um das Familieneinkommen zu verbessern, „to make ends meet“ (ebd. 206). Auch wenn die Beteiligung der Männer an der Haus- und Care-Arbeit auch in den USA ansteigt, so wird der Hauptanteil dieser Arbeit nach wie vor, wie es auch für Deutschland gezeigt wurde, von den Frauen erledigt. Kahlert (2013) macht deutlich, dass Hausarbeit, wenn sie überwiegend von Frauen erledigt wird, deren Wohlbefinden, Autonomie und Chancen auf Selbstverwirklichung erheblich beeinträchtigt, also zu einer langfristigen finanziellen Benachteiligung der Frauen vor allem im Trennungsfall führt.

Gelingende bzw. als fair empfundene Aufteilung von Erwerbsarbeit und Haus- bzw. Care-Arbeit scheint ein Schlüsselement für Ehezufriedenheit darzustellen. Amato (2007) führt noch weitere Gelingensfaktoren hinzu:

⁴² Es wurden Kinder, Mütter und Väter sowie Expert/-innen in ländlichen und städtischen Regionen Österreichs mit qualitativen Interviews befragt.

„We found that individuals with high levels of marital quality tended to hold non-traditional attitudes towards the household division of labor, viewed the household division of labor as fair, shared decision making equally with their spouses, had close friends and organizational affiliations in common with their spouses, attended religious services frequently with their spouses, and expressed stronger support for the norm of lifelong marriage.” (ebd. S.208)

Es ist also nicht nur die als fair empfundene Aufteilung von Haus-, Care- und Familienarbeit, die die Beziehungsqualität beeinflussen, sondern auch gleichberechtigte Beteiligung an Entscheidungen, gemeinsame soziale Kontakte und Vernetzungen sowie geteilte Werte, hier religiöse, die über der Ehe stehen. Benachteiligungen können nach diesen Befunden dann verhindert werden, wenn das Paar einerseits einer gemeinsamen Werteorientierung folgt, als Individuum und als Paar sozial vernetzt ist und sowohl Erwerbs- als auch Familienarbeit fair geteilt werden. Es wird an dieser Stelle deutlich, dass Partner/-innen hierfür bewusste und informierte Entscheidungen treffen müssen, die wie schon Giddens bemerkt, ein hohes Maß an Selbstreflektion und Bereitschaft, sich selbst zu verändern, benötigen.

Bisher geschieht dies auf gesellschaftlicher Ebene nicht. Vielmehr zeigen etliche Befunde, dass geschlechtsspezifische Benachteiligungen durch asymmetrische Arbeitsteilung bestehen bleiben und verdrängt werden. Im nächsten Kapitel soll ein möglicher Grund dafür angesprochen werden.

4.2.4 Fehlender Wille und Fairness

Jurczyk et. al (2015) stellen fest, dass es wirklich egalitäre Partnerschaften mit einer fifty:fifty Aufteilung aller Arbeiten kaum gibt und werfen die Frage auf, ob es sich um einen gesellschaftlich getragenen „Egalitätsmythos“ handelt. Dies liegt auch nicht zuletzt an den hohen Anforderungen der von Männern geleisteten Vollzeiterwerbstätigkeit, die häufig mit vielen Überstunden verbunden ist.

Um geschlechtstypischen Benachteiligungen entgegen zu wirken, müssten Väter und Mütter Genderstereotype bewusst und aktiv auflösen *wollen*. Zerle-Elsäßer und Li (2017) untersuchen mit AID:A Daten, was einen „aktiven Vater“ überhaupt ausmacht. Sie zeigen, dass es Vätern mit einem aufgeschlossenen Genderkonzept wesentlich leichter fällt, eine aktive Vaterschaft tatsächlich umzusetzen, auch wenn sie Vollzeit berufstätig sind. Eine gerechte Aufteilung der Familienarbeit gelingt außerdem dann am ehesten, wenn beide Elternteile Vollzeit oder annähernd Vollzeit erwerbstätig sind und gleichzeitig traditionelle Rollenvorstellungen überwunden haben. Damit verbunden ist aber leider nicht immer eine höhere familiäre Zufriedenheit, sondern psychische, emotionale und physische Belastungen und Stress, den Eltern bewältigen müssen, um Erwerbsarbeit und Familie egalitär zu vereinbaren (vgl. ebd.). Für eine aktive Vaterschaft ist auch die Offenheit der Mutter nötig (ebd. S. 16). „Maternal Gate-Keeping“

kann das Engagement des Vaters unterbinden (Allen und Hawkins 1999), hilfreich ist es, wenn die Mutter den Vater „wohlwollend“ unterstützt (Zerle-Elsässer und Li 2017, S. 15ff). In der Abwesenheit der Mutter erleben sich viele Männer als kompetent in Pflege und Erziehung, sobald aber die Mutter dazu kommt, fühlt sich der Vater in seiner Vaterrolle bedroht und es kann zu regelrechten „Machtkämpfen“ kommen, zum Beispiel um Erziehungsfragen (vgl. auch Zartler 2004, S. 78). Auch andere Studien belegen die unterschiedlichen Vorstellungen von Erziehung und elterlicher Verantwortung. Häufig sieht sich der Vater vornehmlich als Spielpartner der Kinder – was die Mütter teils gutheißen und darin auch Entlastung erkennen, teils einen Mangel an echter Verantwortungsübernahme beklagen (Burschel und Schutter 2013b, 293ff). Nicht nur die konkrete Haus- und Care-Arbeit belastet viele Mütter, sondern auch die unausgesprochene Kontrolleurinnenfunktion, wenn sie „immer gefragt“ werden (ebd. S. 287).

Zartlers Befunde aus qualitativen Daten weisen in eine ähnliche Richtung. Auch sie stellt fest, dass je traditioneller das Vaterschaftskonzept ist, desto eher wird der erhöhte Arbeitseinsatz der Väter mit finanziellen Notwendigkeiten begründet, denn die durch die Geburt gewachsene Familie braucht logischerweise mehr Geld. Auf der anderen Seite gibt es aber auch den Wunsch der Väter, sich zu entspannen und nach dem Stress am Arbeitsplatz auch Zeit für sich allein zu haben. In dieser Untersuchung befragte Väter sprechen selbst von einem „Fluchtverhalten“ (ebd. S. 69). Sie fliehen vom Stress in der Arbeit *und* dem Stress in der Familie durch eine überforderte Frau und vergrößern auf diese Weise das Konfliktpotential, anstatt es zu lösen.

Viele weitere Studien zeigen (z.B. Zerle-Elsässer und Keddi 2011; Zerle-Elsässer und Li 2017; Cornelissen und Bathmann 2013), dass Egalität und eine Gleichheit der Geschlechter in modernen Gesellschaften – trotzdem dies meist ein erklärtes Ziel vieler Paare und der Politik ist – nicht umgesetzt ist. Ulrich Beck spricht von der vielzitierten „verbalen Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“. Das eigene Verhalten zu verändern ist für viele Männer schwer möglich und führt zu vielen Paarkonflikten rund um Haushalt, Kindererziehung und -betreuung, Care-Leistungen und Zeit-Management.

Wie schon in Kapitel 2.3 ausgeführt, kann dies mit den sehr dominanten bürgerlich geprägten Partnerschafts- und Familienleitbildern erklärt werden. Diese sind wirksam, auch wenn man selbst eine eher assoziativ-moderne, auf Autonomie ausgerichtete Partnerschaft befürwortet. Dies bestätigen Befragungen junger Männer und Frauen in Deutschland. Frauen und Männer planen ihr Leben anders und haben unterschiedliche Erwartungen an ihren Beruf. Für viele Männer ist und bleibt der Beruf ein zentrales identitätsstiftendes Vehikel zur Herstellung von Männlichkeit (Meuser 2010; Connell 2015), für viele Frauen hingegen steht der Beruf nach wie vor in der Priorität hinter der Familie und der Beziehung zu Partner. Die Shell Jugendstudie

(2015) zeigt, dass Familie für Jugendliche einen sehr hohen Stellenwert besitzt, 90 Prozent wünschen sich ein „gutes Familienleben“ (ebd. S. 239). Allerdings halten nur 57 Prozent der männlichen Befragten Familie wichtig für ihr Lebensglück, im Vergleich zu 70 Prozent der weiblichen Befragten. 28 Prozent der männlichen Jugendlicher glauben, dass man auch alleine glücklich werden kann, im Vergleich zu nur 16 Prozent der weiblichen Befragten. Dieser Trend setzt sich auch in der Shell Studie von 2019 fort, 65 Prozent der Frauen und 68 Prozent der Männer wünschen sich, dass die Frau halbtags arbeitet, wenn kleine Kinder da sind. 51 Prozent der jungen Frauen wünschen sich in dieser Lebensphase einen männlichen Hauptverdiener. Der Vergleich zwischen West- und Ostdeutschland zeigt, dass die jungen Menschen im Osten wesentlich aufgeschlossener für egalitäre Modell sind. 38 Prozent der Männer und 31 Prozent der Frauen wünschen sich hier ein traditionelles Familienmodell mit männlichem Haupternährer, im Vergleich zu 58 bzw. 51 Prozent im Westen (Albert 2019).

Einen weiteren Grund für die Retraditionalisierung sieht Burkhart (2018) darin, dass sie einfach verdrängt wird. Dies beschreiben, wie in Kapitel 2.4.3 schon ausgeführt, Koppetsch und Speck (2015) vor allem für das individualisierte Milieu, das sich der Selbstverwirklichung verschrieben hat und für das Geschlechtsunterschiede scheinbar überwunden sind. Geschlechternormen sind derart tief verwurzelt, dass ihre Implikationen für geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung und daraus folgenden Benachteiligungen nicht nur unbewusst perpetuiert werden (vgl. ebd.). Koppetsch und Speck (2015) zeigen teilweise bemerkenswerte Umdeutungen und Rechtfertigungskonstrukte, zum Beispiel wenn die Frau mehr verdient als der Mann (das Geld werde bald zurückbezahlt, der momentane Zustand sei nur temporär, Geld sei ohnehin nicht wichtig, das sei einfach die Entscheidung der Frau etc.), um die gängigen Genderkonzepte aufrecht zu erhalten. Beide Partner/-innen sind an diesem Selbstbetrug beteiligt und erhalten so männliche Vorherrschaft, auch wenn sie defacto nicht gegeben ist und intellektuell durchschaut wurde.

Diese Befunde werden von Jurczyk et al. (2019) bestätigt. Die qualitative Befragung von 17 hauptverdienenden Müttern konnte zeigen, dass auch diese Frauen eine ganze Reihe von Strategien an den Tag legen, um den Status ihrer Männer zu schützen. Einige Befragte waren ihren Männern dankbar, arbeiten „zu dürfen“ (ebd. S. 10), übernahmen dennoch die gesamte Familienorganisation, nahmen Burnout in Kauf (ebd. S. 11) und beharrten darauf, eigentlich nur für den Familienerhalt zu arbeiten, ihre wahre Berufung läge doch in der Mutterschaft, keinesfalls im Beruf (ebd. S. 12). Die meisten befragten Frauen überhöhten ihre Männer und akzeptierten offensichtliche Ungleichheiten, um das Familien- und Partnerschaftsbild aufrecht zu erhalten: „In our case, this ‘economy of gratitude’ became visible through the strategy that most women emphatically praises the fathers’ parenting and domestic skills.“ (ebd. S. 15)

Übernahme der Vater weiblich zugeschriebene Tätigkeiten im Haushalt und der Kinderbetreuung, so wurde seine Überlegenheit dadurch konstruiert, dass er dies angeblich „viel besser“ könne als die befragte Mutter selbst (ebd.).

Diese Ausführungen am Beispiel der innerfamiliären Rollenumkehr sollen zeigen, dass die Konstruktion männlicher Überlegenheit und Dominanz erstaunlich hartnäckig ist und teilweise mit einer Verdrängung von Fakten einher geht. Im Zuge dieser Umdeutungen werten Frauen sich nicht selten selber ab, negieren eigene Leistungen und Kompetenzen und spielen sie herunter.

Schwedische Forscher/-innen befassen sich in diesem Zusammenhang mit dem sogenannten „fairness paradox“ (Bernhardt et al. 2017; vgl. auch Peuckert 2019, 447ff). Damit ist das Paradox gemeint, dass selbst in einem Land, in dem die Gleichstellungspolitik hohe Priorität genießt, viele Frauen und Männer es als „fair“ empfinden, wenn die Frau trotz gleicher Erwerbstätigkeit mehr (teils wesentlich mehr) Haus- und Care-Arbeit leistet. Im Kontrast dazu heißt es in der schwedischen Regierungserklärung zur Gleichstellung der Geschlechter: „women and men must have the same responsibility for housework and have the opportunity to give and receive care on equal terms“ (Government Offices of Sweden 2016, zitiert nach Bernhardt et al. 2017, S. 502).

Die Forscher/-innen finden allerdings heraus, dass längst nicht alle Paare in Schweden die Arbeit egalitär aufteilen. Es werden mehrere Cluster der Aufteilung der Haus- und Erwerbsarbeit in Abgleich mit der empfundenen Fairness definiert. Der größten Gruppe „equal sharing/fair“ wurde ein Drittel der Befragten zugeordnet. Die Paare teilen sich den Haushalt und empfinden dies auch beide als fair (ebd. S. 517). 36 % 'teilen' die Hausarbeit eher nach dem traditionellen Muster und empfinden dies aber nur teilweise als fair: Die traditionelle Aufteilung wird teilweise von den Frauen als fair, von den Männern als unfair eingeschätzt, oder von den Frauen als unfair und von den Männern als fair. In den schwedischen Daten zeigt sich keine Gruppe, in der Männer *und* Frauen die traditionelle Aufteilung als „fair“ erachten. In diesem Feld der traditionellen Aufteilung sehen die Forscher/-innen dringenden weiteren Forschungsbedarf, um Haushaltsdynamiken auf der Paarebene besser zu verstehen (ebd. S. 518). Weiter finden sie heraus, dass auf der Individualebene vor allem die eigene Sozialisation die Einschätzung der Fairness beeinflusst. Frauen, die mit traditioneller Aufteilung aufgewachsen sind, erleben diese stärker als unfair (ebd.). Außerdem sind geschlechtsegaliäre Einstellung, die Erwerbssituation und ökonomische Ressourcen wichtige Faktoren für die Erklärung der Wahrnehmung von Fairness (ebd. S. 519). Grundsätzlich kommt auch diese Studie zu dem Schluss, dass die Aufteilung der Hausarbeit einen zentralen Konfliktpunkt bei schwedischen

Paaren darstellt und „Rechtfertigung“ einer ungleichen Verteilung gefunden werden müssen, da Geschlecht allein nicht mehr ausreicht.

Bis hierher wurden einige Konfliktfelder in modernen Partnerschaften beschrieben, die zur Instabilität von Paarbeziehungen beitragen. Dazu zählen das paarinterne emotionale Feld, sowie auf der Ebene der Familie die zunehmende Überforderung von Familien durch Berufstätigkeit, veränderte Geschlechtsrollen und hohe Anforderungen an Familie als Bildungsort und das häufig fehlende Bewusstsein für die Konsequenzen von fehlender Geschlechtergerechtigkeit, die sich in der Illusion der Gleichheit zeigt. Hinzu kommt die vor allem in Deutschland zu beobachtende Retraditionalisierung der Arbeitsteilung nach der Geburt, mit der viele Frauen unzufrieden sind. Die traditionell zugeschriebene Aufteilung der Haus- und Careaufgaben in Familien wird in vielfältiger Weise auch gegen Widerstand beibehalten, selbst wenn die Rollen an sich nicht mehr traditionell gelebt werden. Teilweise kommt es, so konnte gezeigt werden, zu regelrechten Verdrehungen und Umdeutungen. Vor allem die Beobachtung des „Fairness Paradox“ zeigt, wie die Deutungen von Hausarbeit und Fairness variieren, aber in ihren Konsequenzen real sind („Thomas-Theorem“⁴³).

Ein Blick in die Praxen der Intentionalen Gemeinschaften verspricht hier aufschlussreich zu sein, denn dort werden große Anteile der Hausarbeit z.B. auf Kantinen, Großküchen und Gemeinschaftsräume ausgelagert, die gemeinschaftlich gepflegt werden. Dies könnte die Konflikte rund um Haushalt und Care auf Paarebene reduzieren.

Bevor aber die empirische Analyse hier erste Antworten gibt, sollen noch die Folgen einer Trennung betrachtet werden. Eine ungleiche Arbeitsteilung und ungleiche Erwartungen an Partnerschaft und Familie können ja, selbst wenn sie als unfair erachtet werden, durchaus stabil sein. Erst die Trennung bringt Benachteiligungen und Ungleichheiten ans Tageslicht, was im nächsten Kapitel gezeigt wird.

⁴³ „If men define situations as real, they are real in their consequences.“ (Thomas und Thomas 1928). Das Thomas Theorem beschreibt die „definition of the situation“ als ein grundlegendes Konzept des symbolischen Interaktionismus. Wie eine Situation gedeutet wird hängt von Werten, Normen aber auch vom Kontext, von Teilnehmer/-innen und deren Perspektiven auf die Situation ab.

4.3 Folgen einer Trennung

Obwohl Trennungen von Eltern zur Normalität gehören und kaum noch stigmatisierende Wirkung haben, zeigen doch etliche Studien, dass Trennungen für Kinder und Erwachsene teilweise erhebliche und langandauernde Belastungen mit sich bringen.

4.3.1 Vielfältige Belastungen

Amato (2014) legt eine Meta-Analyse vor, in der 17 Studien über Scheidungsfolgen aus ganz Europa berücksichtigt wurden. Bei Kindern und Jugendlichen lassen sich eine Vielzahl an Veränderungen nach einer Scheidung beobachten, z.B. Abfall schulischer Leistungen, Gesundheitsprobleme, Verhaltensauffälligkeiten, erhöhter Alkohol und Tabakkonsum und riskantes Sexualverhalten. Die Meta-Analyse ergab, dass Kinder mit getrennten oder geschiedenen Eltern durchweg ungünstigere Entwicklungschancen und ein geringeres Wohlergehen an den Tag legen, als Kinder, deren Eltern zusammenleben. Allerdings muss dieser Befund differenziert betrachtet werden; die Schwere der Belastungen variiert stark, je nachdem wie die Trennung verläuft.

Die finanziellen Ressourcen der Eltern spielen zum Beispiel eine die Trennungsbewältigung moderierende Rolle. In vielen Fällen ist Trennung mit teilweise erheblichen finanziellen Einbußen verbunden. Armut kann dann nach der Trennung ein Faktor sein, der unter Umständen mehr belastet als die Trennung selbst. Alleinerziehende Mütter sind hier strukturell benachteiligt, denn 90 % der Alleinerziehenden sind Mütter (Walper und Langmeyer 2019). Sie und ihre Kinder stellen einen großen Anteil der Armutsbevölkerung dar, 56 % der Ein-Eltern-Familien mit zwei und mehr Kindern sind arm (Schneider 2018b). Daher kann Armut als wichtiger Faktor gesehen werden, der den alleinerziehenden Elternteil belastet und Konflikte zwischen den getrennten Eltern begünstigt und so negativ auf die Verhaltensentwicklung von Kindern wirkt.

Die negativen Auswirkungen einer erlebten Trennung lassen sich in vielen Studien bis ins Erwachsenenalter nachweisen. Trennungskinder haben beispielsweise selbst in späteren Partnerschaften eine erhöhte Scheidungswahrscheinlichkeit (Amato 2014, S. 13). Högnäs und Thomas (2016) arbeiten mit Daten der US-amerikanischen Längsschnittuntersuchung „Fragile Families and Child Wellbeing“ und kommen zu dem Ergebnis, dass verheiratete Paare, die beide in der Kindheit eine Trennung erlebt haben, eine hohe Wahrscheinlichkeit haben, ein Jahr nach der Geburt ihres Kindes getrennt zu sein. Unverheiratet zusammenlebende Mütter

und Väter kommen mit höherer Wahrscheinlichkeit aus “nonintact childhood family structures”⁴⁴ und haben im Vergleich zu verheirateten Paaren zudem eine höhere Wahrscheinlichkeit, die Beziehung wieder aufzulösen (vgl. ebd. S. 44ff). Die „Transmissionshypothese“ bestätigen auch Beckh et al. (2013), die 42 junge Paare untersuchen und herausfinden, dass Partner/-innen aus Trennungsfamilien sich selbst eine geringere Beziehungskompetenz zuschreiben, sowie ein geringes Selbstwertgefühl und insgesamt eine geringere Zufriedenheit mit der Partnerschaft an den Tag legen.

Aber nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern zeigen nach einer Trennung mehr somatische und psychische Probleme, als Verheiratete (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 521; Amato 2014, S. 10; Peuckert 2019, S. 329). Diese negativen Folgen sind auch bei Trennung von festen Partnerschaften bzw. nicht miteinander verheirateten Eltern zu beobachten und treten insgesamt stärker auf, je mehr Institutionalisierungsschritte, zum Beispiel durch Eheschließung, Zusammenziehen oder Familiengründung, durchlaufen wurden (Peuckert 2012a, S. 329). Geringes Glücksgefühl, depressive Symptome gehen einher mit Isolation, Einsamkeit und gesundheitlichen Problemen. Eine Scheidung bringt nicht nur die genannten negativen Faktoren mit sich, sondern reduziert auch die positiven Effekte einer Ehe, z.B. dass sich Eheleute umeinander sorgen und sich gegenseitig zum Beispiel auf ihr ungesundes Verhalten aufmerksam machen (Amato 2014, S. 10).

Da Frauen die Trennung häufiger initiieren, gehen sie häufig auch tatkräftiger an die Umstrukturierung des Alltags heran und fühlen sich „frei und kraftvoll“ aber auch „wütend und aggressiv“ (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 524). Frauen klagen nach einer Trennung über Attraktivitäts- und Statusverlust (ebd., S. 521), bleiben aber stärker mit ihren Kindern verbunden, die ihre Familie nach wie vor darstellen. Sie erleben dadurch Stabilität und weniger emotionale Einbrüche, aber auch größere Belastungen durch die alleinige Bewältigung der haushalts- und betreuungsrelevanten Tätigkeiten, sowie durch finanzielle und soziale Einschränkung (vgl. ebd.). Dies kann dazu führen, dass sie ihrem/-n Kind/-ern nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit schenken können. Kommen dann noch Konflikte, zum Beispiel wegen Unterhaltszahlungen hinzu, kann es zu einem sogenannten „Spillover“ kommen. Das heißt, negative, unverarbeitete Emotionen werden auf das Kind übertragen und beeinträchtigen dessen Wohlbefinden und Entwicklung (vgl. Sears et al. 2016). Nicht selten verschlechtert sich die Beziehung zwischen Mutter und Kind in der ersten Zeit nach der Trennung (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 514). Berufstätigkeit konnte in einigen Untersuchungen als Faktor

⁴⁴ Der Begriff „nonintact“ verweist auf die allgemeine Normalitätsvorstellung, dass nur die Kernfamilie intakt, also *heil* und *ganz* ist. Die Abweichung davon wäre dann *kaputt* und *nicht vollständig*.

ausgemacht werden, der den Müttern hilft, Einsamkeit und das Gefühl der Isolation nach einer Trennung besser zu überwinden (ebd. S. 517). Kann die Mutter die Trennung gut verarbeiten, z.B. weil sie viel Rückhalt und emotionale Unterstützung im Freundeskreis und ihrer Herkunftsfamilie erfährt, so sind ihre Kinder weit weniger emotional belastet. Sears et al. (2016) stellen fest, dass Spillover-Effekte weniger mit Persönlichkeitsmustern, z.B. mit Neurotizismus, zu tun haben, wohl aber mit Konflikten mit dem Vater, die „negative moods“ (z.B. Gereiztheit, Verärgerung, Frustration) auslösen (vgl. ebd. S. 127).

Männer werden nicht selten von der Trennung „überrascht“ (Zartler 2004, S. 87), sind dann häufiger von Schuldgefühlen geplagt und fühlen sich nach der Trennung orientierungslos, „heimatlos“ und verstehen nicht, wie es soweit kommen konnte (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 524). Sie verfallen nach einer Trennung häufiger als Frauen in ungesundes Verhalten, wie z.B. Rauchen und Alkoholismus (ebd. S. 521). Männer kämpfen verstärkt mit Einsamkeit und der Neudefinition ihrer Rolle, denn ihre Rolle als Vater ist nach der Trennung stärker herausgefordert als die der Mutter (vgl. ebd. S. 523).

Wenn eine Trennung sehr strittig verläuft und der Kontakt zwischen den Kindern und dem getrennt lebenden Vater stark reduziert oder von den Müttern torpediert wird, erleben Väter sich als Opfer und reagieren auf die Trennung von ihren Kindern nicht selten mit Depressionen, Stresssymptomen bis hin zu Selbstmordgedanken (Amendt 2006). Dies soll aber nicht bedeuten, dass eine Trennung nur negativ ist, denn die Folgen einer andauernden, strittigen und unglücklichen Beziehung sind unter Umständen noch belastender für Kinder und Erwachsene. Eine Trennung beendet allerdings nicht immer die Konflikte, diese haben teilweise, insbesondere bei hochstrittigen Eltern, die Tendenz sich auch nach der Trennung fortzusetzen (Walper et al. 2011). In hochbelasteten Fällen können die Konflikte nach der Trennung sogar zunehmen und es kommen neue Konflikte hinzu, was das Wohlbefinden des Kindes massiv beeinträchtigen kann und die Gestaltung einer kooperativen Nachtrennungselternschaft verhindert (Walper und Langmeier 2019, S. 21; vgl. auch Walper und Fichtner 2011). Insbesondere wenn Konflikte längere Zeit dauern und nicht gelöst werden, beeinträchtigen sie die Entwicklung und das Wohlbefinden des Kindes. Deutsche Studien kommen zu dem Schluss, dass sich die beobachtbaren Belastungen für Kinder nach einer Trennung innerhalb von drei Jahren wieder reduzieren, allerdings wesentlich geringer bei Kindern, die mehreren Risikofaktoren (z.B. Armut, Umzüge, Schulwechsel, Hochstrittigkeit der Eltern, Schulprobleme etc.) ausgesetzt sind und daher weniger Ressourcen und Bewältigungsmöglichkeiten zur Verfügung haben (Walper und Langmeyer 2019, S. 8; Schmidt-Denter und Beelmann 1995).

Ungefähr 10 % aller getrennten Eltern sind strittig oder werden als „hochstrittig“ eingestuft. In diesen Fällen können weder Beratung noch gerichtliche Auseinandersetzungen zur Lösung

der Partnerschaftskonflikte beitragen (Walper und Langmeyer 2019, Walper et al. 2011). Die Konflikte können soweit eskalieren, dass die Eltern sich als feindselige Gegner/-innen gegenüberstehen. Typischerweise wird dem anderen Elternteil böse Absicht, Gemeinheit und Gefährdungspotential für das Kind vorgeworfen. Die Eltern selbst nehmen sich als Opfer wahr und fühlen sich hilf- und machtlos (vgl. ebd.). Hochstrittige Elternschaften, die vor den Kindern kaum verheimlicht werden können, erweisen sich als besonders belastend und lassen sich mit Misshandlung und Vernachlässigung vergleichen (Walper und Langmeyer, 2019). Dasselbe gilt für Verhaltensweisen, die dazu dienen den anderen Elternteil vom Kind zu entfremden (ebd. Walper und Langmeyer 2019). In den Niederlanden werden in diesen Fällen teilweise auch die Kinderschutzbehörden eingeschaltet (ebd.).

Die negativen Auswirkungen andauernder Konflikte auf die Verhaltensentwicklung der Kinder sind hinreichend erforscht (Walper und Beckh 2006; Langmeyer 2015; Amato et al. 2011) und stellen erneut die hohe Bedeutung der Kommunikations- und Konfliktkompetenzen der Eltern heraus. Es soll an dieser Stelle betont werden, dass der Konflikt an sich nicht das Problem darstellt, sondern der Umgang damit und die damit direkt zusammenhängende Wahrnehmung des Konflikts aus Kindersicht (Walper und Langmeyer 2019). Ein gelungenes Coparenting kann – so zeigen es etliche Studien – die negativen Auswirkungen einer Trennung reduzieren oder sogar aufheben.

Im Folgenden werden daher zunächst einige Coparenting-Stile erläutert und Faktoren genannt, die Coparenting erleichtern oder erschweren.

4.3.2 Coparenting

Unter Coparenting oder „Elternallianz“ (Langmeyer 2015, S. 249) wird weit mehr verstanden als die bloße Aufteilung von Erziehungsverantwortung. Es ist „die Fähigkeit im Sinne eines wechselseitigen Unterstützungssystems, die Elternrolle und Elternaufgabe des anderen zu kennen, zu respektieren und wertzuschätzen“ (ebd.).

Beelmann und Schmidt-Denter (2003) haben die Beziehungsqualität getrennter Eltern untersucht und können zeigen, dass Kinder, deren getrennte Eltern ihre Beziehung zum anderen Elternteil als „wenig negativ“ einschätzen, wesentlich weniger Verhaltensauffälligkeiten an den Tag legen, als Kinder deren Eltern ihre Beziehung als „stark negativ“ einschätzen (ebd. S. 525-527). Bereits angeklungen sind die gravierenden Folgen, wenn Eltern versuchen, nicht mit dem anderen Elternteil eine Allianz fürs Kind, sondern mit dem Kind eine Allianz gegen den anderen Elternteil zu schmieden (Baker und Ben-Ami 2011). Loyalitätskonflikte können die Gestaltung einer positiven Eltern-Kind-Beziehung erschweren oder gänzlich verhindern (Walper und Langmeyer 2019, S. 21ff) und Kontaktabbruch oder Entfremdung zur Folge haben.

Väter sind heute daran interessiert, an der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder beteiligt zu sein. Auch nach der Trennung, möchten sie eine Beziehung zu ihren Kindern aufrechterhalten und weiterentwickeln. Die Zahlen von Vätern, die keinen Kontakt mehr mit ihren Kindern haben, sind seit Jahren rückläufig und liegen heute bei ca. 20% (Walper und Langmeyer 2019, S. 17). Baker und Ben-Ami (2011) untersuchen 118 Erwachsene, die als Kinder eine Eltern-Kind-Entfremdung erlebt haben („Parental Alienation“) mittels einer anonymen Computerbefragung. Die Forscherinnen beschreiben die gravierenden Auswirkungen auf Selbstwertgefühl, psychische Gesundheit, Sucht- und Bindungsverhalten und Wohlbefinden der Kinder, wenn ein Elternteil den anderen abwertet und als gesamte Person für das Kind verunglimpft (ebd. S. 473ff).

Das Coparenting kann meist nicht sofort nach der Trennung reibungslos funktionieren, krisenhafte Phasen wechseln sich mit besseren Phasen ab. Es handelt sich um einen Transformationsprozess hin zu einer „Nachtrennungsfamilie“ (Beelmann und Schmidt-Denter 2003), der sich über Jahre hinzieht.

Es zeigt sich, dass die Frage, ob ein Coparenting gelingt oder nicht, nicht unwesentlich von den Persönlichkeiten der ehemaligen Partner/-innen abhängt. Getrennte und Geschiedene, die schon vor ihrer Trennung stärker psychisch belastet waren und das Familienklima schon vor der Trennung konfliktreich war, tun sich schwerer, ein konstruktives Coparenting aufzubauen (Amato 2014, S. 12; Walper und Langmeyer 2019). Amato (2014) weist darauf hin, dass bei Partnerschaften mit Partner/-innen, die antisoziale und neurotische Persönlichkeitsmuster aufweisen (z.B. Psychopathie), nicht die Trennung zu einer Krise führt, sondern die Beziehung selbst (Amato 2014, S. 11-12). Bei Persönlichkeitsproblemen dieser Art, bei hochstrittigen Nachtrennungselternschaften oder bei starkem Koalitionsdruck, den die Eltern auf ihr Kind ausüben, können Studien sogar einen negativen Einfluss häufiger Kontakte zum getrenntlebenden Elternteil zeigen (ebd. S. 20). Herrscht aber weitgehende Einigkeit über die Erziehung und die Betreuung des Kindes und laufen die Übergaben und Treffen ohne Streitereien ab, so wirkt sich dies günstig auf das Wohlbefinden der Kinder aus (ebd. S. 15f).

„Ein gelingendes Coparenting zeichnet sich durch ein hohes Ausmaß an Kooperation, geringe Unterschiede im Erziehungsverhalten und in den Erziehungseinstellungen, wenig Konflikte über die Erziehung sowie wenig gegenseitige Untergrabung (Triangulation) zwischen den Eltern aus.“ (Walper und Langmeyer 2019, S. 25)

Walper und Langmeyer nennen drei unterschiedliche Coparenting Typen:

- Ein positives Kooperationsverhalten ist geprägt durch viel Kommunikation und Abstimmung mit wenigen Konflikten (Typ 1).

- Bei konflikthaftem Coparenting wird wenig kommuniziert und es kommt zu Konflikten (Typ 2).
- Ein paralleles Coparenting zeichnet sich durch wenig Kommunikation aber auch durch wenig Konflikt aus (Typ 3). Die Eltern ziehen nicht an einem Strang, behindern sich aber auch nicht gegenseitig. Bei Typ 3 ist allerdings nicht eindeutig zu klären, ob nicht unterschwellig der andere Elternteil unterminiert wird und Konflikte subtil geschürt und ausgetragen werden (ebd.). Gerade für den parallelen Coparenting-Stil kann diese Forschung einige Hinweise auf offene oder verdeckte Konfliktherde und Ambivalenzen liefern (vgl. dazu Kapitel 11)

Russel et al. (2016) untersuchen knapp 300 geschiedene Frauen und Männer hinsichtlich der Faktoren, die ein Coparenting begünstigen oder erschweren. Eltern, die die familialen Aufgaben vor der Trennung geschlechtsspezifisch aufgeteilt hatten, stehen nach der Trennung vor der Herausforderung, Breadwinnig, Haushalt und Care neu auszuhandeln und die eingespielte meist geschlechtsspezifische Aufgabenteilung aufzulockern oder ganz aufzugeben. Im Zuge dessen wäre ein „redo gender“ nötig (Russel et al. 2016, S. 451), denn die gängigen Bausteine zur Geschlechtskonstruktion (Breadwinning vs. Care) können nach der Trennung nicht mehr aufrecht erhalten werden. Frauen kämpfen nach einer Trennung vermehrt damit, im Berufsleben Fuß zu fassen, wohingegen Männer Erziehungskompetenz erlangen müssen (vgl. ebd.). Frauen haben ein erhöhtes Risiko, ihren Lebensstandard und den ihrer Kinder nicht mehr halten zu können, Männer fühlen sich in ihrer Ernährerrolle herausgefordert und müssen neue Wege des Vater-Seins beschreiten. Alternative Skripts zur Herstellung von Gender sind meist nicht eingeübt, waren vor der Trennung nicht relevant und müssen daher erst gefunden und ausgehandelt werden. Väter und Mütter haben daher unterschiedliche Hürden zu nehmen, um Coparenting zu realisieren.

Die von Russel et al. befragten Väter hatten es vermehrt mit „rechtlich finanziellen“ („legal-financial“) und „zeitlichen“ Barrieren (time-logistics“) zu tun. In dieser Untersuchung erwiesen sich finanzielle Bedenken der Väter als Barriere für Coparenting. Selbst wenn es den Vätern finanziell besser ging als den Müttern, empfanden sie Unterhaltszahlungen als „unrealistic, unfair or unnecessarily criminalizing“ (ebd. S. 457). Es fällt ihnen teilweise schwer, so legen es diese Forschungsergebnisse nahe, ihre Rolle als Breadwinner aufzugeben und kontrollieren weiterhin die Finanzen ihrer Ex-Partner/-innen bzw. beurteilen, wieviel Geld nötig ist.

„Even among financially well-off fathers, gendered cultural narratives regarding economic expectations and privileges of men may result in resistance to providing financial resources to a former spouse (...) or a desire to control her expenditures.“ (ebd.)

Mütter sind nach einer Trennung häufiger besorgt um die eigene geistige Gesundheit und die des Ex-Partners, achten verstärkt auf die seelische Stabilität ihrer Ex-Partner und sorgen sich in diesem Zusammenhang um missbräuchliches Verhalten des Ex-Partners gegenüber dem Kind/ den Kindern (ebd.). Liegen echte Missbrauchsvorfälle vor, bzw. wird der Vater als labil eingeschätzt, beenden Frauen in vielen Fällen das Coparenting. Allerdings führen viele in den Partnerschaften missbrauchte Frauen das Coparenting auch weiter, aus Angst, Pragmatismus und „beliefs in a nuclear family ideology that highly values father involvement“ (ebd.). Es liegt eine Vorstellung von Mutterschaft („motherhood mandate“) zugrunde, die von der Mutter fordert, immer das Beste fürs Kind sicher zu stellen, auch wenn dies der Kontakt zu einem missbrauchenden Vater ist.

Ein wichtiger Prädiktor für die Beziehung zwischen Vater und Kind ist das Verhältnis des Vaters zum Kind während der Beziehung. Väter, die mit der Mutter verheiratet waren, haben meist mehr Kontakt mit ihren Kindern, als Väter, die nicht verheiratet waren (Walper und Langmeyer 2019, S. 26f). Ebenso ist die Konfliktkompetenz der Eltern schon während der Ehe bzw. Beziehung ein Gelingensfaktor für die Nachtrennungselternschaft des ausgezogenen Elternteils. Erneut begünstigen ausreichend finanzielle Ressourcen des Vaters und regelmäßige oder vermehrte Unterhaltszahlungen den Kontakt. Die Kontakthäufigkeit zwischen Vätern und jugendlichen Kindern geht allerdings zurück, auch wenn der Vater ein hohes Engagement zeigt, da Jugendliche eher am Zusammensein mit Peers interessiert sind und sie mit ihren Eltern ohnehin weniger Zeit verbringen (vgl. ebd.).

Erst nach ca. zwei Jahren pendelt sich die Stimmungslage wieder ein, wobei neue Partnerschaften stabilisierend wirken. Bei der Kölner Langzeitstudie, die zu drei Messzeitpunkten (zwischen 1995 und 1997) getrennte Paare befragte, waren nach ca. 3 Jahren 80% der Männer aber nur 45 % der Frauen eine neue Partnerschaft eingegangen (Beelmann und Schmidt-Denter 2003, S. 525). Für die Männer war die neue Partnerin der neue familiäre Bezugspunkt, Frauen zählten ihren neuen Partner nicht so selbstverständlich zur Familie. Die neue Partnerschaft wirkt sich bei Männern sehr positiv auf ihr Wohlbefinden aus, denn sie müssen meist den Auszug und den Verlust der alten Familie überwinden (ebd.).

Neue Partnerschaften beeinflussen die Vater-Kind-Kontakte. Neue Partner/-innen sollten daher behutsam vorgestellt werden, damit sich hier allmählich eine Beziehung entwickeln kann. Treten neue Partner/-innen plötzlich auf den Plan und ziehen eventuell die Aufmerksamkeit des Elternteils auf sich oder treten in Konkurrenz zum Kind, sind die Anpassungsmöglichkeiten des Kindes sehr begrenzt (ebd.). Über den Einfluss einer neuen Partnerschaft der Mutter gibt es uneindeutige Befunde, haben Väter eine neue Partnerschaft, verringert sich allerdings der Kontakt zu ihren Kindern, insbesondere wenn sie eine neue Partnerin heiraten. Neue Studien

zeigen ein differenziertes Bild des Einflusses einer neuen Partnerschaft, die auch dazu führen kann, dass das Kind den getrenntlebenden Elternteil dann wieder häufiger sieht (Walper und Langmeyer 2019, S. 28). Gleichzeitig kann konstatiert werden, dass es weniger um die Kontakthäufigkeit geht, die die kindliche Entwicklung begünstigt, sondern eher um die Qualität der Kontakte.

Eltern orientieren sich meist früher oder später hin zu einer neuen Partnerschaft und erleben den anderen Elternteil dann nicht mehr als Teil der Familie. Dieses Erleben teilen die Kinder nicht. Ergebnisse der Kölner Langzeitstudie zeigen, dass 70% der Scheidungskinder weiterhin ein binukleares Familienkonzept haben, auch wenn ein Elternteil eine neue Partnerschaft eingegangen ist (Schmidt-Denter 2001, S. 309). Kinder müssen also mit einem komplexeren Familienkonzept umgehen als ihre Eltern. Es kommt häufig vor, dass Eltern die binukleare Struktur leugnen und den Fokus des Kindes auf die nun neu entstandene Kernfamilie lenken möchten. Ein Unterfangen, das auf Kosten des emotionalen Wohlbefindens des Kindes geht. Auch hier zeigt sich, dass ein kooperatives Coparenting, das das Wohl des Kindes in den Fokus rückt, dem Kind helfen kann, sein subjektives Familienbild (Schmidt-Denter 2001, S. 310) zu integrieren. Die sogenannte „kooperative Familie“ als Nachtrennungsfamilie zeichnet sich durch gleichbleibende Verbundenheit beider Elternteile mit dem Kind aus (ebd.). Auch wenn beide Eltern neue Partnerschaften eingehen, so wohnt der neue Partner seltener im selben Haushalt und die Kooperation mit dem anderen Elternteil bleibt auf allen Ebenen erhalten. Kinder können, so legen die Ergebnisse nahe, am besten eine weiterhin unbelastete Beziehung zu beiden Elternteilen aufrecht erhalten, wenn die ehemaligen Partner weiterhin relativ nah beieinander wohnen und gleichzeitig eine relative Distanz zum neuen Partner halten (ebd. S. 310).

4.3.3 Wohnarrangements

Auch der Einfluss der Wohnarrangements nach der Trennung auf die Beziehung zum getrenntlebenden Elternteil werden zunehmend untersucht. Immer häufiger wird zur Betreuung ein Wechsel- oder ein Nestmodell gewählt, am häufigsten ist nach wie vor das Residenzmodell. Residenzmodell bedeutet, dass das Kind/die Kinder im bisherigen Haushalt meist mit der Mutter wohnen bleibt und z.B. jedes zweite Wochenende beim Vater verbringt. Beim Wechsel- oder Nestmodell wird die Betreuung geteilt, hälftig oder mit gewissen Ungleichheiten, z.B. 60:40% (Entleitner-Phleps 2017).

Das Wechselmodell definiert Sünderhauf (2013) als Betreuungsmodell, in dem:

- „Kinder abwechselnd jeweils einen substantiellen Anteil (d.h. mindestens 30 %) bei jedem Elternteil leben,

- in beiden Elternhäusern zuhause sind und
- sich Mutter und Vater die elterliche Verantwortung teilen.“ (ebd. S. 61)

Das Wechselmodell soll die Eltern außerdem darin unterstützen, ein eigenes, unabhängiges Leben nach der Trennung zu führen:

„The goal of the process is the development by divorcing parents of a reorganized family structure to best support the children’s growth while allowing the adults to move on to a more satisfying life for themselves.“ (Steinman 1982/1984, 127; zitiert nach Süderhauf, 2013, S. 61)

Im Wechselmodell verbringen Kinder abwechselnd Zeit bei beiden Eltern, sind dort zuhause – im Unterschied zu „zu Besuch“ – und Mutter und Vater teilen sich die elterliche Verantwortung (vgl. ebd. S. 63).

Geteilte Betreuungsarrangements nehmen in ganz Europa zu, sind aber dennoch eher selten. In Deutschland leben nach Auswertungen der AID:A Daten ca. 5 % im sogenannten Wechselmodell (Walper und Langmeyer 2019, S. 31). Welches Wohnmodell gewählt wird hängt vom Alter des Kindes, von der Wohnortnähe des Vaters und von den sozioökonomischen Ressourcen ab. War der Vater schon vorher aktiv an der Betreuung und Erziehung beteiligt, so ist die Wahl eines Wechselmodells wahrscheinlicher. Bei Babys und kleinen Kindern birgt das Wechselmodell Gefahren, da ein sicherer Bindungsaufbau zu einer hauptbetreuenden Person, meist der Mutter, für die gesunde Entwicklung des Kindes essentiell ist. Schulkinder kommen mit dem Wechselmodell besser zurecht, bei Jugendlichen nimmt der Kontakt zu den Eltern ohnehin ab, und die Peers werden wichtiger (vgl. ebd. S. 32f)

Der erhöhte Abstimmungsbedarf beim Wechselmodell stellt für Eltern eine Herausforderung dar und kann in Konfliktfällen das Wohlergehen der Kinder belasten. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass das Wechselmodell verfeindeten Eltern vielfältige Möglichkeiten der subtilen Unterminierung des andern Elternteils bietet.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die Häufigkeit der Kontakte zum Vater weniger bedeutsam sind, als deren Qualität. Als belegt gilt hingegen, dass das finanzielle Engagement des Vaters und seine Erziehungskompetenz (autoritativer Stil) zum Wohlergehen des Kindes beitragen (ebd. S. 29). Der autoritative Erziehungsstil – also ein empathisch fordernder und konsequenter Stil – hat sich hier als besonders förderlich erwiesen (Amato 2014). Die Qualität der Beziehung zum Vater hängt auch im Wechselmodell stark von dessen Erziehungskompetenz und davon ab, wie die Beziehung vorher war (Walper und Langmeyer 2019, S. 35). Die Kontakte zum Vater sind sogar dem Wohlbefinden des Kindes abträglich, wenn diese von Ge-

walt bzw. von Persönlichkeitsproblematiken überschattet sind (ebd. S. 30). Auch bei hochstrittigen Elternschaften und ausgeübtem „Koalitionsdruck“ der Eltern auf das Kind, können häufige Kontakte oder geteilte Betreuungsengagements dem Kindeswohl abträglich sein (ebd.).

Alle Forschungsergebnisse weisen in die Richtung, dass die Eltern-Kind-Beziehung vor der Trennung, die Erziehungskompetenzen und die Kooperationsfähigkeit beider Eltern, das Co-parenting und das Wohlergehen der Kinder deutlich prägen und bestimmen.

4.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden zunächst die hohen Trennungs- und Scheidungszahlen dargestellt, der Anstieg von Familiengründungen ohne Eheschließung, sowie die Pluralisierung von Familienformen, die sich häufig aus Nachtrennungskonstellationen ergeben. Diese Befunde lassen die Schlussfolgerung zu, dass nicht nur Partnerschaft, sondern auch Familie heute teilweise nicht mehr als Konstellation „fürs Leben“ angelegt ist.

Die Gründe für die Instabilität der Partnerschaften sind unter anderem im Bereich der Emotion zu suchen. Obwohl traditionelle Partnerschafts- und Familienbilder nach wie vor eine mächtige Orientierungsfolie abgeben, erwarten vor allem Frauen Erfüllung und Emotionalität in ihrer Partnerschaft. Nähe und Verbundenheit sollen durch Sexualität und das Sprechen über Gefühle hergestellt werden. Männer hingegen, deren Verhalten und kulturelle Prägung durch Vorstellungen einer hegemonialen Männlichkeit gekennzeichnet ist, nutzen nach wie vor eher das Feld der Erwerbsarbeit und nicht das der Emotion, um ihre Geschlechtsidentität innerhalb der Familie und Partnerschaft zu konstruieren.

Haushalt und familiäre Care-Aufgaben, so zeigen es viele Studien, stellen ein weiteres belastendes Konfliktfeld dar. Insbesondere wenn beide Elternteile erwerbstätig sind, gelingt es vielen Paaren kaum, Haushalt und Care-Aufgaben so aufzuteilen, dass keine Konflikte draus entstehen. Unbezahlte Care-Aufgaben werden ganz überwiegend von Frauen erledigt (Jurczyk et al. 2015). Befunde aus Untersuchungen von Paaren, deren Rollenaufteilung atypisch ist (Koppetsch und Speck 2015; Cornelissen und Bathmann 2013), zeigen, dass teilweise die traditionelle Ungleichverteilung der häuslichen Tätigkeiten beibehalten, als „fair“ konstruiert (Bernhardt et al. 2017) und aufwändig gerechtfertigt wird, selbst wenn dies mit für die Frauen teilweise erheblichen gesundheitlichen Belastungen einher geht. Care- und Hausarbeit wird auch von den Frauen selbst geringgeschätzt, männliche Beteiligung daran überschätzt und aufgewertet. Für die Möglichkeit, selbst erwerbstätig zu sein, sind manche Frauen ihren Männern dankbar. Etliche Befunde zeigen, dass sich sowohl Frauen als auch Männer an das traditionelle Bild der männlichen Vorherrschaft klammern, selbst wenn damit eine Abwertung der eigenen Leistung verbunden ist (Jurczyk et al. 2019).

Die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erwartungen an Partnerschaft, zusammen mit traditionellen Geschlechtervorstellungen und einem gleichzeitigen, gesellschaftlich weitgehend anerkannten Egalitätsanspruch der Geschlechter, führt zu einer konfliktreichen Gemengelage. Meist sind es die Frauen, die die Trennung bzw. die Scheidung initiieren, nicht zuletzt, weil sie aufgrund eigener Berufstätigkeit weniger abhängig sind. Der Aufbau einer egalitären Partnerschaft gelingt dann am ehesten, wenn die Partner/-innen dies wünschen und davon überzeugt sind (Zerle-Elsässer und Li 2017).

Die aus den geschlechtsspezifischen Ungleichheiten resultierenden Benachteiligungen zeigen sich teilweise erst nach der Trennung besonders deutlich, wenn Mütter Überforderung und teils erhebliche finanzielle Einbußen hinnehmen müssen und viele Väter mit Entwurzelung und Beziehungslosigkeit zu kämpfen haben. Kinder leiden in besonderer Weise unter der Trennung ihrer Eltern, wenn diese strittig und konflikthaft verläuft und kein positives Coparenting gelingt. Als günstige Faktoren für ein positives Coparenting, können die elterlichen Erziehungskompetenzen, deren Fähigkeit zur Kooperation und Kommunikation und deren Verhältnis zum Kind vor der Trennung genannt werden (Walper und Langmeyer 2019). Bestimmte Persönlichkeitsaspekte der Eltern gelten als besonders problematisch für die Gestaltung des Coparentings (Amato 2014).

Partnerschaft, Familie und Trennung können heute als Herstellungsleistungen und weitreichende Entscheidungen gelten, die dem/der Einzelnen hohe praktische und reflexive Kompetenzen abverlangen. Ein Blick auf psychologische Befunde zu Persönlichkeit, Kommunikation und Partnerschaftsqualität soll daher die Untersuchung von Trennungsverläufen in dem hochindividualisierten und reflexiven Untersuchungsfeld der Intentionalen Gemeinschaften vorbereiten.

5 Theorien und Modelle zur Partnerschaftsstabilität

Neben den bis hierher angestellten Betrachtungen, spielen auch soziodemographische und psychologische Aspekte eine Rolle für die Partnerschaftsqualität. Bevor einige psychologische Aspekte und Befunde genauer betrachtet werden, sollen auch einige soziodemographische genannt werden, die mit einer erhöhten Trennungswahrscheinlichkeit einher gehen. Zum Beispiel ist bekannt, dass ein sehr frühes Heiratsalter (unter 20) negativ auf die Beziehungsstabilität wirkt, ebenso wie eine frühe voreheliche Schwangerschaft (Burkhart 2018, S. 185). Auch Paare in Großstädten, konfessionslose Paare, binationale Paare und Dual-Career-Paare weisen ein höheres Trennungsrisiko auf (ebd.). Je institutionalisierter eine Beziehung ist, zum Beispiel durch Eheschließung, gemeinsame Kinder, Hausbesitz etc., desto geringer ist das Trennungsrisiko. Sowohl sehr hoch gebildete Paare aus hohen Einkommensschichten, als auch niedrig Gebildete aus prekären Lagen haben höhere Trennungsrisiken (ebd.). Armut, Erwerbslosigkeit und geringe Bildung sind Stressoren, die die Paarbeziehung belasten. Kohl und Gatermann (2012) zeigen, dass sowohl relative als auch absolute Armut stark auf die persönliche Lebenszufriedenheit wirken, was sich sowohl auf die Partnerschaftsqualität als auch auf das Wohlbefinden der Kinder auswirkt. Nicht von Armut bedrohte Paare sind zwar meist finanziell abgesichert und häufig akademisch gebildet, können aber ihren hohen Ansprüchen an die eigene Selbstverwirklichung oft nicht gerecht werden, was die Beziehung belastet. In urbanen akademischen Milieus führt dies zu hohen Scheidungszahlen. Diese kann mit rund 40 Prozent doppelt so hoch liegen, wie in ländlichen Gebieten (Burkart 2018, S. 187). Die Partnerschaftsstabilität hängt auch davon ab, ob Partner sich in bestimmten Merkmalen ähneln⁴⁵ oder komplementieren. Burkart fasst zusammen, dass Homogamie auf der „Ebene sozialer Merkmale und Einstellungen“ und Komplementarität auf der „Ebene psychischer Dispositionen und unbewusster Bedürfnisse“ (ebd. 83-84) eine Beziehung stabilisieren. Paare haben also das Gefühl, gut zueinander zu passen, wenn sie hinsichtlich Bildung und Herkunft ähnlich und hinsichtlich des Charakters aber komplementär sind. Allerdings sagt die Stabilität einer Partnerschaft nicht unbedingt etwas über ihre Qualität aus. Unglückliche und dysfunktionale Partnerschaften können durchaus stabil sein. Besonders ausschlaggebend für die Part-

⁴⁵ Das „Michelangelo Phänomenon“ (Rusbult et al. 2009) besagt, dass Ähnlichkeit die Partnerschaft stabilisiert, da man, wie ein Bildhauer, das aus einem groben Stein heraushaut, was man darin sehen möchte. Man sieht das im Partner/ der Partnerin, was man an sich selbst besonders positiv wahrnimmt. Sieht man das im Partner, was seinem eigenen Ideal von sich selbst besonders nahekommt, so setzt eine positive gegenseitige Verstärkung ein.

nerschaftsqualität ist die Deutung von Konflikten, die Fähigkeit mit Krisen und Konflikten umzugehen und der Kommunikationsstil. Diese Faktoren hängen wiederum und nicht zuletzt von der Persönlichkeit eines Menschen ab.

5.1 Persönlichkeitsmerkmale

Die Persönlichkeit eines Menschen wird in vielen Tests und Untersuchungen häufig als „Noise“ behandelt, als schwer zu kontrollierender Einflussfaktor, obwohl die Persönlichkeit, in einzigartiger Weise determiniert, wie ein Mensch in bestimmten Situationen reagiert, wie er denkt, Situationen deutet und sich verhält (Durvasula und Halkitis 2017, S. 151). Persönlichkeit meint das Zusammenspiel von bestimmten angeborenen Charaktereigenschaften, dem Temperament und der Sozialisation und kultureller Prägung. Konflikt- und Kommunikationsverhalten werden ganz entscheidend durch die Persönlichkeiten zweier Menschen bestimmt.

Daher sollen hier einige Persönlichkeitsaspekte betrachtet werden, die bei der Untersuchung paarinterner Konfliktodynamiken, der Trennungsgestaltung und dem Coparenting nach der Trennung von Bedeutung sind.

5.1.1 Bindung und Nähe

Die Bindungstheorie nach Bowlby und Ainsworthy (1995) geht davon aus, dass Personen, die in ihrer Kindheit eine sichere Bindung zu ihrer Hauptbezugsperson entwickeln konnten – im Vergleich zu einer unsicher-vermeidenden oder unsicher-ambivalenten (verstrickten) Bindungsrepräsentation (Kersting und Grau 2003, S. 449) – in ihrem Erwachsenenleben stabilere Liebesbeziehungen und Partnerschaften aufbauen. „Sicher gebunden“ zu sein – im Kleinkindalter meist an einen Elternteil, meist die Mutter – bedeutet also, genug Vertrauen entwickelt zu haben, um offen, neugierig und autonom die Umwelt zu erkunden. Die Bindungstheorie erlaubt Vorhersagen in zweierlei Richtung. Einerseits beeinflusst der erworbene Bindungsstil das Trennungs- und Scheidungsrisiko, und andererseits die kognitive und affektive Trennungsbewältigung.

Das Bindungssystem eines Menschen wird aber nicht nur in der Kindheit determiniert, sondern entwickelt sich auch durch spätere Bindungserfahrungen weiter. Je nachdem welchen Bindungstyp ein Mensch ausgebildet hat, desto besser kann er beispielsweise über Gefühle sprechen, Situationen emotional bewerten und eigene Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse äußern. „Sicher gebundene“ Menschen bringen ihre unterschiedlichen Bindungserfahrungen im Erwachsenenalter eher in einen stimmigen Zusammenhang, können positive wie negative Aspekte dabei akzeptieren und deren Bedeutung für die eigene Entwicklung erkennen

(Schneewind und Wunderer 2003b, S. 229). Menschen mit unsicher-vermeidenden oder ambivalenten Bindungsrepräsentationen tendieren dazu, auf angstausslösende oder belastende Situationen innerhalb der Beziehung mit Vorwürfen zu reagieren. Es werden Forderungen und Anklagen gegen den Partner/die Partnerin gerichtet, anstatt eigene Ängste zu formulieren. Emotionen werden reaktiv geäußert und können schlechter kontrolliert werden (ebd.).

Cohn et al (1992) untersuchen Bindungsstile und Interaktionsmuster bei erwachsenen Paaren und unterscheiden drei Konstellationen: zwei sicher gebundene Partner, zwei unsicher gebundene Partner und ein Mix. Die Forscher/-innen kommen zu dem Ergebnis, dass Paare mit zwei unsicher gebundenen Personen deutlich mehr Konflikte zeigen, weniger positiv miteinander interagieren und somit eine höhere Instabilität aufweisen, als Paare mit zwei sicher gebundenen Partnern oder einem Mix. Ein sicher gebundener Partner kann also eher negatives Beziehungsverhalten eines Partners ausgleichen (zitiert nach Schneewind und Wunderer 2003b, S. 230). Insbesondere das Verhältnis von Nähe und Distanz wird in Beziehungen zwischen unsicher gebundenen Partner/-innen missverständlich und konfliktreich austariert.

„Der Vermeidende wird zu seinem Partner auf Distanz gehen, während der ängstliche Partner eine Vergrößerung der Nähe anstrebt. Der vermeidende Partner erlebt dadurch genau die Vereinnahmung, die er befürchtet hat, und zieht sich zunehmend zurück. Der Ängstliche erlebt das Gegenüber als lieblos und zurückweisend, sodass zu erwarten ist, dass beide ihren individuellen Bindungsstil in der aktuellen Beziehung weiter verstärken und auf ihren Positionen verharren.“ (Kersting und Grau 2003, S. 451)

In einer von Kersting durchgeführten Untersuchung von sechzig Paaren zwischen 20 und 54 Jahren, wurden die Streitthemen „Nähe und Distanz“ in Bezug auf verschiedene Bindungsdimensionen untersucht. Ein Ergebnis dieser Studie war, dass „Je mehr ein Partner Nähe fordert, desto mehr fordert der andere Autonomie“ (ebd. 453). Ob Nähe entstehen kann oder nicht, hängt also unter anderem vom Bindungsstil der Partner/-innen ab. Grau (2003) definiert Nähe wie folgt:

„Nähe ist ein subjektiv erlebtes relativ stabiles Merkmal einer Beziehung zu einer anderen Person, das gegenseitige persönliche Kommunikation und positive Emotionen umfasst.“ (ebd. S. 290)

Nähe ist demnach immer auf eine konkrete Person bezogen, sie ist nicht allein am Verhalten ablesbar, sondern ist das Ergebnis einer unter Umständen langen Interaktion und kann auch im Gedächtnis verankert sein. Ist für Kinder Nähe noch zwingend mit körperlicher Nähe verbunden, kann sie für Erwachsene auch kognitiv abrufbar sein und so kognitive wie affektive Inhalte und Verhaltenstendenzen evozieren (ebd.). Nähe bezeichnet auch subjektiv erlebte Intimität, die sich zum Beispiel dadurch zeigen kann, dass Menschen im Gespräch sich gegenseitig ihr „Innerstes“ offenbaren (ebd. S. 292). „Selbstöffnung“ (ebd. ff) ist ein Zeichen von Vertrauen zu einem anderen Menschen, denn es entsteht dadurch „eine potentielle Gefahr“

(ebd. 294). Andererseits kann Selbstöffnung auch unangebracht und überfordernd für das Gegenüber sein. Es kommt daher darauf an, dass „Selbstöffnung, Verstehen, Wertschätzung und Unterstützung zusammentreffen“ (ebd. S. 294).

Darüber hinaus braucht Nähe Reziprozität und Dauerhaftigkeit. Beide Partner/-innen müssen sich öffnen und ihr Innerstes offenbaren, beide müssen einander zuhören und vertrauensvoll und positiv reagieren. Besteht die Beidseitigkeit nicht, können Machtunterschiede entstehen, die unter Umständen ausgenutzt werden können (ebd. S. 296). Umso wichtiger ist das gegenseitige Vertrauen darauf, dass man am gegenseitigen Wohl interessiert ist und möchte, dass die Beziehung langfristig bestehen bleibt und man auch füreinander sorgt (Grau 2003; Chelune, G.J., Robinson, J.T., Kommor, M. J. 1984). Zusammenfassend stellt Grau (2003) fest:

„Die zentralsten Nähemerkmale sind Empathie, Vertrauen und Verbundenheit.“
(ebd. S. 297)

Fryling und Hayes (2019) untersuchen den Zusammenhang zwischen Konflikt und Nähe in menschlichen Beziehungen auf einer verhaltenspsychologischen Ebene. Sie betonen, dass nicht nur gemeinsam verbrachte Zeit und gemeinsame Erinnerungen, Nähe zwischen zwei Menschen herstellt, sondern vor allem die damit verbundenen „thoughts and feelings“, die man sich dabei mitteilt (ebd. 136). Nähe entsteht demnach, wenn man sich gegenseitig in vielen Situationen beobachtet und die jeweiligen detaillierten Umstände kennt. Dazu gehören auch die Gedanken und Gefühle, die man in diesen Situationen austauscht und so zu einem gemeinsamen Verständnis kommt und die Weltansichten immer ähnlicher werden (vgl. ebd.). Konflikte entstehen in diesem Verständnis, aufgrund von

„(...) lack of responding, a lack of observing association conditions that occur with respect to a person in a relationship. Generally speaking, this may occur when one individual behaves with respect to various situations, including discussions about thoughts and feelings in various contexts, about different topics, and more, while the other person in the relationship fails to respond with respect to those association conditions (e.g., fails to observe or listen).“ (ebd. S. 136)

Erneut wird auf die Notwendigkeit der Gegenseitigkeit hingewiesen. Nicht nur eine gemeinsame Geschichte („shared history“) schweißt Menschen zusammen, sondern vor allem die Gefühle und Gedanken, die beide damit verbinden und teilen (ebd. S. 138). Nicht nur die physische Präsenz ist wichtig, sondern vor allem die psychische, um überhaupt eine gemeinsame Geschichte entstehen lassen zu können (vgl. ebd. S. 138 und Walser und Westrup 2009)

Die Fähigkeit über Gefühle und Gedanken sprechen zu können, ist demnach wichtig, um tragfähige zwischenmenschliche Beziehungen aufzubauen. Besteht ein Ungleichgewicht in dieser

Fähigkeit, kann es zu Defiziten, Konflikten und Machtungleichgewichten kommen. Beziehungsqualität entsteht dann, wenn das Teilen von Gefühlen und Gedanken von beiden Partnern in gleichem Maße gekonnt, praktiziert, mit positiven Emotionen verknüpft und nicht ausgenutzt wird. Ein sicheres „Arbeitsmodell“⁴⁶ von Bindung (Stöcker et al. 2003, S. 159) erleichtert den Aufbau von Nähe, denn auf Basis eines sicheren Bindungsverhaltens können eigene Gefühle und die des anderen reflektiert und bewertet werden.

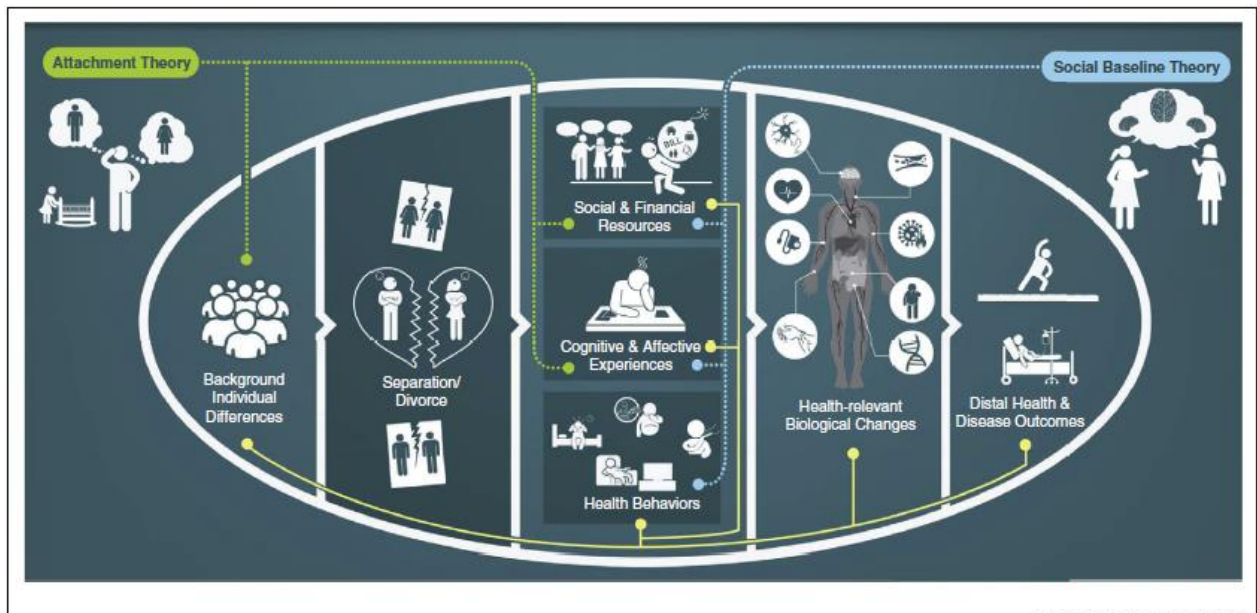
Sichere Bindung ist durch eine Balance zwischen Autonomie und Verbundenheit gekennzeichnet. Dieser Bindungstyp ermöglicht es im späteren Leben, eine Partnerschaft zu führen, in der die Partner verlässlich aufeinander bezogen, einander „nah“ und gleichzeitig autonom ihr Leben gestalten (Lux 2017, S. 38).

Ryan und Deci (2000) sehen Autonomie („autonomy“) und Verbundenheit („relatedness“) als psychologische Grundbedürfnisse und ergänzen diese noch um das Grundbedürfnis nach Kompetenz („competence“). Mit Kompetenz ist gemeint, dass jeder Mensch seine spezifischen Fähigkeiten und Kompetenzen einbringen möchte und dadurch Sinn erlebt. Erst wenn diese drei Grundbedürfnisse erfüllt sind, erlebt der Mensch ein Kohärenzgefühl (Antonovsky 1997), fühlt sich eins mit seinem Tun in seiner Umwelt, ist intrinsisch motiviert und kann Beziehungen eingehen, die befriedigend sind und Möglichkeiten bieten, eigene Entwicklungswege einzuschlagen. Die Bindungserfahrung ist unter diesem Blickwinkel zentral, um im Erwachsenenleben ein Kohärenzgefühl entwickeln zu können.

Der entwickelte Bindungsstil beeinflusst nicht nur die Partnerschaftsqualität, sondern auch die Trennungsbewältigung, wie Sbarra und Coen (2017) zeigen. Sie stellen ein Modell vor, das die gesundheitlichen Auswirkungen einer Trennung oder Scheidung in den Blick nimmt. Sie integrieren in ihr Modell die Bindungstheorie und die Social-Baseline-Theorie, um die Trennungsbewältigung und die späteren gesundheitlichen Folgen, zu erklären (Abbildung 1).

⁴⁶ Bowlby spricht von „internalen Arbeitsmodellen“ und bezeichnet damit eine grundlegende Vorstellung davon, wie Bezugspersonen grundsätzlich auf die eigenen Bedürfnisse reagieren und wie man selbst auf die Bindungsperson wirkt. Damit verbunden sind Verhaltensstrategien, um Bindungsverhalten der anderen Person zu bekommen und es nicht zu gefährden (vgl. Lux, S. 58).

Abbildung 1: Zusammenhang zwischen Trennung/Scheidung und späteren gesundheitlichen Auswirkungen



(Quelle: Sbarra und Coan 2017, S. 92)

Die Autor/-innen gehen davon aus, dass je besser eine Trennung oder Scheidung bewerkstelligt wird, desto weniger negativ sind die späteren gesundheitlichen Auswirkungen. Drei zentrale Wirk-Bereiche werden berücksichtigt, die in der Mitte der Abbildung übereinander stehen: Die sozialen und finanziellen Ressourcen, kognitive und affektuelle Erfahrungen, sowie das gesundheitsrelevante Verhalten. Alle drei wirken aufeinander, sind getragen von der sozialen Vernetztheit und den Bindungsbeziehungen einer Person und determinieren deren spätere Gesundheit (vgl. ebd. S. 92).

Die „Social Baseline Theory“ (Beckes und Coan 2011) besagt, dass der Grad an Nähe zu anderen Menschen („proximity“), insbesondere zu ohnehin nahen Menschen, voraussagt, wie Individuen Situationen und Krisen bewältigen können. Der Standard – die Baseline – des menschlichen Organismus liegt im Eingebettetsein in soziale Beziehungen („social embeddedness“, Sbarra und Coan 2017, S. 93). Die Social Baseline Theory betrachtet Gefühle aus evolutionspsychologischer Perspektive. Gefühle sind so gesehen ein Gradmesser dafür, wie gut wir eingebettet und wie gut wir damit auf eventuelle Gefahren oder Herausforderungen vorbereitet sind. Soziale Beziehungen, sichere Bindungen sind eine Grundvoraussetzung fürs Überleben, für Gesundheit und Wohlbefinden. Über Gefühle können wir die Güte bzw. die Verlässlichkeit von sozialen Beziehungen als Garanten für Nähe und Sicherheit einschätzen. Beckes und Coan (2011) beschreiben Nähe daher als überlebensnotwendig, denn sie spart Energie und verteilt Risiken und Lasten (vgl. ebd. S. 978ff). Außerdem lernt man in sozial nahen Beziehungen die eigenen Affekte zu verstehen und zu kontrollieren – um zu überleben.:

„So emotion plays a vital role in alerting us to important features of the environment, mobilizing resources to deal with challenges, signaling the potential costs and benefits of any action or situation, and informing the budgeting of an individual's resources. The ability to choose behaviors and situations that have good cost/benefit ratios is critical in managing biological resources effectively. Emotion efficiently provides information about the number of problems we need to solve, what resources we need to deploy to solve them, and at what level of effort. Social context, in turn, exerts a powerful influence on our emotional responses. In this way, too, the social regulation of emotion economizes our interactions with the world.“ (Beckes und Coan 2011, S. 984)

Soziale Beziehungen und das Teilen von Verantwortung erzeugen zwar Abhängigkeiten, bieten aber auch Sicherheit und erlauben mehr Bewegungs- und Entwicklungsmöglichkeiten für den Einzelnen. Verlässliche soziale Vernetzung bietet so gesehen die beste Voraussetzung eine Trennung gut zu bewältigen und dabei gesund zu bleiben.

Der maßgebliche Unterschied der Bindung im Kindes- und im Erwachsenenalter liegt darin, dass Erwachsene sich gegenseitig (und ihren Kindern) Fürsorge und Unterstützung geben können. In erwachsenen Beziehungen dient auch Sexualität dazu, Bindung zu festigen. Für Mikulincer und Shaver (2004) sollten drei Verhaltensmodelle verinnerlicht sein, um eine stabile Beziehung zu führen: Bindung, Fürsorge und Sexualität. Dieser Dreiklang und das damit verbundene Verhaltensrepertoire begünstigen eine stabile Beziehung (vgl. Lux 2017, S. 55).

Man kann abschließend festhalten, dass das Verhältnis zwischen Nähe und Autonomie die Partnerschaftszufriedenheit maßgeblich bestimmt. Die Bindungstheorie liefert die grundlegende Erkenntnis, dass Verbundenheit (Nähe, Intimität, Bezogenheit auf den anderen, Zusammengehörigkeitsgefühl) und Autonomie (Unabhängigkeit, Selbstverwirklichung, Distanz) zwei Seiten einer Medaille sind (Lux 2017, S. 61–62), die in Partnerschaften ausbalanciert werden, was zu Konflikten führen kann. Bindungsstil und der Grad der sozialen Vernetztheit beeinflussen zudem, wie eine Person eine Trennung bewältigen kann.

An dieser Stelle fällt auf, dass vor dem Hintergrund der sozialkonstruktivistischen Sicht auf Geschlecht (vgl. Kapitel 2.4), Verhalten, das dazu dient „Nähe“ herzustellen und zuzulassen, unter Umständen schwerer mit der Herstellung von Männlichkeit verbunden werden kann als mit der Herstellung von Weiblichkeit. Das Ausbalancieren von Nähe und Autonomie kann als Terrain benutzt werden, um auf geschlechtsspezifische Weise Macht zu gewinnen und auszuspielen. Dies kann sich während der Partnerschaft, im Trennungsverlauf und nach der Trennung bemerkbar machen.

Im nächsten Unterkapitel werden einige Persönlichkeitsaspekte beleuchtet, die unter Umständen in besonderer Weise dazu neigen, im emotionalen Nahraum Macht auszuspielen.

5.1.2 „Big Five“

Die „Big Five“ der Persönlichkeitspsychologie (Allport und Odbert 1936) wurden von den Forschern mittels eines lexikalischen Ansatzes entwickelt. Man ging davon aus, dass sich alle Persönlichkeitszüge in Sprache niederschlagen. Für alle Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften gibt es auch ein Wort bzw. ein Adjektiv. Anhand von 18 000 Begriffen wurden fünf stabile Persönlichkeitszüge ermittelt, die mittlerweile in vielen Studien Anwendung gefunden haben und sich als stabil und valide erwiesen haben (z.B. Suldo et al. 2015; Vater und Schröder-Abé 2015).

Demnach lässt sich die menschliche Persönlichkeit in fünf Dimensionen einteilen:

- Offenheit, Aufgeschlossenheit (openness)
- Gewissenhaftigkeit, Perfektionismus (conscientiousness)
- Extraversion und Geselligkeit (extraversion)
- Verbundenheit im Sinne von Rücksichtnahme und Empathiefähigkeit, Verträglichkeit (agreeableness)
- Neurotizismus, emotionale Labilität (neuroticism)

Diese fünf Persönlichkeitsaspekte lassen sich jeweils auf einer fünfstufigen Ratingskala, von besonders schwacher bis besonders starker Ausprägung, abbilden (Remmstedt et al. 2012). In Testverfahren können so die jeweiligen Ausprägungen eines/-r Probanden/-in auf den fünf Dimensionen in einem individuellen Profil erfasst werden.

Neurotizismus bezieht sich auf die emotionale Stabilität und beinhaltet Aspekte wie Ängstlichkeit, Feindseligkeit, Depression, Impulsivität, Verletzlichkeit und Selbstbewusstsein⁴⁷. Die *Verbundenheit* oder *Verträglichkeit* bezieht sich auf „nette“ („nice“ Suldo et al. 2015, S. 967) Eigenschaften, die auf andere bezogen sind, wie Altruismus, compliance, Vertrauen, Bescheidenheit und Sanftmütigkeit. *Extraversion* ist eine soziale und aktive Dimension, die sich auf emotionale Wärme, Geselligkeit, Durchsetzungsvermögen, Aktivität, positiven Emotionen und

⁴⁷ Der Begriff „Neurose“ wird heute meist differenzierter benutzt, z.B. als Angst- oder Zwangsstörung (Neurologen und Psychiater im Netz). Kurz gesagt resultiert eine Neurose nach dem Freudschen Strukturmodell der Psyche meist aus widersprüchlichen Botschaften von Über-Ich und Es: „Trieb gegen Zensor“ (Elhardt 2001, S. 111). Das Ich wäre in diesem Modell „die Instanz, die Konflikte auszutragen hat“ (ebd.). Dieses Unterfange wird besonders konflikthaft und neurotisch, wenn sie zum Beispiel mit einem „Angst-Schuld-Komplex“ gekoppelt sind, oder wenn menschliche Grundbedürfnisse aufgrund moralischer Vorstellung nicht erfüllt werden dürfen (ebd.).

Neugier bezieht. *Gewissenhaftigkeit* bezieht sich auf Persönlichkeitszüge des Pflichtbewusstseins, der Strebsamkeit, Disziplin und Leistungsorientierung bzw. Perfektionismus. Mit *Offenheit* werden Persönlichkeiten beschrieben, die fantasievoll sind, einen Sinn für Ästhetik haben, ein Bewusstsein für Gefühle, Ideen und Wertvorstellungen und gerne neue Dinge ausprobieren (vgl. ebd. S. 967-968).

Vater und Schröder-Abé (2015) untersuchen 137 Paare (mittels Fragebögen und Beobachtung in Laborsituation) und finden heraus, dass die fünf Persönlichkeitsmerkmale einen signifikanten Einfluss auf die Zufriedenheit mit der Beziehung haben. Dieser Zusammenhang beruht auf den unterschiedlichen Fähigkeiten, Emotionen zu kontrollieren bzw. zurück zu halten und andere Perspektiven einzunehmen. Extraversion, Offenheit, Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit wirken sich eher positiv auf die Fähigkeit aus, Emotionen zu unterdrücken bzw. sie in positiver Weise auszudrücken. Konflikte können besser angesprochen und gelöst werden, wodurch die Zufriedenheit mit der Partnerschaft verbessert wird. Neurotizismus hingegen bewirkt dysfunktionale Emotionsregulierung, aggressivere Externalisierung von Emotion und dysfunktionales zwischenmenschliches Verhalten (vgl. ebd. S. 210).

Untersuchungen zu hochstrittigen Eltern (Dietrich et al. 2010) bestätigen dies. Hochstrittige Eltern zeichnen sich durch „reduzierte Offenheit für neue Erfahrungen“ und „reduzierte Verträglichkeit“ aus (ebd. S.13). Sie erleben sich als wenig selbstwirksam und insbesondere die hochstrittigen Väter sind „fixiert auf eigene Ansichten und Feindbilder“ (ebd. S. 13-14). Sie sind nicht „in der Lage, die Reaktionen ihrer ehemaligen Partnerin zu verstehen und/oder die Bedürfnisse ihrer Kinder wahrzunehmen“ (ebd.).

Andere Forschungen legen zudem nahe, dass Neurotizismus insgesamt negativ auf die Lebenszufriedenheit wirkt. Suldo et al. (2015) stellen bei Jugendlichen fest, dass Neurotizismus von allen fünf Persönlichkeitsmerkmalen der stärkste Prädiktor für eine geringe Lebenszufriedenheit ist. Dies kann auch daran liegen, dass viele Kriterien des Neurotizismus psychopathologisch sein können, z.B. Ängstlichkeit, Depression, Unsicherheit etc. (vgl. ebd. S. 977). Bei den untersuchten Jugendlichen stellen die Autoren/-innen hinsichtlich der Lebenszufriedenheit Genderunterschiede fest. Bei jungen Frauen wirkt Verträglichkeit positiv auf die Lebenszufriedenheit, bei jungen Männern nicht. Bei jungen Männern wiesen die Daten sogar in eine konträre, wenn auch nicht signifikante Richtung. Verträglichkeit verringerte eher deren Lebenszufriedenheit (ebd. S. 978).

Studien können zudem zeigen, dass die fünf Persönlichkeitsdimensionen sich geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausprägen. Verträglichkeit, Abenteuerlust („sensation seeking“), physische Aggression, Interesse an Dingen versus an Menschen und Einstellungen gegenüber

Gelegenheitssexualität und bestimmten sexuellen Praktiken unterscheiden sich geschlechtsspezifisch in vielen Untersuchungen (Schmitt et al. 2017, S. 45). Je nach Messmethode sind die Unterschiede stärker oder geringer.

Überraschenderweise können Schmitt et al. (2017) anhand von Metaanalysen zeigen, dass sich die Unterschiede in den Ausprägungen der fünf Komponenten zwischen den Geschlechtern vergrößern, je egalitärer die Gesellschaft ist.

„More egalitarian gender roles, gender socialization and sociopolitical gender equity, however, were associated with larger gender differences. For example, the largest overall gender differences in personality were found in relatively high gender egalitarian cultures of France ($d = -0.44$) and the Netherlands ($d = -0.36$), whereas the smallest gender differences were found in the relatively low gender egalitarian cultures of Botswana ($d = 0.00$) and India ($d = -0.01$).“ (ebd. 47)

Kaiser (2019) bestätigt diesen Befund. Er trifft ebenfalls auf die insbesondere für Familien- und Paarbeziehungen problematischen Persönlichkeitsmerkmale der „Dark Triade“ zu, die im Folgenden ausgeführt wird.

5.1.3 „Dark Triade“

Der Begriff der „Dark Triade“ (Wurst et al. 2017, S. 297; Kardum et al. 2018; Daniel N. Jones, Delroy L. Paulhus 2010) bezeichnet Persönlichkeitsmerkmale, die mit Narzissmus, Machiavellismus⁴⁸ und Psychopathie⁴⁹ in Verbindung stehen. Alle drei Persönlichkeitsmuster zeichnen sich durch mangelnde Empathiefähigkeit aus, manipulatives Verhalten und Instrumentalisierung anderer Menschen für eigene Zwecke. Narzissmus bezeichnet im allgemeinen eine „überzogene Selbstliebe und Ichbezogenheit“ (Neurologen und Psychiater im Netz 2018).

⁴⁸ „Machiavellismus ist eine Persönlichkeitsausprägung und zeigt sich durch den Wunsch der Manipulation und Ausbeutung anderer, einer zynischen Missachtung der Moral und den Fokus auf Eigeninteresse und Täuschung. Charakterisiert wird dieser Persönlichkeitstypus durch antisoziales Verhalten, Impulsivität, Egoismus, Gleichgültigkeit und Unerbittlichkeit. Menschen mit dieser Charakterausprägung glauben, zwischenmenschliche Manipulation ist ein Schlüssel für den Erfolg im Leben, und verhalten sich entsprechend.“ (psylex.de 2019.)

⁴⁹ „Psychopathie bezeichnet eine schwere Persönlichkeitsstörung, die bei den Betroffenen mit dem weitgehenden oder völligen Fehlen von Empathie, sozialer Verantwortung und Gewissen einhergeht. Psychopathen gelten als furchtlos, impulsiv, gefühllos und manipulativ, und waren oft schon in ihrer Kindheit wenig empfänglich für Bestrafung durch Eltern oder Lehrer.“ (Stangl, 2020)

Menschen mit stark narzisstischen Persönlichkeitsmustern – hier wird unter anderem zwischen dem verdeckten, schüchternen und dem grandiosen Typ unterschieden⁵⁰ – benutzt andere Menschen zusätzlich als Quell für Bewunderung bzw. als Mittel, sich selbst zu überhöhen, indem andere subtil oder offen abgewertet werden. Anders als Psychopath/-innen legen Menschen mit narzisstischen Charakterzügen besonderen Wert auf ihre Wirkung auf andere. Viele sehen sich als Opfer und können eigene Anteile an bestimmten Situationen nicht erkennen. Sie zeigen teilweise extreme schambasierte Wutreaktionen und legen ein hohes Maß an Kritikunfähigkeit an den Tag. Ursache für diese Verhaltensweisen ist meist ein besonders schwaches Selbstwertgefühl (vgl. Durvasula 2019; Neurologen und Psychiater im Netz 2018; Beck 1997).

Zunächst ist festzustellen, dass die Unterscheidung zwischen Persönlichkeitsmustern und einer diagnostizierbaren Persönlichkeitsstörung nicht einfach ist, weswegen die American Psychiatric Association im Jahr 2010 ankündigte, einige Persönlichkeitsstörungen aus dem DSM 5⁵¹ zu streichen, darunter die NPD (Paris 2014, S. 222). Grund dafür ist der fließende Übergang zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und einer Störung. Die Prävalenz von diagnostizierbarer NPD liegt zwischen einem und zwei Prozent in der Bevölkerung (Paris 2014, S. 221), wobei dies nur eine Schätzung sein kann, denn typischerweise lassen sich Menschen mit starken narzisstischen Persönlichkeiten nicht therapeutisch behandeln. Sie haben meist weder Leidensdruck noch ein Krankheitsbewusstsein, solange die Folgen der Persönlichkeitsstörung sich noch nicht zum Beispiel durch Sucht, Kriminalität, Depression, soziale Vereinsamung, Armut oder Ähnlichem manifestiert haben. Männer sind von dieser Art der Persönlichkeitsstörung in etwa doppelt so häufig betroffen wie Frauen, bei Frauen äußert sich der Narzissmus teilweise stärker durch Sexsucht oder Essstörungen (Bonelli 2016, S. 23).

Hier soll etwas detaillierter auf narzisstische Persönlichkeitsmerkmale eingegangen werden, einmal weil Narzissmus in besonderem Maße die Partner/-innen und das Umfeld der Menschen mit stark narzisstischen Persönlichkeiten beeinträchtigt, und zum anderen weil einige Autoren/-innen von einer „Epidemie“ des Narzissmus (Vater et al. 2018, 2) insbesondere in der jüngeren Generation ausgehen (Twenge et al. 2008; Twenge 2013). Teilweise wird von

⁵⁰ Kurz gesagt macht der „grandiose Narzisst“ keinen Hehl aus seiner Grandiosität, sondern zeigt sie offen, gibt an und spricht von sich selbst in Superlativen. Der „verdeckte Narzisst“ hält sich zwar ebenfalls für großartig und besser als alle anderen, er zeigt dies aber nicht offen. Er erlebt sich eher als Opfer, denn seine Grandiosität wird einfach von der Umwelt nicht wahrgenommen (vgl. Durvasula 2019). Der verdeckte Narzisst ist daher wesentlich schwieriger zu identifizieren.

⁵¹ Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders

der „Generation Ich“ gesprochen (Becker et al. 2014). Laut einer vom Bundespresseamt in Auftrag gegebenen Studie, wurden im Jahr 2012 von TNS Infratest 500 Student/-innen befragt, um ihre allgemeine Lebenssituation zu untersuchen (vgl. ebd.). Laut dieser Studie ist den Student/-innen vor allem wichtig, „Beruflich Erfolg zu haben“ und „Sich schöne Dinge leisten können“. Für beide Items sind starke Anstiege seit der letzten Befragung von 1995 zu beobachten. Zwar lässt sich anhand dieser Items wohl kaum Narzissmus diagnostizieren, die Autoren sprechen aber von einer "stark ichbezogenen Studentengeneration" (ebd. S. 3). Vater et al. (2018) fassen einige Befunde aus US-amerikanischen Studien meist mit Student/-innen zusammen und zeigen ähnliche Anstiege, zum Beispiel in der Benutzung der Worte „I“ und „me“ im Vergleich zu „we“ und „us“. Zudem möchten immer mehr junge Menschen in erster Linie „berühmt“ werden (ebd. S.2).

Eine an der Charité in Berlin durchgeführte online Befragung von 1025 Menschen in Ost- und Westdeutschland zeigt einen signifikanten Unterschied der Narzissmuswerte zwischen West- und Ostdeutschland. Die Autor/-innen schließen daher, dass man in westlich geprägten Kulturen tatsächlich von einer „narcissism epidemic“ sprechen kann (ebd.). Die Studie untersucht vor allem Kohortenunterschiede. Die nach dem Mauerfall geborenen Kohorten unterscheiden sich zwischen West- und Ostdeutschland kaum noch hinsichtlich der gemessenen Narzissmuswerte. Die Forscher/-innen schlussfolgern, dass soziokulturelle Faktoren die Entstehung von Narzissmus begünstigt (ebd. S. 10).

Paris (2015) zeichnet den Zusammenhang zwischen zunehmender Individualisierung und einer Normalisierung von narzisstischen Verhaltensweisen nach (ebd. S. 222ff, vgl. auch Fawcett 2003), was schon 1985 von Bellah et al. als „expressive individualism“ bezeichnet wurde. Traditionen, Familie und die Anforderungen der Allgemeinheit verlieren an Bedeutung, wohingegen es legitimer wird, rein individuelle Wünsche und Ziele zu verfolgen. Werbung und kapitalistisches Wachstumsstreben erschaffen und verstärken zudem individualisierte Wünsche und verknüpfen diese mit Glücks- und Erfolgsversprechen. Paris konstatiert, dass Autonomie und Freiheit große soziale Errungenschaften sind, aber „nicht umsonst“ zu haben sind (ebd. S. 222). Wenn Menschen ihr Handeln nur an der Befriedigung eigener Bedürfnisse ausrichten und das Wohlergehen ihrer Familien, Gemeinschaften und Nachbarschaft aus den Augen verlieren, stellt sich die Frage, „as to whether individualistic values, if held too strongly, shade into narcissism“ (ebd.).

Individuen gehen mit Individualisierungsprozessen auf unterschiedliche Weise um. Resiliente Menschen, mit sicherem Bindungsverhalten und familiärer und sozialer Verbundenheit, können wesentlich besser darauf reagieren, als Menschen mit problematischen Charakterzügen.

Bezogen auf die „Big Five“ zeichnen sich diese „problematischen“, für Persönlichkeitsstörungen anfälligen Charaktere durch geringe Verträglichkeit und Verlässlichkeit aus, und durch hohe Werte bei Neurotizismus. Diese Charakterzüge korrespondieren wiederum mit den Anzeichen für Narzissmus (ebd. S. 223). Es besteht die Gefahr eines Teufelskreises: In modernen, konsumorientierten und individualisierten Gesellschaften werden familiäre und gemeinschaftliche Bindungen und Bezogenheiten geschwächt. Bindung und Anerkennung durch andere Menschen gehören aber zu den menschlichen Grundbedürfnissen für gesunde Entwicklung und ein erfülltes Leben (Maslow 2013). Fehlen nun Räume und Möglichkeiten für familiäre und gemeinschaftliche Verbundenheit, beziehen sich Menschen auf sich selbst, um Anerkennung zu erhalten. Dies kann die Herausbildung narzisstischer Persönlichkeitsmerkmale begünstigen:

„But when social capital is insufficient, people may turn to themselves for affirmation. This can lead to a cycle in which poor social supports reinforce narcissism.“ (Paris 2014, S. 223)

Die Arbeiten von Schmitt et al. (2017) betrachten insbesondere Geschlechterunterschiede. Ihre Ergebnisse weisen darauf hin, dass insbesondere in liberalen Gesellschaften mit egalitären Geschlechterkonzepten, die Geschlechterunterschiede hinsichtlich der „Dark Triade“ paradoxerweise größer sind, als in weniger westlich geprägten Ländern. In allen 58 von den Wissenschaftler/-innen betrachteten Ländern zeigen Männer teilweise deutlich höhere Werte in Machiavellismus, Narzissmus und Psychopathie (ebd. S. 47). Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind allerdings in westlichen Ländern signifikant größer:

„For instance, larger gender differences in Machiavellianism were found in relatively high gender egalitarian cultures of Iceland ($d = 0.61$), New Zealand ($d = 0.60$), Denmark ($d = 0.55$) and the Netherlands ($d = 0.53$). Smaller gender differences in Machiavellianism were found in less gender egalitarian cultures such as Malaysia ($d = -0.10$), Ethiopia ($d = -0.09$), South Korea ($d = -0.07$) and Tanzania ($d = -0.01$).“ (ebd. S. 47)

Ähnliche Befunde zeigen sich auch für andere Vergleichsdimensionen. Das Wohlbefinden (Well-Being) beispielsweise liegt für beide Geschlechter in geschlechtergerechten Gesellschaften höher. Dieser Effekt ist für Männer allerdings stärker als für Frauen: „The effects of gender egalitarianism on men were stronger, though, leading to larger gender differences in subjective well-being in more gender egalitarian cultures.“ (ebd.)

Eine Erklärung hierfür könnte im hohen Wert der Selbstverwirklichung in westlichen Ländern liegen, der dazu führt, dass Frauen aus freien Stücken und aus Gründen der Selbstverwirklichung weiblich zugeschriebene Verhaltensweisen stärker ausleben (vgl. ebd. 48).

Es lässt sich also zusammenfassen, dass obwohl Narzissmus sicher keine neue Erscheinung ist – der Begriff geht immerhin auf die griechische Mythologie zurück – und auch nicht eindeutig gezeigt werden kann, dass NPD epidemisch zunimmt, sich dennoch die Befunde häufen, dass durchaus von einem „cultural narcissism“ (ebd.) gesprochen werden kann. Narzisstisches Verhalten ist heute eine mögliche und erfolgversprechende Verhaltensweise für große Bevölkerungsschichten und nicht nur für bestimmte Eliten (ebd.). Selbstbezogenes, rücksichtsloses Verhalten wird in modernen Gesellschaften nicht selten durch Erfolge belohnt und hat Vorbildwirkung⁵². Dass Männer in größerem Ausmaß für narzisstisches Verhalten anfällig sind, verwundert nicht, da selbstbezogenes Verhalten für Männer aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisation und hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit eher eine gesellschaftlich akzeptierte Verhaltensoption darstellt. Vermehrt wird von „Toxic Masculinity“ gesprochen (Durvasula 2019, 127ff). Der Begriff umfasst mehr als Aggressivität und Gewaltbereitschaft, sondern auch den „sense of entitlement“ (ebd.), die Überzeugung, im Recht zu sein und ein Anrecht z.B. auf die Erfüllung eigener Bedürfnisse und auf Sonderbehandlung zu haben. Andere Menschen werden teils bössartig ausgenutzt und manipuliert („Malignant Narcissist“; ebd. S. 87).

Der Anstieg von narzisstischen Verhaltensweisen ist für diese Studie ein wichtiger Befund, denn Partnerschaften mit Menschen, deren narzisstische Persönlichkeitsanteile stark ausgeprägt sind, haben unter Umständen für die Partner/-innen und Familien gravierende und sogar traumatisierende Folgen, die sich unter Umständen besonders in Konflikt- und Trennungssituationen zeigen. Dies wird im Folgenden beleuchtet.

5.1.4 „Trauma Bonding“

Beziehungen mit Menschen mit narzisstischen Persönlichkeitsmerkmalen können sich auf Partner/-innen wie emotionaler Missbrauch auswirken, der laut Howard (2019) als Form von häuslicher Gewalt gewertet werden sollte: Partner/-innen sind meist nicht über Narzissmus aufgeklärt, und gehen davon aus, mit einem empathiefähigen Partner zusammen zu sein. Menschen mit narzisstischen Persönlichkeitsmerkmalen sind nicht selten charismatisch und üben eine starke Attraktivität auf das andere Geschlecht aus, sind beim Flirten und Datan teilweise sehr erfolgreich. Typischer Weise beginnen Partnerschaften mit Narzisst/-innen mit einer sogenannten „love bombing“-Phase (Durvasula 2019, 171ff), bevor Abwertung und Ma-

⁵² Der Fußballspieler Ronaldo, der eine globale Vorbildfunktion insbesondere für Jungen und Männer darstellt, nennt den Film über sein Leben: „Ronaldo: The World at his feet“ (Bonelli 2018, S. 20).

nipulation einsetzen. Obwohl Partnerschaften mit Menschen mit narzisstischen Persönlichkeitszügen teilweise von langer Dauer sein können, sind sie meist über lange Phasen von Lügen und Betrugereien aller Art begleitet. Wurst et al. (2017) führen dies darauf zurück, dass narzisstische Persönlichkeiten zwei entgegengesetzte Ziele verfolgen. Einerseits möchten sie bewundert werden („admiration“), andererseits fühlen sie sich stets unter Konkurrenzdruck („rivalry“, vgl. ebd.). Ihre Partner/-innen werden daher phasenweise umschwärmt und in den Himmel gehoben, auch um sich selbst damit aufzuwerten, und phasenweise abgewertet und gedemütigt, ebenfalls um sich selbst zu überhöhen (ebd.). Dieses widersprüchliche Verhalten bindet die Partner/-innen in süchtig machender Weise („intermittent reinforcement“, ebd.), denn das im „love bombing“ entstandene Gefühl, die große Liebe gefunden zu haben, kann nur aufrechterhalten werden, wenn die Abwertungs-Phasen als berechtigt und als eigene Schuld ausgelegt werden. Dies ist mit der Hoffnung verbunden, dass das „love bombing“ wieder einsetzt, wenn man selbst nur sein Verhalten ändert. Diese emotionale und psychologische Manipulation wird auch „gaslighting“ genannt (Durvasula 2019) und führt dazu, dass Partner/-innen ihrer eigenen Wahrnehmung nicht mehr trauen und die Perspektive des narzisstisch missbrauchenden Partners übernehmen. Logan (2018) spricht hier von psychologischen Mechanismen ähnlich eines Stockholm Syndroms bzw. „Trauma Bonding“, wenn Geiseln sich aus Selbstschutz mit ihren Geiselnehmern identifizieren.

„Trauma Bonding is evidenced in any relationship in which the connection defies logic and is very hard to break. The components necessary for a trauma bond to form are a power differential, intermittent good/bad treatment, and high arousal and bonding periods (...). This type of bonding can take place in concentration camps and kidnap experiences where the intense fear and will to survive can cause a bond with the enemy. This bonding is perpetuated by the imbalance of power and the manipulative nature of intermittent cycling of abuse with acts of kindness. My perspective on this subject lightly touches the surface and my hope is to encourage research and discussion that will focus on reducing predatory behavior by the abusers and encouraging strategy formulation and a welcoming environment for those that have been ensnared and those who are still feeling despair and seeking relief.“ (ebd. S. 67)

Partner/-innen in von Narzissmus geprägten Beziehungen werden teilweise als co-abhängige Charaktere bezeichnet (Durvasula 2019, S. 173), da sie aufgrund eigener Kindheitsprägungen bzw. Bindungserfahrungen eine emotionale Abhängigkeit zu ausbeuterischen Beziehungsmustern an den Tag legen (Walker 2013; Bonelli 2016)⁵³. Der Begriff „Trauma“ bezieht sich

⁵³ Trauma kann als „Anschlag auf die Identität eines Menschen“ gesehen werden (Huber, S. 68), hervorgerufen durch ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, welches mit dem Gefühl der Hilflosigkeit und schutzlosen Preis-

meist auf Erlebnisse in Kriegssituationen, schweren Unfällen oder Geiselnahmen. Kriegstraumatisierte haben meist mit sogenannten Flashbacks zu kämpfen, die noch lange Zeit nach dem eigentlichen Ereignis auftreten, z.B. bei einem Geräusch oder einem bestimmten Geruch etc. Menschen, die subtilen Verletzungen, Vernachlässigung oder Abwertungen über einen längeren Zeitraum ausgeliefert waren, können unter einem „Komplexen Posttraumatischen Belastungssyndrom“ leiden, das sich diffuser äußert als ein Flashback, zum Beispiel in Depressionen, diffuse Angstzuständen, Nervosität, Unsicherheit und Selbstzweifel (ICD-11 - Mortality and Morbidity Statistics 2020).

An dieser Stelle soll die Vermutung geäußert werden, dass narzisstische Persönlichkeitsmuster zur Erklärung der Hochstrittigkeit von Eltern beitragen könnten. Dietrich et al. (2010) beschreiben, dass insbesondere hochstrittige Eltern häufig in Beratungssituationen sogar die Fachkräfte manipulieren und sogenannte „Spiegelungseffekte“ (ebd. S. 18) hervorrufen. Die Fachkräfte werden parteiisch und übernehmen die Sichtweise eines strittigen Elternteils. Fachkräfte unterschiedlicher Fachrichtungen und sogar ganze Institutionen können gegeneinander aufgebracht werden, was eine effektive Beratung oder Mediation unmöglich macht (ebd.). Auch das Coparenting kann durch offene oder subtile Triangulation zum Beispiel durch Untergrabung des anderen Elternteils, negativ und dem Kindeswohl nicht zuträglich werden (Walper und Langmeyer 2019, S. 25).

Man kann sagen, dass narzisstische Verhaltensweisen, insbesondere wenn sie kulturell und geschlechtsspezifisch akzeptiert sind, Partnerschaft und Elternschaft in ein toxisches Terrain verwandeln kann. Diese Zusammenhänge werden meist von den Betroffenen nicht erkannt, weil die Ursache für die Herausbildung eines dysfunktionalen Partnerschaftskonzept – das man sucht, weil man sich damit wohlfühlt - meist in der eigenen Kindheit liegt und sich unsicher-vermeidende oder verstrickte Bindungsstile herausgebildet haben.

Neben den Persönlichkeitsmustern der Partner/-innen erweist sich auch ihr Konflikt und Kommunikationsstil als zentraler Prädiktor für die Partnerschaftsqualität. Mechanismen der Schuldzuweisung und Attribuierung können mithin mit narzisstischen Persönlichkeitsmustern korrespondieren. Darauf soll im Folgenden eingegangen werden.

gabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst-und Weltverständnis bewirkt.“ (Fischer und Riedesser 1998, S. 545) – vielen Dank an Astrid Siegmann für wichtige Hinweise zur Traumaforschung!

5.2 Konflikt- und Kommunikationsstile

Eine Partnerschaft kann als ein Prozess betrachtet werden, der typische Stationen durchläuft. Schneewind und Wunderer (2003b) definieren zum Beispiel bestimmte Entwicklungsaufgaben für Partnerschaft und Familie, die in bestimmten Phasen typischerweise auftreten und bewältigt werden müssen. Wie diese Phasen durchlaufen werden, wie Konflikte gedeutet werden und kommuniziert wird, ist dabei entscheidend.

Die Paar- und Familienphasen beginnen mit der Phase des Kennenlernens, der Familiengründung, dem Familienleben mit kleinen Kindern, mit älteren Kinder, bis zur nachelterlichen Familienphase (Empty-Nest). Sowohl jede/-r einzelne mit seiner/ihrer individuellen Persönlichkeit, das Paar an sich und die Familie als Ganzes haben in diesen Phasen verschiedene Lern- und Entwicklungsaufgaben zu bewältigen (ebd. 226). Stanley et al. (1999) zeichnen den typischen Weg nach, wie eine Ehe oder Beziehung in Verlauf dieses Prozesse „sterben“ kann (ebd. zitiert nach Schneewind und Wunderer 2003b, 233ff). Die anfängliche Zufriedenheit mit der Partnerschaft mischt sich mit der Zeit mit Verlustängsten und dem Wunsch nach einer sicheren Bindung, was häufig in eine Eheschließung und Familiengründung mündet. Die dann unweigerlich auftretenden „Probleme im Leben“ (ebd. S. 234) führen dem Paar ihre unterschiedlichen Erwartungen vor Augen. Außerdem scheuen viele Paare vor Konflikten zurück, was dann zu „Selbstbezogenheit und Selbstschutz“ führen kann (ebd.). Wenn Kommunikation belastet ist und Paarkonflikte langfristig nicht konstruktiv gelöst werden können, neigen sie dazu, zu eskalieren bzw. werden sozusagen in die nächste Krise mitgenommen. In letzter Konsequenz wird die Anwesenheit des Partners/der Partnerin „mit Schmerz und Frustration und nicht mit Vergnügen und Unterstützung in Verbindung gebracht“ (ebd.). Auf der kognitiven und emotionalen Ebene finden negative Attribuierungen des Partners/der Partnerin statt, verbunden mit Vertrauensverlusten und Zweifeln an der Beziehung.

Im Folgenden werden einige Aspekte der Schuldzuweisung und Attribuierung, sowie typische Risiken und Chancen der Kommunikation in Paarbeziehungen erläutert.

5.2.1 Schuldzuweisungen und Attribuierung

Ein weiterer Faktor einer negativen Kommunikation wird von Schütze und Hoge (2003) in Schuldzuweisungen gesehen. Schuldzuweisungen für negativ bewertete Ereignisse, führen fast immer zur Verschlechterung des Beziehungsklimas, vor allem wenn sie über längere Zeit und gehäuft auftreten. Meinungsverschiedenheiten oder ein Konflikt müssen nicht zwingend zu Schuldvorwürfen führen. Zunächst muss eine Situation als „Verfehlung“ definiert, darauf muss dann mit Vorwürfen reagiert werden, worauf die/der Beschuldigte mit Rechtfertigungen

reagiert. Danach fällt die beschuldigende Person ein Urteil und schreibt „Schuld“ zu. Besonders problematisch wird es, wenn nicht nur ein konkretes Verhalten, sondern die gesamte Person negativ attribuiert wird. Kommt der Partner beispielsweise zu spät zu einer Verabredung, kann dies erklärt und besprochen werden – oder es kommt zu Schuldzuweisungen, Kritik („Du kommst immer zu spät!“) und Abwertung der ganzen Person („Es ist sinnlos, sich mit dir zu verabreden!“) (vgl. ebd. S. 472f).

Schuld, Verantwortung und Ursache werden im Sprachgebrauch oft synonym gebraucht (vgl. ebd. S. 458-460), wobei der Schuldbegriff impliziert, dass eine Person ein Ereignis durch ihr Tun und Handeln absichtlich verursacht hat, obwohl es andere Handlungsmöglichkeiten gegeben hätte. Nur wenn die Person absichtlich ein Ereignis verursacht hat oder billigend in Kauf genommen hat, kann ihr auch Schuld zugesprochen werden. Erst dann ist die Person für ihr Handeln verantwortlich zu machen und man kann von Schuld sprechen. Nicht immer wird Schuld aufgrund einer konkreten Verfehlung zugesprochen, sondern es kann sich auch auf längere Zustände beziehen (z.B. auf die häufige Abwesenheit eines Partners), oder auf komplexe multifaktorielle Geschehnisse, die teilweise körperlichen oder materiellen Schaden nach sich ziehen. Das Ausmaß des Schadens wird subjektiv definiert und ist ein weiterer Faktor, der den Schuldzuweisungsprozess beeinflusst (ebd. S. 465).

Kalicki (2003) stellt heraus, dass Attribuierungen meist nicht rationalen Schlussfolgerungen unterliegen, sondern typischerweise verzerrt sind und Fehlern, bzw. Biases unterliegen (ebd. S. 383). Typischerweise zeigen sich solche Zuschreibungsprozesse in Partnerschaften bei unvorhergesehen oder ärgerlichen Ereignissen. Als klassische Attributionsbiases nennt Kalicki:

- „Perspektiveneffekt“: Die generelle Neigung, den Einfluss von Personenmerkmalen zu betonen und Situationsmerkmale zu vernachlässigen. Dies liegt auch daran, dass der Betrachter eine bewertende Perspektive einnehmen kann und andere Informationen aufnimmt. Der Akteur nimmt hingegen eher die Situation und seine Handlungsmöglichkeiten in diesem Handlungsfeld wahr.
- „falscher Konsenseffekt“: Man geht davon aus, dass die eigene Wahrnehmung auch von anderen geteilt wird, ja sogar weit verbreitet ist. Der beurteilende Beobachter fühlt sich so im Recht und von vorgestellten anderen in seinem Urteil bestätigt.
- „egoistische Attribution“: Dieser Begriff bezeichnet die Tendenz, die „Schuld“ für eigene Misserfolge anderen zuzuschreiben, wohingegen eigene Erfolge allein der eigenen Person zu verdanken sind. Diese Strategie wird verfolgt, um den eigenen Selbstwert zu schützen (ebd. S. 383-384).

Da insbesondere in Paarbeziehungen die Partner/-innen im anderen Bestätigung und Wertschätzung suchen (ebd. S. 386), können die oben genannten Zuschreibungsfehler für die Partnerschaftsqualität zentral sein. Wechselseitige Vorwürfe oder Appelle können einen Kreislauf in Gang setzen und die Beziehungsqualität erheblich beeinträchtigen (vgl. ebd.). Glückliche und unglückliche Paare zeigen unterschiedliche Attributionsmuster bzw. „feindselige vs. wohlwollende“ oder „destruktive bzw. konstruktive“ Attributionen (ebd. 396). Der Attribuierungsstil trägt somit zu einer negativen bzw. positiven Reziprozität bei. Je nach Attribuierung wird eine positive oder negative Reaktion hervorgerufen, was dann das Beziehungsklima verbessert oder weiter verschlechtert.

Wie in Kapitel 3.3.1 gezeigt wurde, empfiehlt die gewaltfreie Kommunikation auf Schuldzuweisungen, Vorwürfe und Forderungen gänzlich zu verzichten, da sie Konflikte stets verschlechtern. Lieber solle man von den eigenen Gefühlen sprechen und lediglich Wünsche äußern. Allerdings zeigt eine jüngere diskursiv-analytische Untersuchung von Gesprächsmittschnitten konflikthafter Paarkonversationen ein überraschendes Ergebnis (Korobov 2020). Die Forscher/-innen stellen fest, dass insbesondere dann, wenn konflikthafte Auseinandersetzung damit beginnt, dass ein/-e Partnerin z.B. ein Konfliktthema mit einer Gefühlsäußerung verbindet, dies zu einer Schuldumkehr führen kann, die „narcissitic flip“ genannt wird. Korobov (2020) bezeichnet damit:

“It is an interactional move where the recipient of a complaint or criticism (or any perceived attribution of blame for something), flips it back and positions the other as somehow having done something to cause or deserve the very thing that they are upset about.” (ebd. S. 1-2)

Ein Beispiel soll diesen Mechanismus verdeutlichen: Ein Partner merkt an, er habe sich bei einer Party nicht wohl gefühlt, weil die Partnerin ihm keine Beachtung geschenkt habe, er sei sich daher überflüssig und unerwünscht vorgekommen. Daraufhin antwortet die Partnerin, dass das nicht stimme und er sich das einbilde, es bestehe an sich kein Anlass für dieses Gefühl, das er sich komplett einbilde. Ohnehin sei es unverschämt, ihr die Schuld an seinen Gefühlen zu geben, für die sie ja nichts könne, denn sie habe nichts falsch gemacht.

Auf diese Weise können Gefühle und Wahrnehmungen in einer Partnerschaft nicht mehr geäußert werden, denn sie werden sofort gegen den Sprecher/-in gewendet. Diese/-r fühlt sich in seiner Wahrnehmung extrem verunsichert, zweifelt an sich und beginnt unter Umständen die Ansicht zu teilen, dass etwas an ihm/ihr nicht stimme (vgl. das Beispiel ebd. S. 2). Dieser Befund könnte die Grundannahme der gewaltfreien Kommunikation in Frage stellen, bzw. auf die Risiken der gefühlsbetonten Kommunikation hinweisen.

Untersuchungen können außerdem zeigen, dass die Kommunikationsqualität unter Stress um 40% abnimmt. Negative Kommunikation, sarkastische und beleidigende Bemerkungen nehmen zu. Gerade unter diesen Vorzeichen fällt es Paaren besonders schwer, sich zuzuhören oder den Standpunkt des anderen zu verstehen (Bodenmann 2003, S. 492).

Es lässt sich also feststellen, dass nicht das Vorhandensein von Konflikten ein Prädiktor für die Partnerschaftsstabilität ist, sondern der Umgang damit. Insbesondere die Aushandlung von Schuld bzw. die Identifizierung des/-r Schuldigen kann zu problematischen Interaktionen führen.

Im Folgenden werden weitere Erkenntnisse über Kommunikationsstile referiert, die in günstiger oder ungünstiger Weise Einfluss auf den Umgang mit Konflikten nehmen.

5.2.2 Problematische Kommunikation

Nave-Herz (1990) plädiert für „Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit“, um realistische Erwartungen an die Ehe zu entwickeln und ein Bewusstsein für die Unumgänglichkeit von Konflikten zu schaffen und deren positive Wirkung, so sie denn konstruktiv gelöst werden (vgl. ebd. S.141).

Vertreter des symbolischen Interaktionismus gehen davon aus, dass Realität plastisch und gestaltbar ist, denn das Handeln basiert auf den Bedeutungen und Zuschreibungen, die man mit Dingen oder Situationen verbindet. Zentral für die Fähigkeit, mit Konflikten umzugehen, ist daher die Deutung von Konflikten in zweierlei Hinsicht. Es muss einerseits festgestellt werden, was überhaupt ein Konflikt ist – beispielsweise ist außerehelicher Sexualkontakt nicht in allen Subkulturen ein Konfliktthema – und zum zweiten muss ausgehandelt werden, ob Konflikte an sich negativ oder positiv zu werten sind. Sollen sie möglichst vermieden werden, oder können sie produktiv genutzt werden?

Zartler et al. (2004) kommen zu dem Ergebnis, dass es weniger die Inhalte der Konflikte sind, als vielmehr der Stil, wie mit Konflikten umgegangen wird, der die Stabilität der Paarbeziehung verbessert oder verschlechtert (vgl. ebd. S.73). Dies beschreibt auch Nave-Herz (1990), allerdings mit der Ausnahme von innerfamiliärer Arbeitsteilung und Sexualität (ebd. S. 115). Laut Nave-Herz sind bei der Konfliktkommunikation vornehmlich die innerpersonellen Kompetenzen von Bedeutung, z.B. die sachliche Ebene von Konflikten von der emotionalen Ebene zu trennen und für beide Ebenen Lösungen zu suchen. Konflikte sollten aktiv angegangen werden, eine rückziehende, vermeidende Konfliktstrategie ist nicht lösungsorientiert. Es sollte auch nicht einfach „nachgegeben“ werden, ohne den Versuch unternommen zu haben, den Konflikt gründlich für beide sinnvoll lösen zu können (ebd. 115f). Sie kommt zu dem Schluss,

dass Konflikte eine Ehe nicht gefährden, ein konstruktiver Umgang kann die Ehe sogar festigen. Destabilisierend ist der vermeidende, resignierte, verheimlichende, unehrliche Umgang damit:

„Da in engen Beziehungen Konflikte unumgänglich sind, ist die Form des Umgangs mit ihnen für deren stabilisierende bzw. destabilisierende Funktion von Bedeutung. Wichtig scheint (...), die Konflikte auszutragen, um deren destruktive Elemente zu neutralisieren. Stabilisierend für eine intime Beziehung wirkt damit die Fähigkeit, Konflikte möglichst nicht zu unterdrücken oder zu verschleiern, da ein solches Verhalten, Konflikte weder löst, noch vermeidet, sondern im Gegenteil, es deren Intensität und einhergehend die Affektivität der Streitenden noch steigert und somit ein Austragen und Bewältigen erschwert.“ (ebd. S. 115-116)

Kersting und Grau (2003) nennen drei Taktiken des Konfliktumgangs (ebd. S. 448):

- Der integrative Kommunikationsstil ist konstruktiv und sachlich, zielt auf Zusammenarbeit, gemeinsames Aushandeln und Austausch von Informationen ab (ebd.).
- Der destruktive Kommunikationsstil zeichnet sich durch wenig konstruktive Beiträge aus, es wird Kritik am anderen und Verärgerung geäußert. Der Stil ist teilweise durch Sarkasmus geprägt (ebd.).
- Als „Vermeidungstaktik“ wird es bezeichnet, wenn der Konflikt einfach geleugnet wird, das Thema gewechselt. Man spricht eher darüber, „wie jemand etwas sagt, und nicht, was er/sie sagt (ebd., Hervorhebung im Original).

In problembelasteten Partnerschaften wird signifikant häufig ein destruktiver Konfliktstil an den Tag gelegt (ebd.), der vermeidende Stil führt dazu, dass Probleme nicht gelöst werden und „steht im negativen Zusammenhang mit der partnerschaftlichen Zufriedenheit“ (ebd.).

Zartler et al. (2004) zeigen, dass Frauen typischerweise das verbale Aussprechen von Konflikten zugeschrieben wird. Im Ansprechen der Konflikte sehen sie eine Möglichkeit, den Konflikt zu lösen. Den Männern hingegen wird von beiden Geschlechtern eher zugeschrieben, Konflikte zu verdrängen, sie zu rationalisieren und sie am besten gar nicht auszusprechen. Fatalerweise wollen Frauen und Männer Konflikte scheinbar grundsätzlich unterschiedlich lösen, wobei ihre jeweiligen Konfliktstrategien reziprok kontraproduktiv gedeutet werden. Viele Frauen erleben sich ohnmächtig und nicht ernst genommen. Viele Männer sehen im ständigen Reden über Konflikte keinen Sinn. Sie erleben sich selbst als „nervenstark“, wenn sie sich Konfliktsituationen entziehen, weil es ja ihrer Meinung nach „nichts bringt“ und sie selbst nur noch mehr zermüht (Zartler 2004, S. 75–76).

Gottman (1993) bezeichnet die Kommunikation eines Paares, die Wahrnehmung von Gesagtem und die physiologischen Reaktionen darauf als „Kerntriade der Balance“ (zitiert nach Schneewind und Wunderer 2003b, S. 236). Gottman untersuchte die Interaktion zwischen

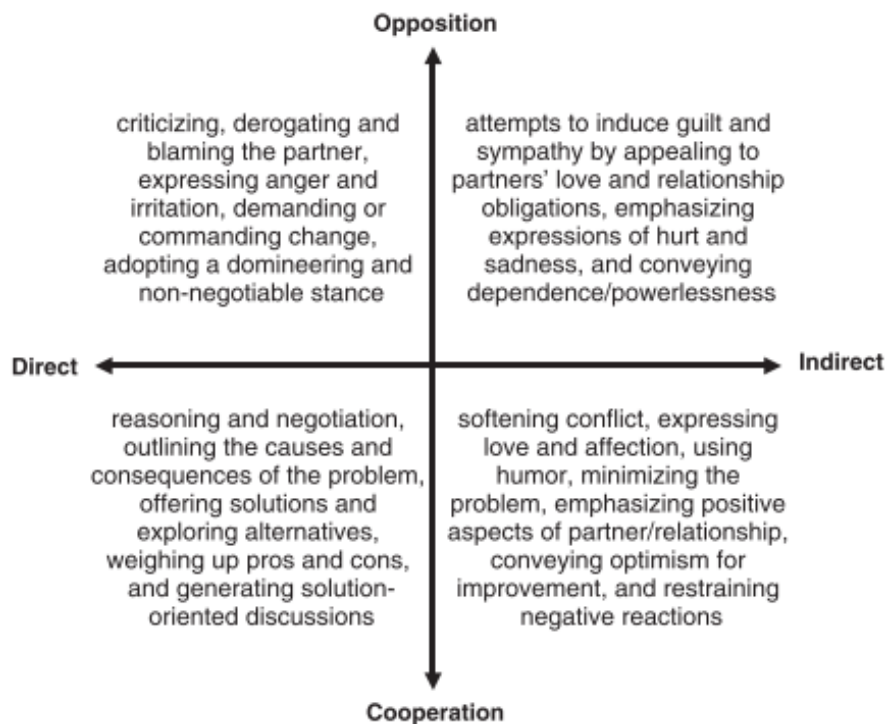
Paaren, die sich in einer Laborsituation über ein in ihrer Partnerschaft kritisches Thema unterhalten. Er ermittelte die vier sogenannten „apokalyptischen Reiter“ der negativen Kommunikation. Tauchen diese vermehrt auf, ist die Wahrscheinlichkeit, sich zu trennen, hoch. Diese sind: destruktive Kritik am Anderen, verächtliche, abwertende Kommunikation, Defensivität und Rückzug (ebd. S. 237). Später nennt Gottman noch die aggressive Machtdemonstration als weiteren Indikator für eine baldige Trennung (Lux 2017, S. 37).

Bei Paaren mit geringer Trennungswahrscheinlichkeit überwiegen im Gespräch über ein kritisches Thema die positiven Emotionen und die soziale Verstärkung, im Sinne von Zustimmung, Anlächeln, zärtliche Berührungen, Verständnis und Übereinstimmung. Gottman errechnet ein optimales Verhältnis von positiven und negativen Kommunikationszeichen in der Interaktion: Ein negatives Kommunikationsereignis sollte mit mindestens fünf positiven kompensiert werden, um das Trennungsrisiko gering zu halten. Kommunikation und Wahrnehmung interagieren mit den physiologischen Reaktionen. Positive Kommunikation und hohe Paarzufriedenheit führen dazu, dass auch in Konfliktgesprächen schnell wieder Stabilität und Beruhigung gefunden wird. Überwiegt die negative Kommunikation, erfolgt ein „flooding“ (Schneewind und Wunderer 2003b, S. 237): eine Überflutung an negativen Attributionen, kaum Emotionskontrolle und Hypersensibilität. Darauf folgt, so Gottman, eine „Distanz- und Isolationskaskade“ (ebd. 238). Man fühlt sich einsam, lebt nebeneinander her, löst Probleme allein, fällt Entscheidungen allein und die Probleme nehmen zu. Dies führt auch dazu, dass die Vergangenheit umgedeutet wird. Eigenschaften des Partners oder gemeinsame Erlebnisse, die man früher liebenswert fand bzw. in guter Erinnerung hat, werden jetzt als Zeichen untragbarer Charakterschwächen gewertet.

Jüngere Untersuchungen bestätigen die hohe Relevanz der Kommunikationsfähigkeit für Beziehungen. Overall und McNulty (2017) kommen anhand einer Metaanalyse zu dem Ergebnis, dass Konfliktkommunikation entweder oppositionell („Opposition“) oder kooperativ („Cooperation“), entweder direkt („Direct“) oder indirekt („Indirect“) sein kann (vgl. ebd. S. 2).

Abbildung 6 zeigt vier Felder, die die Kommunikationsstile abbilden. Auf der vertikalen Achse sind die Kommunikationsstile abgetragen, die gemeinhin als „positiv“ oder „negativ“ bezeichnet werden, auf der horizontalen Achse wird abgetragen, ob Themen offen und direkt oder eher verdeckt oder subtil angesprochen werden:

Abbildung 2: Kommunikationsstile nach Overall und McNulty (2017)



(Overall und McNulty 2017, S. 2)

Die Forscher/-innen können zeigen, dass nicht immer eine kooperative, eher indirekte Kommunikationsform die Beziehung stabilisiert. Je nach Konfliktthema und Kontext kann auch eine direkte und konfrontative Art sich auseinander zu setzen die Beziehungsqualität langfristig sichern. Wenn die Lösung eines Konflikts nur dann möglich ist, wenn sich der Partner/ die Partnerin verändert, zeigt sich die direkte und konfrontative Kommunikation als zielführender und stabilisierender.

„(...) direct opposition led to improved relationship quality when couples were facing relatively serious problems but decreased relationship quality when problems were relatively minor. When problems are serious, direct opposition matches the need for improvement and the benefits of motivating change may outweigh any costs.“ (ebd. S. 3)

Umgekehrt kann aber eine direkte und konfrontative Art der Konfliktkommunikation bei eher unwichtigen Themen die Beziehung belasten. Insgesamt kommen die Forscher/-innen zu dem Schluss, dass die Art der Kommunikation zum Konfliktthema passen muss, um Konflikte für die Beziehung produktiv nutzen zu können.

„In short, couples need to adjust their communication to the contextual demands they are facing in order to turn conflict into a catalyst for building healthier and happier relationships.“ (ebd. S. 5)

Dies deutet darauf hin, dass bei einem Konfliktthema, das einem der Partner wichtig ist und das einer Verhaltensänderung des anderen Partners bedarf, eine klare und direkte Forderung

auf Verhaltensänderung sinnvoll ist. Das bedeutet, dass nicht immer die Suche nach Kompromiss der richtige Weg ist. In zentralen Punkten muss zur Lösung des Problems eine Verhaltensänderung eingefordert werden. Auch hier zeigt sich ein Widerspruch zu den Annahmen der gewaltfreien Kommunikation. Rosenberg geht davon aus, dass der Ursprung von Gefühlen niemals im Verhalten des anderen gesucht werden sollten, sondern nur in sich selbst. Verhaltensänderung einzufordern wäre unter dieser Annahme sinnlos.

Jüngere journalistische Arbeiten aus den USA zeigen anhand etlicher Beispiele, dass es für Männer gesellschaftlich wesentlich anerkannter ist, sich mit Wut und Aggression durchzusetzen, als es das für Frauen ist. Männer scheinen weniger Barrieren zu haben, ihren Forderungen vehement und mit Wut Gehör zu verschaffen. Sie erscheinen dann durchsetzungsstark und entschieden. Für viele Frauen ist diese Art der fordernden Kommunikation oft schwer umzusetzen und kontraproduktiv, wenn sie ihre Ziele erreichen möchte. Zeigen sie Wut, werden sie nicht selten als emotional, hässlich und nicht ernst zunehmen abgewertet (Chemaly 2018; Traister 2018).

„The best way to discredit these women, to make them look unattractive, is to capture an image of them screaming, (...) The act of a woman opening her mouth with volume and assured force, often in complaint, is coded in our minds as ugly.” (Traister 2018)

Außerdem zeigen etliche Studien, dass sich weibliche und männliche Kommunikationsstile und -ziele unterscheiden. Einige Beispiele aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, sollen dies kurz untermauern:

Beispielsweise nutzen Frauen digitale Kommunikationsmöglichkeiten (Textnachrichten, Video- und Sprachnachrichten, Videocalls etc.) häufiger und anders als die männliche Vergleichsgruppe in einer Onlinebefragung. Männer nutzen Textnachrichten eher handlungsbezogen („agentic means“), wohingegen laut dieser Untersuchung Frauen eher darauf abzielen, Verbindung („connectivity“) herzustellen und zu pflegen (Kimbrough et al. 2013, S. 898)

„Thus, women have not only adopted mediated technology such as social networking as a means to maintain relationships, but have also increased the integration of text-based communication more than previously thought. Our results indicate that women, relative to men, are connecting more and using mediated technology more.“ ebd.)

Andere Studien zeigen, dass auch im beruflichen Kontext die weibliche Kommunikation eher auf nicht-hierarchische Ergebnisse abzielt, wohingegen Männer tendenziell hierarchiebewusster kommunizieren, was sich durchaus positiv auf ihre Aufstiegschancen auswirken kann (Weinberg et al. 2019). Auch das Phänomen des „Mansplaining“ wurde wissenschaftlich an der Yale University untersucht (Brescoll 2011). Damit ist das Phänomen gemeint, dass Männer häufig dabei beobachtet werden, Frauen wortreich Dinge zu erklären, die die

Angesprochene unter Umständen sogar besser weiß als ihr Gesprächspartner. Die Forscher/-innen kommen zu dem Ergebnis, dass Männer auch in Führungspositionen in Meetings wesentlich mehr sprechen als Frauen in Führungspositionen und dass Frauen in Gruppen und Meetings meist weniger Redezeit in Anspruch nehmen und mehr zuhören als Männer. Frauen bitten eher ums Wort, Männer nehmen es sich, Frauen entschuldigen sich häufiger etc. (vgl. ebd.).

Diese Befunde sollen die Annahme stützen, dass es Frauen auch in Beziehungen und Partnerschaften weniger gut gelingen könnte, ihre dringenden Wünsche und Bedürfnisse effektiv einzufordern. Eine bewusste und authentische Kommunikation, so wie sie in IG praktiziert wird, könnte dem entgegenwirken. Andererseits könnten die Prinzipien der GFK es gerade Frauen erschweren, ihre Bedürfnisse durchzusetzen.

Kommunikation, Konfliktdeutung und Beziehungsgestaltung sind, so konnte gezeigt werden, hochkomplexe Interaktionen. Im nächsten Kapitel sollen Modelle vorgestellt werden, die die Einflussfaktoren auf Partnerschaftsqualität und die Trennungsbewältigung zusammenfassen.

5.3 Paarstabilität und Trennungsbewältigung

Partnerschaften und Trennungen sind hochkomplexe und individuelle Prozesse, deren Verlauf von einer Vielzahl von Faktoren abhängt. Im Folgenden sollen ein paar aussagekräftige Modelle vorgestellt werden, die eine Vielzahl relevanter Faktoren und deren Wechselwirkungen systematisieren.

5.3.1 Investment Modell

Mit dem Investment Modell stellen Rusbult et al. (1998) ein Modell vor, das das Gelingen oder Misslingen von Bewältigungsprozessen im Partnerschaftsverlauf auf Grundlage der Rational-Choice Austauschtheorie (Kelley und Thibaut 1978). Erklärt. Einem ökonomischen Verhaltensmodell folgend, gehen Rusbult et al. davon aus, dass Interaktionen nach einer Kosten-Nutzen-Analyse bewertet werden. Dabei hat jede/-r Partner/-in ein eigenes, auch unbewusstes Referenzsystem, was er/sie zu den Nutzen bzw. Belohnungen (rewards) zählt. Als Nutzen werden zum Beispiel Glück, Zufriedenheit, Freude, schöne Erlebnisse etc. gezählt, die als Konsequenz der persönlichen Involviertheit auftreten. Auch die Herstellung eines bestimmten Genderkonzepts könnte zu den Nutzen einer Partnerschaft gezählt werden.

Zu den Kosten gehörten Faktoren, die diese Belohnungen verhindern oder verzögern, zum Beispiel „effort, embarrassment or anxiety, conflicting forces or competing response tendencies“⁵⁴ (Rusbult und Buunk 1993, S. 177). Aus der Differenz zwischen den Kosten und dem Nutzen einer Partnerschaft ergibt sich die „Zufriedenheit“ bzw. „Satisfaction Level“ mit der Partnerschaft.

Das Investment Modell differenziert diesen einfachen Kosten-Nutzen-Ansatz aus und beleuchtet auch die Größe der Investition („Investment Size“), die eine Person in eine Partnerschaft steckt bzw. gesteckt hat, wie zum Beispiel Zeit, Gefühle, ein Freundeskreis, gemeinsame Kinder, materielle Güter, zum Beispiel ein Eigenheim. So kann erklärt werden, warum die Dauer der Beziehung, die Anzahl der Kinder und die rechtliche und rituelle Institutionalisierung die Stabilität begünstigen. Wie gesagt ist eine langjährige Ehe mit Kindern im Vergleich zu einer kürzeren nichtehelichen Lebensgemeinschaft ohne Kinder stabiler, denn es müssen mehr Trennungsgründe gefunden werden, um diese auf Dauer angelegte Verbindung aufzulösen (Rusbult und Buunk 1993; Kopp et al. 2010, S. 153). Auf der anderen Seite bergen mehr gemeinsame Erinnerungen und Erfahrungen auch die Möglichkeit, dass sich Trennungsgründe

⁵⁴ „Anstrengungen, Peinlichkeiten oder Ängste, Widersprüchlichkeiten, oder in Konkurrenz stehende Reaktionen.“ (Übersetzung M.B.)

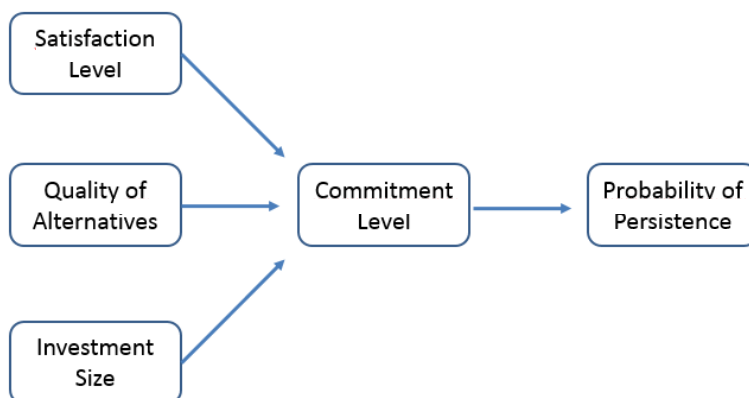
ansammeln und aufstauen, mehr Enttäuschungen, Verletzungen etc. bleiben in Erinnerung und ergeben ein Trennungsnarrativ, das nicht mehr monokausal, z.B. mit einem Mismatch, erklärt werden kann.

Die subjektive Zufriedenheit („Satisfaction Level“), die eingebrachten Investitionen („Investment Size“) in eine Beziehung sowie die Verfügbarkeit und „Quality of Alternatives“ bestimmen das „Commitment-Level“. Mit Alternativen sind hier nicht in erster Linie andere Partner/-innen gemeint, sondern Alternativen zu der gegenwärtigen Lebensform mit dem Partner/der Partnerin (Rusbult et al. 1998; Rusbult und Martz 1995).

Vom „Level of Commitment“ hängt die Wahrscheinlichkeit einer Trennung ab. Die Höhe der eigenen Investition in die Partnerschaft kann laut diesem Modell das subjektive Zufriedenheitsgefühl kompensieren. Je höher die Investitionen, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit einer Trennung – auch wenn die Partnerschaft nicht mehr glücklich ist. Auch das umgekehrte Phänomen lässt sich so erklären, warum manchmal relativ glückliche Paare die Beziehung beenden.

Die folgende Abbildung 3 stellt die Logik des Investment-Modells schematisch dar.

Abbildung 3: Investment-Modell nach Rusbult (1994; Rusbult und Martz 1995)



(Quelle: Rusbult und Martz 1995, S. 561; leicht adaptiert)

Die Untersuchung von Frauen, die nach einem Aufenthalt in einem Frauenhaus wieder zu einem gewalttätigen Partner zurück kehrten (vgl. auch Rusbult und Martz 1995), bestätigt das Investment Modell, denn es kann gezeigt werden, dass je höher das „Investment“ der Frauen, z.B. durch gemeinsame Kinder und eine Eheschließung, gekoppelt mit geringeren Möglichkeiten, finanziell unabhängig zu leben und je schlechter ihre Alternativen zu einem Leben in der missbräuchlichen Beziehung waren („poorer alternatives“), desto höher war die Wahrscheinlichkeit, dass die Frauen wieder zu ihren gewalttätigen Partnern zurück kehrten (vgl. ebd. S. 560). In vielen Untersuchungen konnte die Aussagekraft dieses Modells unter Beweis gestellt werden, wenn auch Kontexteinflüsse, individuelle Prägung, Persönlichkeitsmuster, Biographie

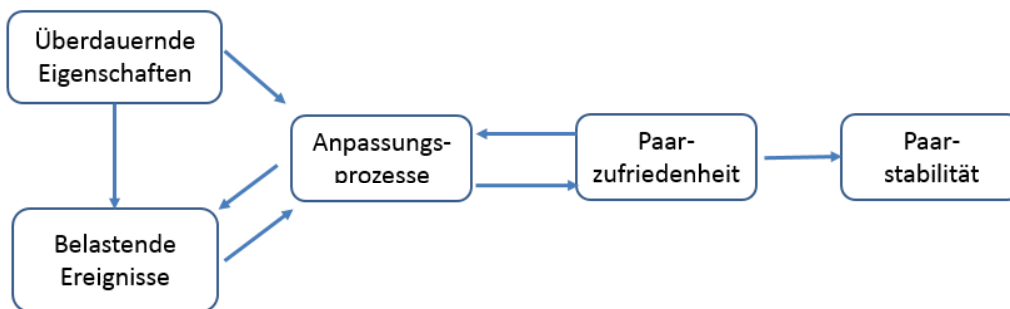
und vorherige Beziehungserfahrungen wenig berücksichtigt werden. Das Modell erfasst nur den aktuellen Beziehungsstatus und „geronnene Investitionen“ (Besitz, Freunde etc. Schneewind und Wunderer 2003b, S. 232). Persönliche Beziehungsgeschichten, Kindheitsprägungen und Persönlichkeitsmerkmale ließen sich aber durchaus in das Modell integrieren.

Die im nächsten Abschnitt erläuterten Modelle erweitern den Rational-Choice Ansatz und integrieren weitere Faktoren und interpersonelle Merkmale und Fähigkeiten, die dazu beitragen, dass ein Paar Krisen und Herausforderungen gut oder weniger gut bewältigen kann.

5.3.2 Integrative Modelle der Paarstabilität

Karney und Bradbury (1995) unterscheiden mittels Pfadanalysen drei Faktoren, die in Wechselwirkung zueinander stehen und die Stabilität und Zufriedenheit von Paaren bedingen. Sie entwickeln mit dem Vulnerabilitäts-Stress-Adaptionsmodell (Abbildung 2) ein „kontextualistisch-systemisches Modell“ (Schneewind und Wunderer 2003a, S. 192), das „überdauernde Eigenschaften“ der Personen (Persönlichkeitsmerkmale, Bildung, Herkunft) sowie „belastende Ereignisse“ – diese können auf der Makro- oder auf der Mikroebene stattfinden, z.B. die Geburt eines Kindes, Stress am Arbeitsplatz oder auch „daily hassels“, die häufig mit dem Haushalt und der oben beschriebenen Retraditionalisierung zu tun haben (Zartler 2004, S. 77-78), und die „Anpassungsprozesse“ des Paares berücksichtigt:

Abbildung 4: Vulnerabilitäts-Stress-Adaptionsmodell (vgl. Karney und Bradbury 1995)



(Quelle: Schneewind und Wunderer 2003, S. 243; leicht adaptiert)

Lux (2017) macht darauf aufmerksam, dass auch Bindungsrepräsentationen der Partner zu den überdauernden Eigenschaften der Personen zu zählen sind, die Adaptionsprozesse und Paarzufriedenheit entscheidend beeinflussen (ebd. S. 38).

Die „Anpassungsprozesse“ beziehen sich vor allem auf den Umgang mit Konflikten und Krisen, zum Beispiel durch die Fähigkeit produktiv zu kommunizieren, sich gegenseitig zu unterstützen und andere Perspektiven einnehmen zu können (vgl. Kapitel 5.3). Zartler et al. (2004) können zeigen, dass hier insbesondere der Umgang mit den sogenannten „daily hassels“ oftmals die Tropfen sind, die das emotionale Fass zum Überlaufen bringen. Ein positives „Wir-Gefühl“,

das sich auf gemeinsame Erlebnisse, geteilte Werte und Anschauungen gründet, kann sich durch tagtägliche Streitereien und Widrigkeiten kaum noch ausbilden und die dyadische Interaktion wird zur Belastung, auch dann, wenn es gar nicht mehr um konkrete Konfliktpunkte geht. Besonders negativ auf die Anpassungsprozesse wirkt es sich aus, wenn die Partner/-innen nicht auf konstruktive Kommunikation und „dyadische Copingkompetenzen“ zurückgreifen können (vgl. ebd. S. 77). Eine Fähigkeit, die häufig auf den Persönlichkeitsmustern eines Menschen beruht.

Das dyadische Coping (Bewältigung von Stresssituationen) erfolgt entweder individuell oder „im Zusammenspiel beider Partner“ dyadisch (Bodenmann 2003, S. 487). Dabei sind „individuelle Copingbeiträge“ von dyadischen zu unterscheiden. Ziel ist dabei, entweder die Homöostase (Gleichgewichtszustand) des/-r Partner/-in oder die des Paares wiederherzustellen (vgl. ebd.). Jede/-r Partner/-in hat dabei individuelle, vom anderen unabhängige, Copingstrategien zur Verfügung oder beziehungsbezogene und empathische Copingstrategien (ebd.). Dyadisches Coping lässt sich demnach als ein gegenseitiges Aufeinanderzubewegen vorstellen, in dem jede/-r Partner sich selbst, den/die andere/-n und das Paar an sich im Blick hat. Laut Bodenmann (2003) liegt breite empirische Evidenz dafür vor, dass Stress in Partnerschaften dann nicht gut bewältigt werden kann, wenn die Partner/-innen „psychische Labilität“ (Neurotizismus) und Kompetenzdefizite bezüglich Kommunikationsfertigkeiten aufweisen (ebd. S. 490).

Das Aufeinanderzukommen ist als Anpassungsprozess zu verstehen, der häufig auch Verhaltensänderungen oder -adaptionen verlangt (vgl. hierzu auch lerntheoretische Ansätze, Lösel und Bender 2003, 57f). Allerdings zeigt die Akzentuierungstheorie nach Caspi und Moffit (1993), dass Verhaltensänderung insbesondere in Krisensituationen nur schwer möglich ist. Ein krisenhaftes Ereignis oder eine Veränderung der Lebenssituation ruft meist keine Verhaltensveränderung hervor, sondern akzentuiert die bereits verinnerlichten. Auf verunsichernde Situationen, z.B. die Geburt eines Kindes, Streit mit dem Partner/ der Partnerin, reagiert eine Person mit den für sie typischen und vertrauten Verhaltensstrategien, da keine Vorstellung eines alternativen Verhaltens vorhanden ist. Die unsichere Situation wird quasi automatisch in eine vertraute Situation umgewandelt, indem man sie nach gewohnten Mustern deutet und in gewohnter Weise darauf reagiert. Die Persönlichkeit – und mit ihr die „problematischen“ Persönlichkeitsmuster – kommt daher gerade in Krisenzeiten besonders akzentuiert zum Vorschein. Beispielsweise wird ein wortkarger Mann, dem seine Freundin vorwirft, nicht über Gefühle sprechen zu können, in dieser Situation nicht anfangen, über Gefühle zu sprechen, sondern sich vermutlich weiter zurückziehen. Seine Persönlichkeit wird also noch deutlicher zum Vorschein kommen.

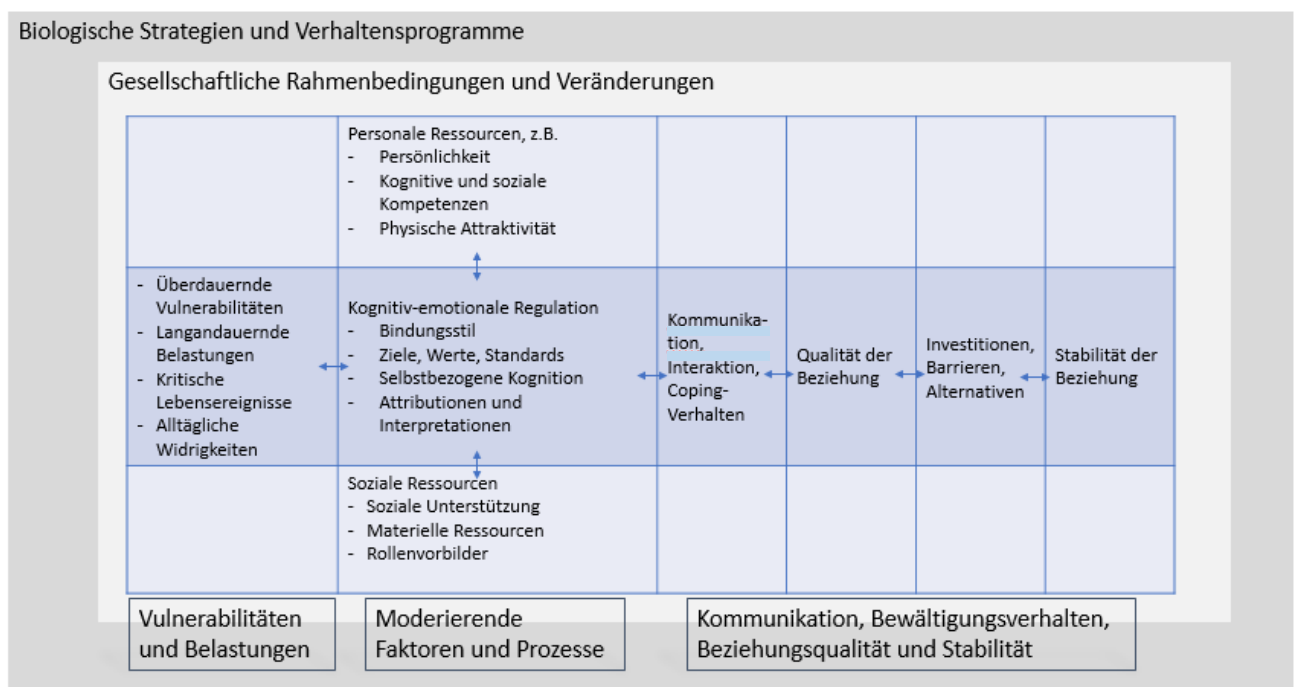
Eine echte Verhaltensänderung kann, so Caspi et al (2005), nur dann erfolgen, wenn drei Faktoren zusammen kommen: Ersten muss Handlungsdruck bestehen, zweitens müssen gewohnte Verhaltensweisen aktiv unterdrückt bzw. verunmöglicht werden und drittens müssen konkrete Vorstellungen eines alternativen Verhaltens, das von dem Gewohnten abweicht, vorhanden sein (Caspi und Moffitt 1993; Caspi et al. 2005). Ein Zusammenkommen aller drei Faktoren erscheint meist und in akuten Situationen unwahrscheinlich.

Diese Überlegungen weisen ebenfalls in die Richtung, die in Kapitel 2 schon angedeutet wurde, dass konkrete und vorab entschiedene Vereinbarungen über die Aufteilung von bestimmten familialen und haushaltsbezogenen Tätigkeiten, dazu beitragen könnte, „daily hassles“ zu minimieren, indem konkrete Verhaltensweisen vorab vereinbart werden. Das mangelnde Bewusstsein über Gendergerechtigkeit und der fehlende Wille, traditionelle Genderkonzepte zu hinterfragen, könnten dem entgegenstehen (vgl. Kapitel 4.2.4).

Es sollen hier kurz zwei weitere Modelle gezeigt werden, die zusätzlich zu den bisher genannten Aspekten auch strukturelle Rahmenbedingungen, den Aspekt der Paar-Geschichte und der individuellen Sozialisation und Geschichte aufnehmen.

Lösel und Bender (2003) fassen acht Theorien und Modelle zusammen, die sich mit der Qualität und Stabilität von Paarbeziehungen befassen. Neben psychologischen und soziologischen Faktoren werden auch sozio-biologische und ökonomische Ansätze berücksichtigt. In jedem Einzelfall treten diese Faktoren in einem individuellen Mischverhältnis auf. Menschliche Paarbeziehung sind hochkomplex, da interpersonale Faktoren, soziale Ressourcen, äußere und Paar-interne kurz-, mittel-, und langfristige Belastungsfaktoren, „daily hassles“, kritische Lebensereignisse, moderierende Faktoren, strukturelle Rahmenbedingungen und biologische Verhaltensprogramme (und einiges mehr) auf die Kommunikationsfähigkeit, die Persönlichkeit und letztendlich auf die Qualität der Beziehung wirken. Die Autor/-innen stellen ihr „Resilienz-Modell der Paarbeziehung“ (Abbildung 5) vor, das all die oben genannten Aspekte vereint.

Abbildung 5: Resilienz-Modell der Paarbeziehung nach Lösel und Bender 1998



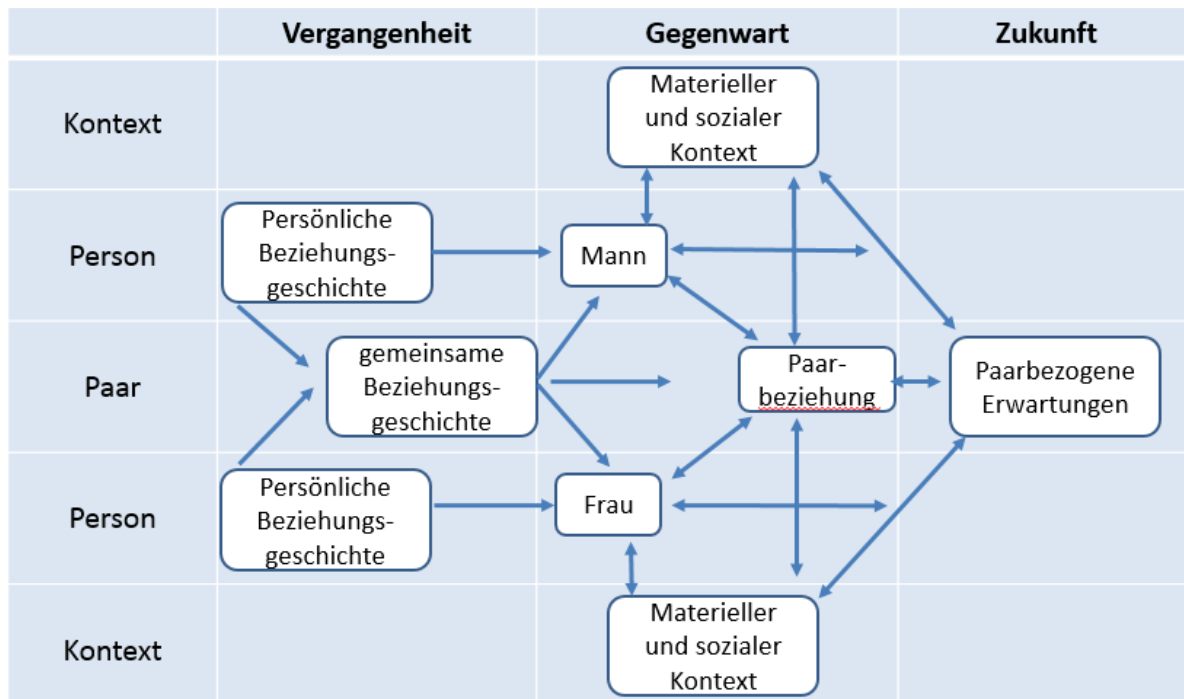
(Quelle: Lösel und Bender 2003, S. 67; leicht adaptiert)

Alle Faktoren stehen miteinander in Verbindung und wirken aufeinander. Die moderierenden Faktoren und Prozesse wirken direkt auf die „Interaktion und das Bewältigungsverhalten“. Diese stehen zudem mit der „kognitiv-emotionalen Handlungsregulation“ in Wechselwirkung. Ein sicherer Bindungsstil (vgl. hierzu Kapitel 5.1.1) kann sich günstig auf Konflikte und auftretende Belastungen auswirken, wie auch gemeinsame Ziele, Werte und Einstellungen (vgl. ebd. S. 68). Allerdings ist die Wirkrichtung teilweise in beiden Seiten denkbar. So kann beispielsweise eine positive selbstbezogene Kognitionen Ergebnis von oder Bedingung für eine gute Partnerschaft sein (ebd.) Insgesamt kommen die Autor/-innen zu dem Schluss, dass sich

„Kommunikations-, Interaktions- und Bewältigungsmuster (...) nicht nur als relativ valide Prädiktoren der Beziehungsqualität erwiesen [haben], sondern (...) als Anzeichen für deren Störung aufgefasst werden [können].“ (ebd. S. 69)

Im „integrativen Modell der Paarentwicklung“ fassen Schneewind und Wunderer (2003b) sowohl die Rahmenbedingungen bzw. die Kontextebene, die Paarebene und individuelle, persönlichkeitspezifische Faktoren zusammen, und fügen noch einen Zeitaspekt hinzu. Dabei sind nicht nur die Erfahrungen aus der Vergangenheit zu berücksichtigen, sondern auch die jeweiligen Erwartungen und Pläne für die Zukunft, die eine Paarbeziehung stabilisieren können.

Abbildung 6: Das integrative Rahmenmodell der Paarentwicklung (verkürzt) nach Schneewind 1997



(Quelle: Schneewind und Wunderer 2003b, S. 246, gekürzt)

Abbildung 6 verdeutlicht die Wechselwirkungen zwischen der gemeinsamen Beziehungsgeschichte, den individuellen Beziehungsgeschichten, dem materiellen und sozialen Kontext (z.B. finanzielle Ressourcen, Beruf, Bildung, Herkunftsfamilie, soziale Vernetzung, Freundeskreis etc.) und weiteren vergangenen und äußeren Einflussgrößen. Dazu gehören neben den individuellen biographischen Erfahrungen, auch eigene Wert- und Normvorstellungen, die wiederum von der persönlichen Sozialisation und Lebensgeschichte geprägt sind u.v.m.

Das Modell wurde 2001 im Rahmen des Forschungsprojekts „Was Ehen zusammen hält“ überprüft und ausgearbeitet (Schneewind und Wunderer 2003b, S. 247; Schneewind et al. 2004). Dazu wurden 663 langjährige Ehepaare mittels einer Fragebogenbefragung untersucht. Es ließen sich zwei grundlegend unterschiedliche Glaubenssätze bzw. „implizite Theorien“ (ebd.) bei den Befragten finden, die die Partnerschaftsstabilität beeinflussen. Die Autor/-innen sprechen von unterschiedlichen „Beziehungstheorien“, einmal die Sichtweise „Beziehung als Schicksal“ und zum anderen „Beziehung als Wachstum“⁵⁵. Anhand dieser unterschiedlichen

⁵⁵ Folgende Items wurden u. a. benutzt, um eine Skala für die unterschiedlichen Beziehungstheorien zu bilden (Knee 1998): „Eine erfolgreiche Beziehung hängt vor allem davon ab, ob man einen Partner findet, der von Anfang an zu einem passt“ (Schicksal) und „Herausforderungen und Hindernisse können

„Beziehungstheorien“ lassen sich vier Gruppen unterscheiden: hohe Schicksals- und Wachstumsorientierung, niedrige Schicksals- und Wachstumsorientierung und zwei Mischformen (vgl. ebd. S. 248). Zwischen den Gruppen gibt es signifikante Unterschiede in der Ehezufriedenheit. Die Paare mit hoher Schicksals- und hoher Wachstumsorientierung erwiesen sich am stabilsten. Diese Befragten gehen also davon aus, dass man sowohl zusammenpassen, aber sich auch gemeinsam entwickeln sollte.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass nicht nur glückliche Beziehungen stabil sind, sondern auch weniger glückliche, wenn die Investitionen in die Partnerschaft groß sind, Interdependenzen entstanden sind, die eine Trennung verhindern und keine attraktiven Alternativen zum Leben innerhalb der Partnerschaft vorhanden sind. Andere Modelle berücksichtigen zudem kontextuelle Faktoren, soziale, materielle Ressourcen und die Persönlichkeit der Partner/-innen. Insbesondere die Persönlichkeit erweist sich auch in diesen Modellen als ein wichtiger Faktor, der den Umgang mit krisenhaften Situationen moderiert.

Im Anschluss werden Modelle der Trennungsbewältigung vorgestellt. Es soll gezeigt werden, dass ähnliche Faktoren, die die Partnerschaftsqualität und -stabilität determinieren, auch für die Bewältigung einer Trennung wichtig sind.

5.3.3 Modelle der Trennungsbewältigung

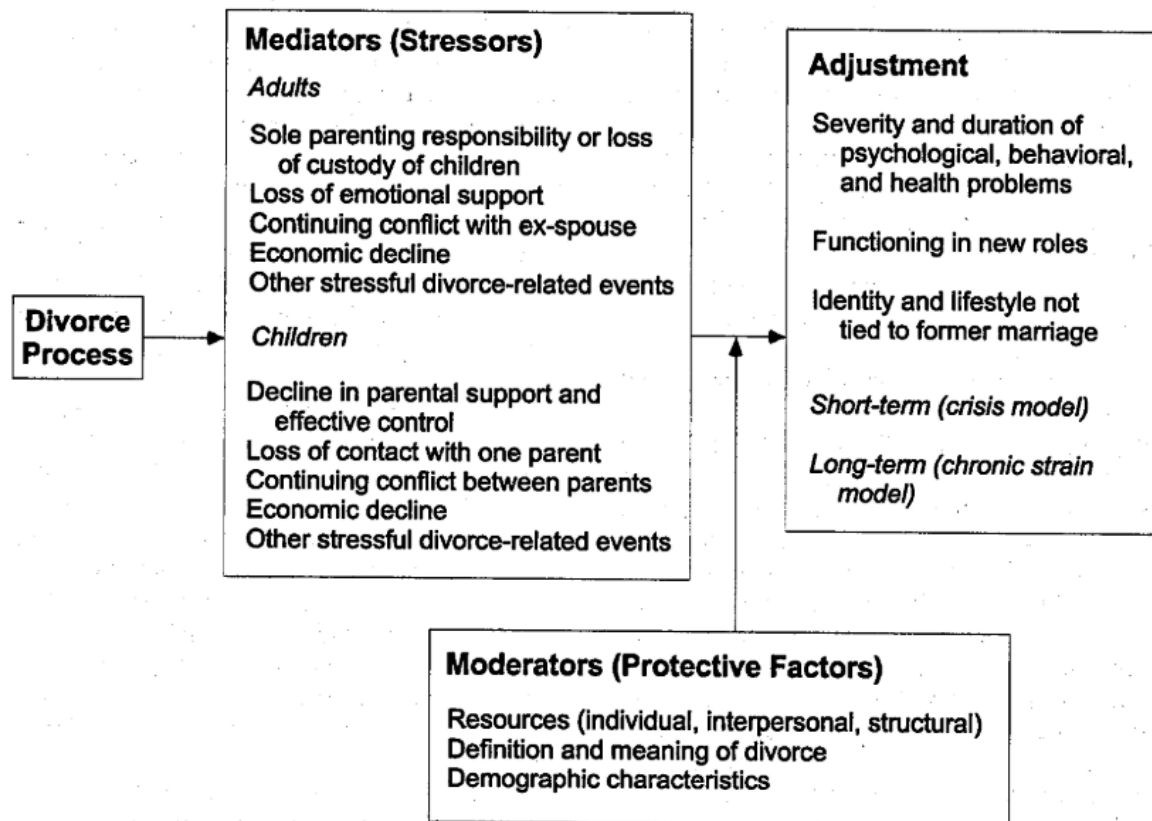
Viele Faktoren, die eine Partnerschaft stabil halten, wirken sich auch positiv auf die Bewältigung der Trennung aus, z.B. die Kommunikationsfähigkeit, bestimmte Persönlichkeitsmuster und äußere Umstände. Eine Ehescheidung oder Trennung stellt einen „turning point“ (Monz und Cornelißen 2019, S. 110) im Leben eines Menschen dar, der bewältigt werden muss und nicht selten eine Neuordnung des bisherigen Lebens erfordert. Im Allgemeinen, so stellt auch Amato fest, wird davon ausgegangen, dass eine Trennung bzw. Scheidung eine krisenhafte Übergangsphase darstellt („stressful life transition“ Amato 2000 S. 1270).

Mit der „Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive“ stellt Amato (2000) ein Modell vor, das eine Vielzahl von Faktoren zusammenfasst, die die Wirkung einer Trennung auf Eltern und Kinder moderieren. Amato geht davon aus, dass eine Trennung eine aktive Anpassungsleistung („Adjustment“) nötig macht, um Wohlergehen und Balance wiederzuerlangen. Wie dieses „Adjustment“ gelingt hängt von einer Reihe von moderierenden bzw. protektiven Faktoren ab.

die Liebe sogar noch verstärken“ (Wachstum). Wachstum meint hier die Entwicklung und Veränderung der Beziehung, und nicht in erster Linie das persönliche, innere Wachstum.

In Abbildung 7 wird die „Scheidungs-Stress-Bewältigungs- Perspektive“ dargestellt. Das Schaubild zeigt die wesentlichen Stressoren während eines Trennungsprozesses für Eltern und Kinder und die Wirkung bestimmter „Protective Factors“ als eine Art „shock absorbers“ (ebd. S. 1272).

Abbildung 7: Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive (Amato 2000)⁵⁶



(Quelle: Amato 2000, S. 1271)

Die plötzliche Alleinverantwortung für Erziehung („sole parenting responsibility“) würde beispielsweise demnach besser bewältigt, wenn der getrennte Elternteil auf individuelle, interpersonelle und strukturelle Ressourcen zurückgreifen kann. Ebenso ist die zugeschriebene Bedeutung von Trennung einflussgebend und wie diese Deutung situativ, individuell und gesellschaftlich eingebettet ist (vgl. Thomas Theorem). Es wirkt sich aus, ob Trennung als Katastrophe oder persönliches Scheitern angesehen wird, oder ob die Partnerschaft von Beginn an nicht auf Dauer angelegt war und nun als Übergangsphase gesehen wurde. Ebenso mag der

⁵⁶ Das „crisis-modell“ besagt, dass Trennung/Scheidung eine Krise im Leben darstellt, an die man sich mit der Zeit anpasst und die mit der Zeit überwunden wird. Das „chronic strain modell“ betont den Aspekt einer langanhaltenden Verschlechterung der Lebenssituation, z.B. durch finanzielle Schlechterstellung oder Einsamkeit (Amato 2000, 1275)

„loss of emotional support“ weniger gravierend sein, wenn der Elternteil auf bereits bestehende Freundschaften zurückgreifen kann („interpersonal resources“), einen sicheren Arbeitsplatz hat und keine finanziellen Einbußen hinnehmen muss („structural resources“). Die „individual resources“ lenken den Blick auf dem Individuum zur Verfügung stehende kommunikative Kompetenzen, seine Resilienz und Bindungsverhalten (vgl. dazu Kapitel 5.2, vgl. Amato 2000, S. 1272).

Auf der anderen Seite sprechen einige Befunde, z.B. aus der Zwillingsforschung (ebd. S. 1273) dafür, dass es auch angeborene Faktoren gibt, die geringes Wohlbefinden, eine geringe Partnerschaftsqualität und -zufriedenheit und Trennung bzw. Scheidung zur Folge haben. Nicht nur kann das Aufwachsen in einer dysfunktionalen Familie dazu führen, dass Kinder ein problematisches Konflikt- und Sozialverhalten erlernen, und sie dann als Erwachsene ebenfalls ein höheres Risiko für Trennung und Scheidung aufweisen. Man kann auch annehmen, dass eine genetische Prädisposition z.B. zu antisozialen Persönlichkeitsmustern von den Eltern geerbt wird (ebd.).

„But the selection perspective goes one step further and argues that inherent characteristics of parents, such as antisocial personality traits, are direct causes of dysfunctional family patterns and divorce, as well as child problems.“ (ebd.)

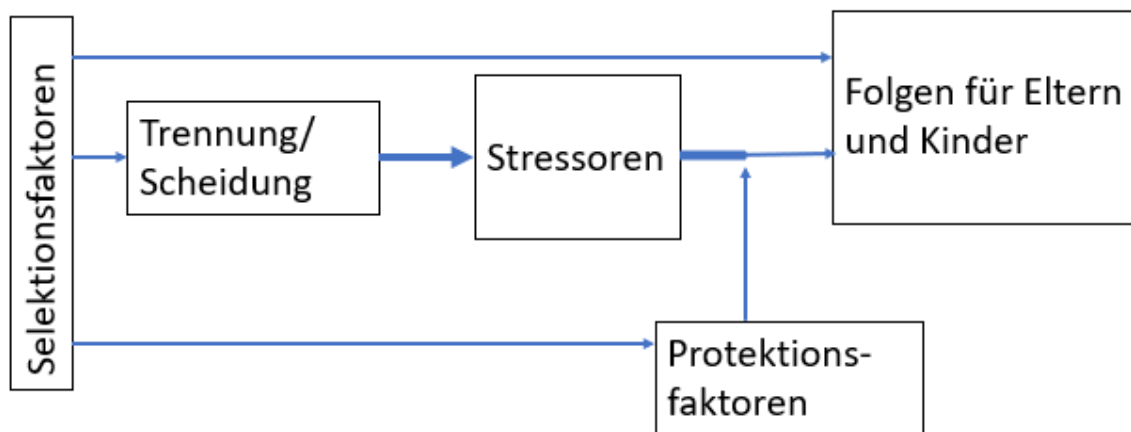
Mit der Selektionsperspektive lenkt Amato (2000) den Blick auf individuelle Belastungen und Persönlichkeitsmuster die unter Umständen schon lange vor der Partnerschaft und Familiengründung vorhanden waren. Wie in Kapitel 5.1.2 schon beschrieben, spielen in den vorgestellten Modellen zur Partnerschaftsqualität Persönlichkeitsmerkmale eine zentrale Rolle, denn sie determinieren die sozialen Fähigkeiten eines Menschen und seine Möglichkeiten, Konflikte auszuhalten und Emotionen zu kontrollieren. Die Persönlichkeit ist ein relativ stabiles Set an Charaktereigenschaften (Suldo et al. 2015, S. 967), das zwar dynamisch ist, sich aber mit zunehmendem Alter eher stabilisiert als verändert und Lebensweise, Entscheidungen und alle möglichen Verhaltensweisen maßgeblich beeinflusst. Die Persönlichkeit determiniert in hohem Maß, ob ein Mensch eher introvertiert oder extrovertiert ist, eher freundlich und offen und oder ängstlich und zurückhaltend ist (vgl. Gottmann 1993, Kapitel 5.2.1). Manche Persönlichkeitsmuster sind angeboren, andere bilden sich in der Kindheit oder durch bestimmte Erfahrungen heraus.

Das Selektionsmodell ist somit ein Gegenmodell zur Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive.

„Whereas the divorce-stress-adjustment perspective assumes that marital disruption causes adjustment problems, the selection perspective assumes that adjustment problems cause marital disruption.“ (ebd.)

Walper et al. (2006) machen darauf aufmerksam, dass bestimmte „Selektionsfaktoren“ nicht nur die Partnerwahl und bestimmte Partnerschaftsprobleme determinieren, sondern auch die Bewältigung und die Gestaltung der Nachtrennungselternschaft (Walper 2020; Walper und Langmeyer 2019). Walper et al. (2006, 2019) plädieren daher dafür, diese beiden Perspektiven (Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive) zu verbinden. Die Integration dieser beiden Sichtweisen ermöglicht es, gerade die Wechselwirkung zwischen Persönlichkeitsmerkmalen, äußeren Belastungsfaktoren und den vorhandenen Ressourcen im gesamten Trennungsverlauf bis zur Nachtrennungselternschaft zu betrachten. Abbildung 8 zeigt die „Selektionsfaktoren“ als Ausgangspunkt für die gesamte Trennungsbewältigung.

Abbildung 8: Integration der Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive nach Walper und Beckh (2006)



(Quelle: Walper und Langmeyer 2019)

Die Integration der Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive erscheint geeignet, Trennungsverläufen in unterschiedlichen Milieus zu untersuchen, die sich hinsichtlich ihrer Werte, Normen und Leitbilder (z.B. die Bedeutung von Ehe, Familie und Trennung) und ihrer sozialen Ressourcen (z.B. die soziale Vernetztheit, Kommunikation und Gefühl von Zugehörigkeit) unterscheiden. Außerdem ist anzunehmen, dass subkulturelle Unterschiede Einfluss darauf haben, welche Persönlichkeitsaspekte bzw. Charaktereigenschaften als positiv gelten und welche eher nicht.

5.4 Zusammenfassung

Zunächst wurden in diesem Kapitel zwei für die Partnerschaftsstabilität, die Trennungsbewältigung und die Gestaltung der Nachtrennungselternschaft zentrale Aspekte beschrieben: die Persönlichkeitsmerkmale der Partner/-innen und ihre Kommunikations- und Konfliktstile. Davon ausgehend, dass Partnerschaft ein fortwährendes Ausbalancieren von Verbundenheit und Autonomie bedeutet, kann die Bindungstheorie wichtige Hinweise darauf geben, wie der jeweilige Bindungsstil der Partner/-innen deren Beziehungsstabilität determiniert. Das Fünf-Komponenten-Modell der Persönlichkeit nach Gottmann zeigt insbesondere auf, dass stark ausgeprägter Neurotizismus sich in Beziehungen problematisch auswirken kann. Andere Charaktereigenschaften, zum Beispiel Verträglichkeit oder Offenheit, wirken sich positiv aus, wenn auch mit interessanten geschlechtsspezifischen Verschiedenheiten. Es wurden zudem in diesem Kapitel verschiedene Untersuchungen und Befunde vorgestellt, die zeigen, dass narzisstische Verhaltensweisen insbesondere bei Männern in westlichen Industrienationen zunehmend sozial akzeptiert sind. Einige Untersuchungen lassen sogar darauf schließen, dass der wichtige Wert der Selbstverwirklichung bei Frauen vermehrt dazu führt, typisch weiblich zugeschriebene Verhaltensweisen an den Tag zu legen und traditionelle Rollen und Aufgaben bewusst zu wählen. Dies lässt den Schluss zu, dass die Zunahme von narzisstischem Verhalten auf der einen Seite und „betont weiblichem“ (vgl. Meuser 2010, S. 101) Verhalten auf der anderen Seite, emotional missbräuchliche Beziehungsmuster hervorbringen kann. Unter Umständen bringt erst die Trennung des Paares diese Muster und Dysfunktionalitäten ans Tageslicht.

Außerdem wurden Befunde und Modelle zur Konfliktdeutung und Kommunikation vorgestellt, die zeigen, dass nicht das Vorhandensein von Konflikten problematisch ist, sondern der Umgang damit. Die Befunde deuten einerseits darauf hin, dass nicht unbedingt ein versöhnlicher und kooperativer Konfliktstil die Partnerschaftsqualität begünstigt. Je nach Relevanz und Thema kann im Gegenteil ein direkter und oppositioneller Konfliktstil dazu beitragen, die Zufriedenheit der Partner/-innen mit der Partnerschaft zu verbessern. Destruktive und einseitige Kommunikation kann das Entstehen von Nähe verhindern und dazu führen, dass die Partnerschaft als durchweg negativ erlebt wird. Auch hier zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede, die vermuten lassen, dass es für Frauen schwerer ist als für Männer, ihre Wünsche und Bedürfnisse direkt und oppositionell einzufordern.

Daran anschließend wurden einige multifaktorielle Modelle der Partnerschaftsstabilität und der Trennungsbewältigung vorgestellt. Neben der Persönlichkeit und bestimmten Konfliktstrategien können noch eine Reihe weitere Faktoren zur Erklärung von Partnerschaftsstabilität herangezogen werden.

Das Investment-Modell betrachtet Partnerschaftsqualität als einen differenzierten Abwägungsprozess zwischen Kosten, Nutzen und den vielfältigen Investitionen, die eine Person in eine Partnerschaft gesteckt hat. Stabilität in der Beziehung wird erreicht, wenn Kosten und Nutzen für den Einzelnen in Balance sind. Dies kann dazu führen, dass auch hohe Kosten, zum Beispiel der Verbleib in einer missbräuchlichen Beziehung, in Kauf genommen werden, wenn dafür zum Beispiel finanzielle Sicherheit gewährleistet wird. Was als Kosten und Nutzen für den/die Einzelne/-n definiert wird, hängt wiederum von Bindungsstil, Persönlichkeit, Wertmustern und der Situationsdefinition ab.

Weitere integrative Modelle der Partnerschaftsstabilität berücksichtigen zudem die individuellen Fähigkeiten eines Menschen, sich an bestimmte Situationen oder belastende Ereignisse anzupassen. Auch die Resilienz von Partner/-innen, die sich aus sozialen, finanziellen, innerpersonellen und kognitiven Ressourcen speist, wird mit einbezogen, ebenso wie die Vergangenheit, gemeinsam erlebte Geschichte und Erwartungen für die Zukunft. All dies nimmt Einfluss darauf, ob eine Partnerschaft positiv oder negativ wahrgenommen wird und ob Konflikte wohlwollend oder destruktiv genutzt werden.

Besonders die Integration der Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive (Walper und Beckh 2006) vereint psychologische Persönlichkeitsmerkmale (Selektionsfaktoren), Deutungen und soziodemographische Faktoren als Mediatoren bzw. Risikofaktoren für die Trennungsbewältigung. Dieses Modell soll als theoretische Rahmung für die hier vorliegende Untersuchung dienen.

Man kann zusammenfassend feststellen, dass Persönlichkeitsmerkmale, Kommunikationsverhalten, die Qualität der sozialen Vernetzung und die Definition der Situation ganz wesentlich bestimmen, wie die Trennung bewältigt und Coparenting aufgebaut wird. Es wurden eine Reihe geschlechtsspezifischer Unterschiede aufgezeigt.

6 Forschungsfrage

Die Forschungsfrage ergibt sich aus dem Zusammenfließen folgender drei Aspekte, die bis hierher beleuchtet wurden: Partnerschaftsleitbilder, Persönlichkeit/Kommunikation und das Coparenting nach der Trennung stellen die Klammer dar, innerhalb derer die empirischen Daten ausgewertet wurden (vgl. sensitizing concepts in Kapitel 7.3.2).

Partnerschaftsleitbilder

Davon ausgehend, dass Menschen auf Grundlagen von Deutungen und Zuschreibungen handeln (symbolischer Interaktionismus), kann davon ausgegangen werden, dass es zu Komplikationen kommen kann, wenn mehrere oder widersprüchliche Deutungen Gültigkeit haben. Es konnte gezeigt werden, dass es heute eine Parallelität von teils konträren Erwartungen an Partnerschaft gibt, gekoppelt mit veränderten Genderrollen und gesteigerten gesellschaftlichen Erwartungen an Familie.

In dieser Untersuchung soll untersucht werden, wie unterschiedliche Partnerschaftsleitbilder den Trennungsverlauf und das Coparenting nach der Trennung beeinflussen. Folgende fünf Partnerschaftsleitbilder sollen betrachtet und mit der Empirie hinsichtlich des Doing Family, der Trennungsgestaltung und des Coparenting nach der Trennung abgeglichen werden:

- i. Insbesondere in akademischen Milieus, die einen großen Wert auf Selbstverwirklichung legen, wird in Partnerschaften *Egalität* angestrebt.
- ii. Frauen, so zeigen es viele Untersuchungen, haben aufgrund der ihnen zugeschriebenen Spezialisierung auf Beziehungs- und Gefühlsarbeit, erheblich zur Emotionalisierung von Partnerschaften beigetragen (vgl. Illouz 2019). Werte der „reinen Beziehung“, wie das Streben nach Intimität, Erfüllung und der Gültigkeit und hohen Relevanz von Gefühlen, formen die Erwartungen an Beziehung und stellen, so die Annahme, in IG einen besonders wichtigen Orientierungsrahmen dar.
- iii. Besonders stetig und handlungsleitend ist aber nach wie vor ein *traditionelles Partnerschaftsbild*, das den Geschlechtern als Eltern bestimmte Sphären und Aufgaben zuweist. Die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung ist hier besonders deutlich.
- iv. Das letzte Partnerschaftsleitbild wird *fusionsorientiert* genannt und beschreibt die Vorstellung der Verschmelzung, der Auflösung des Individuums in einem Wir. Diese Verschmelzung wird als Voraussetzung für Glück verstanden. Es ist allerdings zu differenzieren, ob die Verschmelzung (Fusion) im Vordergrund steht, oder die *Symbiose*, also der gegenseitige Nutzen. Diese Unterscheidung wird im empirischen Teil genauer ausgeführt (Kapitel 9.1.2).

- v. Das weniger private Bild der Familie als „*ganzes Haus*“ soll ebenfalls berücksichtigt werden, vor allem in den IG und im Zusammenkommen mit offeneren Beziehungskonzepten und einer vermuteten Aufweichung von Privatheit in IG.

Persönlichkeit und Kommunikation

Eng mit der Persönlichkeit hängt der Kommunikationsstil zusammen und die Deutung von Konflikten. Nicht nur was überhaupt als Konflikt gesehen wird, ist Ergebnis eines Deutungs- und Zuschreibungsprozesses, sondern auch die Deutung von Konflikt an sich als etwas Negatives oder etwas Wichtiges und Positives. ist zentral für den Verlauf einer Trennung. In IG wird ein bewusster und authentischer Kommunikationsstil geübt und in jeder alltäglichen Situation praktiziert. Einige Befunde aus der psychologischen Trennungs- und Scheidungsforschung machen aber auf die Risiken einer emotionalisierten Konfliktkommunikation aufmerksam und zeigen die Vorteile einer direkten und oppositionellen Kommunikation auf. Es soll in dieser Arbeit betrachtet werden, wie die bewusste Kommunikation in IG Konfliktdeutung und -umgang beeinflusst, und dies soll mit anderen sozialen Milieus verglichen und kritisch geprüft werden.

Des Weiteren ist denkbar, dass in IG, in denen Trennungen von Eltern gemeinschaftlich getragen und begleitet werden, problematische Aspekte der Persönlichkeit aufgezeigt, bewusst, ja regelrecht öffentlich gemacht und damit kontrolliert werden können. Es ist zudem zu vermuten, dass gemeinschaftsbildende Prozesse und Techniken dazu beitragen könnten, dass geschlechtstypische Kommunikationsmuster, „hegemonial männliches“ und „betont weibliche“ Verhaltensweisen bzw. die von Giddens benannten „Machtspiele“ zwischen den Geschlechtern reflektiert und evtl. sogar beendet werden. Diese Annahmen sollen kritisch geprüft werden.

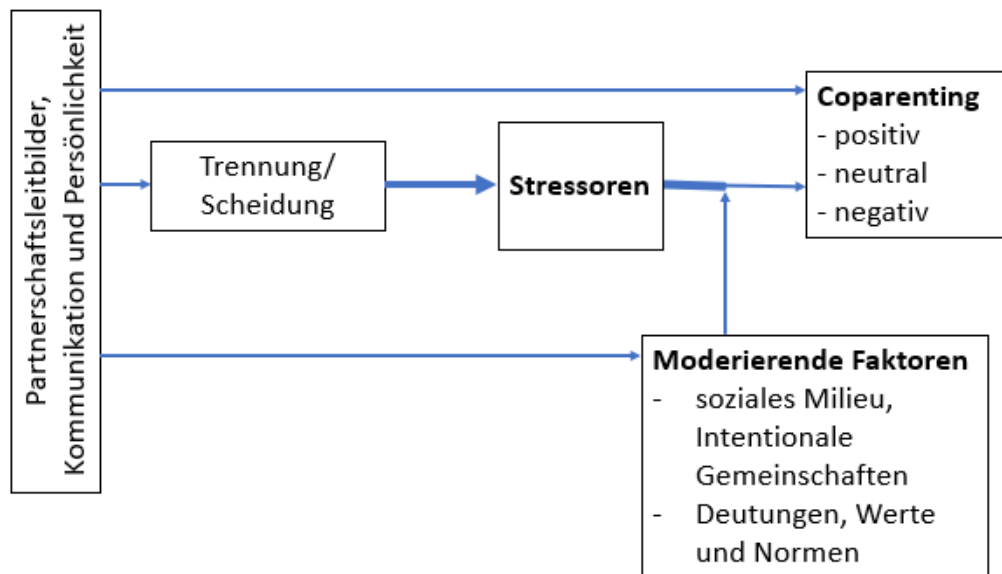
Soziale Nachhaltigkeit und Coparenting

Als Kenngröße für soziale Nachhaltigkeit soll ein positives Coparenting herangezogen werden, in dem die Eltern „an einem Strang ziehen“. Es gilt als gesichert, dass sozial nachhaltiges Coparenting, das sich durch Kooperation, gegenseitige Wertschätzung und einem Fehlen von Benachteiligung auszeichnet, sich positiv auf die Trennungsbewältigung und das Wohlbefinden von Eltern und Kindern auswirkt. Vor diesem Hintergrund soll das empirische Interviewmaterial analysiert werden. Es sollen Aussagen darüber getroffen werden, welche Faktoren dazu beitragen, dass die Eltern eher dazu befähigt, einen Coparenting-Stil zu entwickeln, der sich positiv auf die Trennungsbewältigung auswirkt und somit sozial-nachhaltiger wäre, bzw. Verbindung stärkt.

Diese Faktoren sollen durch den Vergleich verschiedener Trennungsverläufe in IG und in anderen sozialen Milieus herausgearbeitet werden.

In Abbildung 9 wird die Fragestellung in Anlehnung an die Integration des Selektionsmodells mit der Scheidungs-Bewältigungs-Perspektive dargestellt. Es sollen Erkenntnisse darüber gezeigt werden, wie die Leitbilder und Persönlichkeitsaspekte als Selektionsfaktoren die anderen Felder beeinflussen.

Abbildung 9: Fragestellung



(eigene Darstellung)

Es bleibt zu überprüfen, ob die Leitbilder überhaupt zu den Selektionsfaktoren zu zählen sind, bzw. ob und wie manche Leitbilder weniger belastende Trennungsverläufe und Coparenting-Stile begünstigen könnten. Das Coparenting wird verstanden als das Resultat der Anpassungsleistung an das Trennungsgeschehen.

Teil II: Methode

7 Studiendesign und methodisches Vorgehen

Wenn Eltern sich trennen, verändert dies ihr Leben und das ihrer Kinder fundamental, die Familie transformiert sich und wird zu einer Nachtrennungsfamilie. Wie dieser „Turning Point“ (Monz und Cornelißen 2019, S. 110) erlebt und bewältigt wird und sich auf das spätere Coparenting auswirkt, ist Gegenstand dieser Untersuchung.

Der Forschungsprozess entwickelte sich von Beginn an zirkulär und aus zwei verschiedenen Richtungen. Einmal aus meiner Mitarbeit im Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk und Walper 2013), und einmal aus meiner Beschäftigung mit den Themen Gemeinschaft und Gemeinschaftsbildung. Wie diese beiden Stränge zusammenlaufen, soll kurz beschrieben werden.

Als ich im Jahr 2009 im Rahmen der „Sorgerechtsstudie“ (abgekürzt SRS) 41 Interviews mit Eltern führte, begann ich mich mit dem Themengebiet „Trennung und Scheidung“ (vgl. dazu die Kapitel 4 und 5) zu befassen. Die Projektarbeit wurde 2010 abgeschlossen. In den darauffolgenden Jahren beschäftigte ich mich aufgrund meiner Mitgliedschaft bei der Wohnungsbau-genossenschaft „WagnisART“ (www.wagnis.org)⁵⁷ vertieft mit dem Thema „Gemeinschaft“ und der partizipativen, demokratischen „Gemeinschaftsbildung“. Im Zuge der Beschäftigung mit diesem Thema stieß ich auf „Intentionale Gemeinschaften“, die in Kapitel 3 ausführlich beschrieben wurden. Dort stieß ich auf ein spannendes und aus meiner Sicht hochinnovatives soziales Milieu, in dem ein Ausprobieren und Experimentieren mit sozialen Normen und Werten möglich ist. Bereits bei meinem ersten Rechercheaufenthalt in einer IG erfuhr ich in infor-

⁵⁷ WagnisART entspricht nicht den oben aufgeführten Kriterien einer „Intentionalen Gemeinschaft“. Weder werden obligatorische gemeinschaftsbildende Maßnahmen durchgeführt, noch ist das Ziel, ein konsequent nachhaltiges Leben zu führen, von allen Genoss/-innen in gleicher Weise reflektiert und umgesetzt. Ebenso wenig werden Beziehungsgestaltung, Liebe und Sexualität als gemeinschaftliches Thema wahrgenommen. Zwar gibt es Aufnahmekriterien, diese beziehen sich aber vornehmlich auf Einkommen und Haushaltsgröße, ein strukturiertes Aufnahmeverfahren mit Probewohnen fehlt. Dennoch handelt es sich um eine Wohnprojekt, dass an ökologischer Nachhaltigkeit orientiert ist und in vielen Bereichen gemeinschaftlich organisiert. Die Genoss/-innen sind in Arbeitsgruppen organisiert, Gemeinschaftsflächen und Veranstaltungsräume werden gemeinsam getragen und organisiert. Das Wohnprojekt wurde gemeinsam geplant und beruht auf vielen Stunden gemeinsamer Arbeit. Daraus ist ein „Wir“-Gefühl und viel soziale Nähe entstanden und der Umgang miteinander unterscheidet sich von dem Zusammenleben in vielen ‚normalen‘ Mietshäusern grundlegend. Das Bild des „Dorfes in der Großstadt“ (Detail.de 2020) konnte für viele Bewohner/-innen umgesetzt werden.

mellen Gesprächen, dass sich Eltern dort „anders“ trennen, als man es aus der Mehrheitsgesellschaft kennt. Es wurden Anekdoten von Kindern erzählt, die „gar nicht gemerkt haben, dass die Eltern getrennt sind“.

Aufgrund dieser faszinierenden Aussage entstand das Forschungsinteresse, Trennungsverläufe aus Intentionalen Gemeinschaften zu erforschen und mit solchen aus der SRS zu vergleichen, um herauszufinden, ob sich hier tatsächlich innovative und alternative Trennungsstrategien zeigen, die eine Trennung weniger belastend machen könnten. Diese Forschungs-idee stachelte weitere Literaturrecherchen an, z.B. über verschiedene Familienleitbilder, offene Beziehungs- und Familienkonzepte (vgl. Kapitel 2), Kommunikationskultur und Umgang mit Konflikten (vgl. Kapitel 3 und 5). Aufgrund anderer beruflicher Verpflichtungen verschob sich die Feldphase in den IG auf die Jahre 2016 bis 2018. Im Jahr 2016 wurden die Daten aus der SRS für die Sekundärauswertung freigegeben und es folgte eine Forschungsphase, in der parallel zum Literaturstudium, Daten erhoben, erste Auswertungen durchgeführt und mit Interviews aus der SRS verglichen wurden. Das Kreisen um das Forschungsthema, der zirkuläre Forschungsprozess und das Ziel, die Daten der beiden Samples zu vergleichen, sind Aspekte des Forschungsstils der „Grounded Theory“ und charakterisieren diese Arbeit von Beginn an.

Im Zuge dieses intensiven Kreisens um das Thema, besuchte ich mehrere Gemeinschaften, nahm an dortigen Seminaren, Workshops und Festivals teil, knüpfte Kontakte und verbrachte dort viel Zeit. Daher lässt sich mit Sicherheit von einem phasenweise „going native“ sprechen, denn es entstand eine Nähe und Identifizierung mit dem Feld:

„›Going native‹ (dt. einheimisch werden) ist im engen Sinn ein ethnologischer Begriff, der den Prozess der Anpassung des Forschers an das Erforschte bezeichnet, mit der für die wissenschaftliche Disziplin einhergehenden problematischen Konsequenz des Verlusts von Distanz und Objektivität.“ (Göttsche et al. 2017, S. 149)

Die Nähe zum Feld ermöglichte aber auch ein tiefes Verständnis des Lebens in diesem Milieu, der Alltagskultur und den dort gängigen Deutungen und Werten. Auf der anderen Seite erwies sich dieses Verständnis als wichtig für die Aufbrechen und ‚Verstehen‘ des Datenmaterials. Zudem brachte das mehrfache Eintauchen und wieder Auftauchen aus dem Feld der IG immer wieder die nötige Distanzierung zum Forschungsfeld. Eine emotionale Verstrickung mit dem Feld wurde auch durch die permanente wissenschaftliche Beschäftigung mit den genannten Themen verhindert, der distanzierte, kritische Blick konnte daher gewahrt werden.

Nach diesen Vorbemerkungen werden im Folgenden die Datenbasis, das Erhebungsinstrument und die Auswertung beschrieben.

7.1 Datenbasis

Es liegen zwei Samples vor, die unterschiedliche soziale Milieus abbilden. Zwischen 2009 und 2010 entstanden im Rahmen der SRS zehn Interviews mit getrennten nicht-miteinander verheirateten Eltern, die als Vergleichssample zum Sample aus IG geeignet waren. In diesem Sample finden sich Eltern, die eine hohe Varianz hinsichtlich soziodemographischer Merkmale wie Beruf, Bildung, Einkommen und Wohnort aufweisen (Burschel und Schutter 2013b). Das zweite Sample, das den Schwerpunkt dieser Untersuchung darstellt, entstand in den Jahren 2016-2018 in Intentionalen Gemeinschaften (IG). Es wurden ebenfalls getrennte Eltern befragt, die überwiegend nicht miteinander verheiratet waren. Dieses Milieu wurde in Kapitel 3 ausführlich beschrieben.

7.1.1 Die Sorgerechtsstudie (SRS)

Das Bundesministerium für Justiz hat im Mai 2009 das Deutsche Jugendinstitut damit beauftragt, das damals geltende Sorgerecht für nicht miteinander verheiratete Eltern mit der Alltagspraxis nicht miteinander verheirateter Eltern abzugleichen. Man ging davon aus, dass nicht miteinander verheiratete Eltern, wenn sie die Sorge für ihre Kinder gemeinsam übernehmen wollen, die gemeinsame Sorge auch erklären würden. Sollten sie dies nicht tun, so ging das Bundesverfassungsgericht davon aus, dass dann Kindeswohlrelevante Gründe einer gemeinsamen Sorgeerklärung entgegenstehen würden. In diesen Fällen hatte die Mutter automatisch die alleinige Sorge. Väterklagen machten auf die Schlechterstellung nicht mit der Mutter verheirateter Väter im Vergleich zu verheirateten Vätern aufmerksam. Um zu prüfen, inwieweit die rechtliche Sorgerechtsregelung noch mit der veränderten Situation von Familien und mit veränderten Genderrollen vereinbar ist, wurde das DJI in Kooperation mit der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) beauftragte eine Studie durchzuführen und geeignete Daten zur Klärung dieser Fragestellung zu erheben. Die LMU übernahm die Federführung für eine deutschlandweite quantitative Erhebung, das DJI übernahm den qualitativen Part, den ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin bearbeitete.

Für die qualitative Erhebung wurden getrennte und zusammenlebende Eltern mit und ohne gemeinsamem/-s Sorgerecht mit mindestens einem Kind unter 4 Jahren (dieser Wert wurde im Studienverlauf aufgeweicht), die nicht miteinander verheiratet waren als Untersuchungsgruppe festgelegt. Es wurden insgesamt 41 Interviews mit Eltern durchgeführt (vgl. Burschel und Schutter 2013a, S. 250). Nach Ausschluss aller Interviews, die für diese Fragestellung nicht relevant waren (z.B. Paare, die noch zusammen waren oder solche, die nie zusammen waren) blieben zehn Interviews für die Sekundärauswertung übrig.

Der Zugang zu den Befragten gelang über ein mehrgleisiges Verfahren. Es wurden Aushänge an Universitäten, allgemeinen Familienberatungsstellen, Familienzentren, Kindergärten und Spielplätzen und über das Schneeballverfahren hergestellt. Einige Kontakte kamen auch über Jugendamtsmitarbeiter zustande, die Eltern gezielt ansprachen (vgl. ebd.). Rekrutierung der Eltern, Durchführung der Interviews und erste Auswertungen verliefen gemäß den Vorgaben des Theoretical Sampling parallel. Bei der Auswahl der Interviewpartner/-innen wurde darauf geachtet, dass sowohl ländliche als auch städtische und großstädtische Wohnorte darunter waren und verschiedene Berufe und Bildungsabschlüsse. Drei Befragte haben einen Universitätsabschluss, drei Abitur, drei die mittlere Reife und zwei einen Hauptschulabschluss. Außerdem wurde die Hälfte der Interviews in den neuen bzw. in den alten Bundesländern geführt. Von den hier relevanten zehn Befragten hatten alle die deutsche Staatsangehörigkeit, ein Befragter mit Migrationshintergrund. Die Interviews fanden nach telefonischer Absprache überwiegend in den Wohnungen der Befragten, manche in Räumen des Deutschen Jugendinstituts statt.

Die Altersvorgabe, dass mindestens ein Kind unter vier Jahren sein sollte⁵⁸, wurde im Zuge der Rekrutierung und in Umsetzung des Theoretical Samplings aufgelockert. Es erwies sich als erkenntniserweiternd auch die Perspektive von Eltern zu erfassen, deren Kinder bei der Trennung bereits älter waren. Dies trifft bei drei Befragten zu. Der Median des Alters des jüngsten Kindes liegt bei 3,5 Jahren. Das Sample der SRS ist in Tabelle 4 abgebildet.

⁵⁸ Man ging davon aus, dass die Frage nach dem gemeinsamen Sorgerecht insbesondere in den ersten Lebensjahren des Kindes von den Eltern reflektiert und diskutiert würde.

Tabelle 4: Sample Sorgerechtsstudie (SRS)

SRS					
Nr.	Name	Alter	Alter Kind/er	getrennt seit	Bildung
1	Herr Maier	34	4, 7	2 Jahren	Uni
2	Frau Mahler	33			
3	Herr Beer	40	1	½ Jahr	Abi
4	Frau Bauer	34			Abi
5	Frau Danner	36	3, 4	2 Jahren	Uni
6	Frau Lorenz	36	3	2 Jahren	Uni
7	Herr Thomas	54	7, 9	4 Jahren	Mittlere Reife
8	Herr Eder	37	11	5 Jahre	Abi
9	Herr Nürnberg	28	6	4 Jahre	Hauptschule
10	Frau Kramer	37	1	1 Jahr	Mittlere Reife

(eigene Darstellung, vgl. Burschel und Schutter 2013b, S. 253, unterlegte Felder kennzeichnen ehemalige Paare)

Die Befragten üben pädagogische, juristische, medizinische, journalistische, künstlerische, kaufmännische und therapeutische Berufe aus. Einige Befragte sind im Vertrieb tätig, im Einzelhandel, der Verwaltung oder der Büroorganisation.

7.1.2 Intentionale Gemeinschaften (IG)

Im Fokus steht hier die Untersuchungsgruppe der getrennten Eltern, die in IG befragt wurden. Da in der vorliegenden Untersuchung nicht das Thema Sorgerecht untersucht wurde und die Grundgesamtheit wesentlich kleiner ist, wurde sowohl beim Alter der jüngsten Kindern, der Dauer des Getrennt-Seins als auch beim rechtlichen Status der Eltern eine größere Varianz zugelassen.

In der folgenden Tabelle 5 wird das Sample aus IG dargestellt:

Tabelle 5: Sample Intentionale Gemeinschaften

IG						
Nr.	Name	Alter	Alter Kind/er	getrennt seit	IG	Bildung
11	Frau Fritz	53	20	18 Jahren	IG 1	Abi
12	Frau Grimm	46	8	5 Jahren	IG 1	Uni
13	Herr Müller	49	21	17 Jahren	IG 2	Uni
14	Herr Schmidt	52	12, 15	3 Jahren	IG 2	Mittlere Reife
15	Frau Schmidt	50			IG 2	Uni
16	Frau Peters	34	5	2 Jahren	IG 3	Uni
17	Herr Paulsen	33			IG 3	Abi
18	Frau Wagner	33	4,6	2 Jahren	IG 2	Abi
19	Frau Ullstein	40	10	4 Jahren	IG 4	Uni
20	Herr Ullstein	43			IG 4	Uni
21	Frau Rieger	40	3	2 Jahren	IG 3	Uni

(eigene Darstellung, unterlegte Felder kennzeichnen ehemalige Paare)

Die Interviewten sind in pädagogischen, therapeutischen, beratenden und sozialen Berufen tätig, außerdem im kaufmännischen, handwerklichen und landwirtschaftlichen Bereich.

Die elf Interviews wurden in vier IG durchgeführt. Das Milieu wurde in Kapitel als sozial innovativ und ökologisch vorgestellt. Dennoch ist eine große Vielfalt an Ausrichtungen, Wertorientierungen und Alltagsgestaltung innerhalb des Milieus der IG vorzufinden. Es wurde daher sichergestellt, diese Varianz auch im Sample abzubilden. Die vier IG unterscheiden sich daher hinsichtlich der für die Gemeinschaft typischen Schwerpunkte, Wertorientierungen und Lebensweisen. Um sicher zu stellen, dass es sich bei allen um IG im oben ausgeführten Sinne (Kapitel 3) handelt – also mit einer Ausrichtung an Nachhaltigkeit und sozio-ökologischer Innovation – wurden folgende Kriterien bei der Auswahl angelegt:

- Alle IG haben sich dem Ziel der Umsetzung einer möglichst nachhaltigen Lebensweise verschrieben und praktizieren unterschiedliche gemeinschaftsbildende Maßnahmen. Diese Zielsetzung ist bei allen vier Gemeinschaften konzeptionell festgelegt und schon auf deren Homepages ersichtlich. Da die soziale Nachhaltigkeit, wie in Kapitel 3 beschreiben – die „Einheit in der Vielfalt“ postuliert – sollte über die Bewohnerzahl sichergestellt werden, dass Vielfalt auch tatsächlich existiert. Daher haben alle Gemeinschaften mindestens 60 Bewohner/-innen inklusive Kinder. Bei einer Größe von zum Beispiel 20 Personen, was der durchschnittlichen Größe von IG eher entspräche, wäre es möglich, dass es sich zum Beispiel um vier oder fünf junge Familien handelt und die Gemeinschaft

daher in sich wenig Varianz an Lebensphasen und -modellen aufweist. In noch kleineren Gemeinschaften kann die Trennung eines Elternpaares auch zur Auflösung der gesamten Gemeinschaft führen. Bei einer Gemeinschaftsgröße ab ca. 60 Menschen ist hingegen davon auszugehen, dass dort auch verschiedene Altersstufen das Zusammenleben prägen und Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen und mit unterschiedlichen Werten und Orientierungen zusammenkommen:

„Eine größere Gemeinschaft von sechzig Menschen kann normalerweise mit einem Dutzend verschiedener Standpunkte aufwarten. Der daraus resultierende Konsens-Eintopf ist normalerweise viel kreativer als ein Gericht aus nur zwei verschiedenen Zutaten jemals sein könnte.“ (Peck 2007, S. 54)

In den vier ausgewählten Gemeinschaften leben zwischen 60 und 120 Menschen.

- Aufgrund der Größe sind alle ausgesuchten Gemeinschaften ländlich gelegen und haben einen dörflichen Charakter. Sie betreiben Landwirtschaft, Seminarbetriebe, Gastronomie, Handwerk u.v.m. Sie haben eine bereits etablierte Dorfstruktur und existieren seit mindestens 5 Jahren. Dies war wichtig, um sicherzustellen, dass die Gemeinschaften sich nicht in der Gründungsphase befinden und viel Fluktuation und interner Strukturierung zu bewältigen haben, sondern bereits etablierte Abläufe und Infrastruktur aufweisen. Auf diese Weise konnte der Trennungsprozess in einer bereits eingespielten gemeinschaftlichen Struktur untersucht werden. Zwei in IG Befragte, trennten sich allerdings schon vor längerer Zeit in anderen IG.
- Es wurde des Weiteren sichergestellt, dass keine dogmatische oder faschistische Ideologie weder verdeckt noch offen propagiert und gelebt werden. Insbesondere in Brandenburg ist beispielsweise die sogenannte Anastasia-Bewegung⁵⁹ aktiv geworden. Diese Gruppe beruft sich auf Gemeinschaft und Ökologie, verbreitet aber rassistische, antisemitische und sexistische Propaganda (Duwe und Wandt 2019). Alle Gemeinschaften besitzen ein strukturiertes Aufnahmeverfahren, um sicherzustellen, dass die übergeordneten Ziele mitgetragen werden und neue Mitglieder keine problematischen Ideologien vertreten.

Die vier besuchten Gemeinschaften entsprechen alle den oben genannten Kriterien, haben aber unterschiedliche Schwerpunkte und Ausrichtungen:

⁵⁹ „Die Bewegung geht zurück auf die esoterische Anastasia-Buchreihe des russischen Autors Wladimir Megre. Ein zentrales Element in dessen Büchern ist neben der Aufforderung, Selbstversorgersiedlungen zu gründen, auch die antisemitische Erzählung einer jüdischen Weltverschwörung.“ (Duwe und Wandt 2019, o.S.)

- Die erste Gemeinschaft (IG 1), in der zwei Interviews durchgeführt wurden, legt besonderen Wert auf ökologische Bauweisen und Selbstversorgung. Die konsequent ökologische Lebensweise prägt das Bild des Dorfes und das Zusammenleben der Menschen in besonderer Weise.
- In der zweiten besuchten IG (IG 2) wurden vier Interviews geführt. Diese betreibt ebenfalls eine solidarische Landwirtschaft und kann sich größtenteils selbst mit Nahrungsmitteln versorgen. Der Fokus dieser Gemeinschaft liegt auf Prozessen der Gemeinschaftsbildung, Soziokratie und bewusste Gestaltung der Kindheit.
- Die dritte Gemeinschaft (IG 3), in der drei Interviews geführt werden konnten, führt unter anderem einen etablierten Seminar- und Schulungsbetrieb zu Themen der Beziehungsgestaltung, Sexualität und Persönlichkeitsentwicklung.
- Zum Schluss wurde eine vierte Gemeinschaft (IG 4) ausgesucht, die neben der ökologischen Lebensweise, gemeinschaftlich ein Unternehmen betreiben, was das Zusammenleben hier besonders prägt. Hier wurden zwei Interviews geführt.

Der Zugang zu den Gemeinschaften erfolgte über verschiedene Kanäle. Teilweise wurden die Gemeinschaften per Email angeschrieben, meist sind auf den Homepages Emailadressen für öffentliche Anfragen angegeben. Außerdem wurden Kontakte auf Infoveranstaltungen geknüpft und eigene Kontakte genutzt, um über Schneeballverfahren Interviewpartner/-innen zu gewinnen.

Die Samples weisen einige Unterschiede auf, die im Folgenden erörtert werden.

7.1.3 Unterschiede der Samples

Die Samples unterscheiden sich hinsichtlich Alter der Kinder, der Eltern, der Dauer des Getrennt-Seins und des rechtlichen Status. Tabelle 6 gibt hier einen Überblick:

Tabelle 6: Unterschiede zwischen den Samples

	Ø-Alter jüngstes Kind	Ø- Alter El- tern	Median Dauer Getrennt- Seins	Nicht-mit- einander verheira- tete Be- fragte	Ehemals verheira- tete Be- fragte	♂	♀	Ehem. Paare
SRS	4,5 (range: 1-7)	36	3,5 (range: 1-5)	10	0	5	5	2
IG	10,4 (range: 3-20)	43	3,5 (range: 2-18)	6	5	4	7	3

(eigene Berechnung)

Die Befragten aus IG sind älter als die Befragten aus der SRS, dementsprechend sind auch die Kinder älter. Im Durchschnitt liegen auch die Trennungen im Sample aus IG länger zurück als im Sample der SRS. Wenn hier aber die beiden Extremwerte in IG (Trennung vor 17 und 18 Jahren) mittels Medians kontrolliert werden, zeigt sich in beiden Samples eine mittlere Dauer von 3,5 Jahren seit der Trennung. Im SRS Sample liegt die Trennung maximal 5 Jahre zurück.

Diese Unterschiede erlauben den Vergleich zwischen Paaren, die sich erst vor relativ kurzer Zeit getrennt haben mit Paaren, deren Trennung schon lange zurückliegt und die einen bilanzierenden, weniger emotional involvierten Blick auf ihre Trennung werfen können. Es kann auch verglichen werden, wie das Coparenting sich nach wenigen Jahren eingespielt hat, im Vergleich zu einem schon lange etablierten Coparenting, dass sich über einen längeren Zeitraum entwickelt hat.

Im nächsten Abschnitt wird die Art des Interviews vorgestellt. Das PZI wurde in beiden Samples mit einem ähnlichen Themenspeicher benutzt.

7.2 Interview

Mit zunehmender Individualisierung und Selbstverantwortung für das eigene Leben (Beck, 1986), bezeichnet Witzel (2000) Menschen als ihr eigenes „Planungsbüro“ (ebd. [2]), immer im reflexiven Abwägen der eigenen Entscheidungen. Es wurde mit dem PZI (Witzel und Reiter 2012) eine Interviewform gewählt, die den Befragten Raum lässt, ihre eigenen Geschichten sinnhaft zu entfalten und individuelle Reflektionsprozesse widerzugeben. Das PZI stellte sich als besonders geeignet für Thema und Untersuchungsgruppe dar, was im Folgenden erklärt wird.

7.2.1 Das problemzentrierte Interview

Das PZI sieht sowohl offene und erzählgenerierende Phasen vor, als auch Nachfragen und gesprächsförmige Phasen, um den Interviewten die Möglichkeit zu geben, ihr Gesagtes selbst zu reflektieren, einzuordnen oder Widersprüche zu erklären. Es stellt sich als äußerst elastische Erhebungsinstrument dar, das sich an das Thema und die Befragten anpassen kann. Insbesondere für die Untersuchungsgruppe der IG bietet das PZI eine Interviewform, die nicht nur der Sensibilität des Themas, sondern auch den spezifischen Kommunikationsroutinen, die in IG praktiziert werden, gerecht wird. Einige Spezifika der Interviews in IG werden hier genannt:

Eine besondere Herausforderung bei der Durchführung der Interviews stellte das Aushalten von Pausen dar. In manchen Interviews kam es zu einem intensiven Nacherleben bestimmter Situationen, das auch emotionale Reaktionen auslöste. Insbesondere in den Interviews, die in IG durchgeführt wurden, kam es teilweise zu langen Gesprächspausen. Dies kann an der besonderen Gesprächs- und Kommunikationspraxis der Befragten dort liegen, die durch gemeinschaftsbildende Prozesse wie zum Beispiel den „Wir-Prozess“ (Kapitel 3.3.4) daran gewöhnt sind „Stille auszuhalten“ – dies ist eine Gesprächsempfehlung von Scott Peck (2007) – und die Stille insbesondere dazu zu nutzen, tiefer in Gefühle und Empfindungen einzutauchen, als dies in anderen Milieus üblich ist. Gesprächspausen werden in diesem Milieu nicht als peinlich oder unangenehm wahrgenommen, sondern als Momente der Besinnung und der inneren Reflektion. Gemeinsames Schweigen wird als besonders verbindend gedeutet. In diesen Situationen des Schweigens wurde daher versucht, nicht durch eine Nachfrage das Gespräch schnell voran zu bringen oder das Thema schnell zu wechseln, sondern es wurden Pausen, in denen auch Fassung zurück erlangt wurde, ausgehalten und der/-m Befragten so die Möglichkeit gegeben, danach selbst den Erzählfaden wieder aufzunehmen. Insbesondere in diesen emotional dichten Erzählphasen sollten Reflektionsprozesse und Strategien der Identitätskonstruktion weder unterbrochen noch in irgendeine Richtung gelenkt werden.

Eine weitere Besonderheit der in Intentionalen Gemeinschaften durchgeführten Interviews liegt darin, dass IGler/-innen in besonderer Weise daran gewöhnt sind, über Gefühle zu sprechen und innere Reflektionen zu verbalisieren. Eine Interviewte thematisiert diesen Umstand zu Beginn des Interviews:

„Okay. Ja mal gucken, ich hab grade schon überlegt (Pause) Ehm // (5 Sek. Pause) Weil Trennung, also jetzt für mich persönlich auch, da auch alle möglichen Schmerzthemen auch dranhängen, und ehm, wenn ich jetzt anfang, jetzt von mir zu erzählen, wie tief will ich da rein gehen, oder was will da jetzt auch von mir zeigen. Oder nicht. Ehm.(...) Und gleichzeitig sind wir ja auch, also eher auch geübt, hier, auch da Dinge so nach oben zu holen, vielleicht auch Schmerzthemen oder auch Trauer, die da noch da ist (I: Mhm)“ (IG_Frau Peters, 4)

Es findet hier ein bewusstes Abwägen darüber statt, wieviel die Befragte von sich zeigen möchte. Die Nähe zu Gesprächen mit dem Ziel der Selbsterkenntnis und Therapeutisierung wird in den Intentionalen Gemeinschaften besonders deutlich (vgl. Maasen 2014). Die Befragte scheint das Gespräch auch dazu nutzen zu wollen, sich zum einen als emotional kompetentes und sensibles Individuum darzustellen und zum anderen, um zu weiteren Erkenntnissen über ihre Trennung zu erlangen. Gleichzeitig möchte sie auch die Intention des Interviews im Auge behalten und es als Kommunikationsform richtig einordnen. Es wurde daher deutlich gemacht, dass es sich nicht um ein therapeutisches Gespräch, sondern um ein Interview handelt, in dem ihre Geschichte und ihr Erleben im Zentrum stehen. Die Befragte könne

daher selbst entscheiden, welche Aspekte ihrer Geschichte sie für relevant hält und wie tief sie im Interview in aufkommende Gefühle „eintauchen“ möchte. Ich als Interviewerin behielt lediglich die Themengebiete im Blick, die im Interview zur Sprache kommen sollten. Insgesamt resümierten mehrere Befragte, das Interview auch zur Selbstreflektion genutzt zu haben und dass ihnen teilweise bestimmte Zusammenhänge erst während des Erzählens klar geworden seien.

Es wurde hier deutlich, dass das PZI nicht nur für sensible Gesprächsthemen, sondern auch für emotionalisierte Kommunikationsstile ein geeignetes Instrument darstellt.

7.2.2 Interviewdurchführung und Leitfaden

Die sensibilisierenden Konzepte (vgl. ausführlicher in Kapitel 7.3.2) dienten zunächst vor allem der Generierung eines Leitfadens, der bestimmte Themenbereiche beinhaltet, die meist nach der narrativen Anfangsphase nachgefragt wurden, so sie noch nicht angesprochen wurden. Auch im Nachfrageteil wurden meist offene und erzählgenerierende Fragen gestellt, die den/die Befragte auffordern, eigene Relevanzen zu setzen und individuelle Kontexte und Zusammenhänge herzustellen. Es wurden so keine Vorannahmen aufgezwängt, Vorwissen wird aber auch nicht negiert. In manchen Fällen wurden gegen Ende des Interviews auch Widersprüchlichkeiten angesprochen oder die Befragten mit bestimmten Annahmen konfrontiert, um ihnen auch selbst Gelegenheit zu geben, ihr Gesagtes zu erklären oder zu interpretieren.

Das PZI wird als problem-, gegenstands-, und prozessorientiert (ebd. [4]) beschrieben. Das „Problem“ – eine gesellschaftlich relevante Problemstellung – ist im vorliegenden Fall die Trennungsgestaltung in unterschiedlichen sozialen Milieus und deren Auswirkungen auf das Coparenting und die Nachtrennungselternschaft.

Die Gegenstandsorientierung zeigt sich im flexiblen Einsatz verschiedener Frage- und Gesprächstechniken, die sich an der Problemstellung und der Persönlichkeit des/-r Befragten orientieren. In Anbetracht der hier untersuchten Fragestellung wurde ein offener gesprächsgenerierender Einstieg gewählt, mit Nachfragen, die sich hauptsächlich an dem bereits Gesagten ausrichten und weitere Narrationen anregen. Auch die besondere Art der gefühlsbetonenden Kommunikation (s.o.) konnte abgebildet werden.

Die Prozessorientierung meint Witzel (ebd.) umfänglich auf den gesamten Forschungsprozess bezogen. In jedem Interview und im Forschungsverlauf sollen „Orientierungen und Deutungen“ (ebd.) erfasst werden, die Handlungen und Entscheidungen erklären, begründen und subjektiv einordnen. In einem PZI soll daher ein kontextfreies „Frage-Antwort-Spiel“ unbedingt vermieden werden, denn es geht um die „systematische Entwicklung des Problemhorizonts der Befragten“ (ebd.). Die Forschenden haben zwar die Fragestellung, die Themen des Leitfadens

und den aktuellen Forschungsstand im Kopf, können sich aber dennoch auch mit spezifischen Nachfragen auf den/die jeweilige Interviewpartner/-in einlassen.

Das PZI erlaubte es, sich sowohl auf das sensible Thema, als auch auf den besonderen Kommunikationsstil, als auch auf die vielfältigen Narrationen und Gesprächsphasen in den Interviews einzulassen. Den Befragten konnte ein Rahmen, aber nicht die Richtung vorgegeben werden.

Die im Leitfaden entwickelten Themenkomplexe stellen in der konkreten Interviewsituation eine „Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen zu Sicherung der Vergleichbarkeit“ (ebd.[8]) dar und wurden keinesfalls chronologisch abgefragt. Der Leitfaden blieb während der Interviews weitgehend im Hintergrund, es wurde lediglich die Einstiegsfrage ausformuliert und immer in gleicher Weise gestellt: „Bitte erzähl⁶⁰ mir doch, wie Du die Mutter/den Vater deines Kindes/deiner Kinder kennengelernt hast und wie es dann weiterging.“

Diese Eingangsfrage erwies sich als geeignet eine dichte Narration anzuregen. Alle anderen Themenkomplexe entwickelten sich fast immer selbstläufig aus der Erzählung heraus. Auf diese Weise entstanden teilweise lange Narrationen, die einen tieferen Einblick in das Erleben bestimmter Situationen bieten.

Um den Gegenstand des Interviews, das persönliche Erleben, Orientierungen und Deutungen von bestimmten Situationen besser erfassen zu können, wurden Nachfragen meist nur dazu genutzt, um veranschaulichende Beispiele zu erfragen, die dann oft weitere Narrationsstränge hervor riefen: „Kannst Du hierzu ein Beispiel sagen, damit ich mir das besser vorstellen kann?“ oder „Kannst Du diesen Aspekte nochmal erklären? Das habe ich nicht genau verstanden.“

Bei einem PZI sollte man daher eher von einem Themenspeicher, anstatt von einem „Leitfaden“ sprechen. Die Grundidee des PZI ist daran orientiert, offen und flexibel in eine Interviewsituation zu gehen. Es handelt sich um eine „elastische Vorgehensweise“ (ebd.[3]), die Offenheit und Vorwissen der Forscher/-innen bewusst einsetzt, reflektiert und verbindet. Vorwissen wird mittels „sensitizing concept“ (Blumer 1954, S. 7) transparent gemacht, begleitet die Entwicklung des Themenspeichers und stellt im Auswertungsprozess den Abgleich zwischen empirischen Befunden und Theorie her (vgl. Kapitel 7.3.2).

Insgesamt wurde aber vor allem darauf geachtet, der/-m Befragten möglichst viel Raum zu lassen und möglichst wenig Fragen zu stellen.

⁶⁰ In der Sorgerechtsstudie wurden die Befragten meist gesiezt, in den IG ist es üblich, sich zu duzen.

Der Leitfaden umfasst folgende Themenbereiche:

- Kennenlerngeschichte des Paares
- Umstände der Schwangerschaft
- Erwartungen an Partnerschaft und Familie
- Leben mit Kind, Alltagsgestaltung
- Trennungsgeschichte, Trennungsgründe, Konfliktfelder der Beziehung, Trennungsverlauf, persönliches Erleben der Trennung
- Erleben des anderen Elternteils: Mutter- bzw. Vaterrollen, Arbeitsteilung
- Eigene Kindheit, Erleben der Herkunftsfamilie und Eltern
- Rolle des Umfelds vor, während und nach der Trennung. Unterstützende und problematische Aspekte
- Situation heute: Wohn- und Betreuungsmodell, Beziehung zum anderen Elternteil, Gestaltung der Nachtrennungselternschaft
- In der Sorgerechtsstudie wurde zudem noch der Themenkomplex Sorgerecht besprochen, wie es zu der getroffenen Sorgerechtsentscheidung kam, wie die Termine im Jugendamt erlebt wurden und wie die Sorgerechtsentscheidung retrospektiv eingeordnet wird. Diese Passagen wurden für die hier vorliegende Arbeit nicht mehr berücksichtigt
- In den IG wurde zudem der Weg in die Gemeinschaft besprochen („Wie kam es eigentlich dazu, dass Du heute in einer Gemeinschaft lebst? Wie war Dein Weg hierher?“), um die Motivation, die mit dieser Entscheidung in Zusammenhang stehenden Lebensumstände und Lebensausrichtung zu erfassen. Auch die Alltagsgestaltung in Gemeinschaft wurde vor, während und nach der Trennung besprochen. Hier wurden insbesondere unterstützende oder problematische Aspekte des Lebens in Gemeinschaft reflektiert.

Nach der narrativen Eingangsphase wurden auch Warum-Fragen gestellt, sowie Ad-hoc-Nachfragen oder allgemeine Sondierungsfragen, um eventuell noch fehlende Themenbereiche abzudecken (vgl. Witzel 2000 [16]).

Die Interviews wurden überwiegend in den Wohnungen der Befragten, in Räumen des Deutschen Jugendinstituts (für die Sorgerechtsstudie) oder Räumen der jeweiligen Gemeinschaft durchgeführt. Bei zwei Interviews mit Befragten aus IG gestaltete sich die Terminfindung problematisch und es wurden daher Telefoninterviews durchgeführt. Die Befürchtung, dass Telefoninterviews nicht die nötige persönliche Nähe und Sicherheit gewährleisten könnten, die das Thema erfordert, bestätigte sich nicht. Es wurde vorab telefonisch ein Termin vereinbart, über das Thema und die Studie informiert und die Dauer des Interviews geklärt. Außerdem wurden Absprachen über die elektronische Aufnahme getroffen und es wurde versichert, dass keine weiteren Personen im Raum sein werden. Die Befragten nahmen sich für die Telefoninterviews

ausreichend ungestörte Zeit. Es entstand sogar der Eindruck, dass die Telefoninterviews weniger Ablenkung bieten als ein face-to-face Interview und die Befragten sogar besonders offen sprechen konnten, ähnlich einem Selbstgespräch.

Alle Interviews wurden aufgenommen und vollständig transkribiert. Alle Befragten willigten vorab ein, dass das Interview aufgenommen und in anonymisierter Form transkribiert wird und für die wissenschaftliche Auswertungen verwendet werden darf. Ein Befragter bat darum, das anonymisierte Transkript vorab zu lesen und willigte erst danach der wissenschaftlichen Verwendung zu.

Ehemalige Paare wurden zwar getrennt voneinander befragt, aber im Wissen darum, dass auch der andere Elternteil interviewt wird. Die ethische Problematik, dass es aufgrund des Themas in gewisser Weise unvermeidlich ist, über den jeweils anderen in dessen Abwesenheit zu sprechen, wurde angesprochen und mit den Befragten erläutert. Die Befragten waren sich dessen bewusst und damit einverstanden.

Interviews über die sensible Thematik der Trennung weisen bestimmte Besonderheiten auf, die zu berücksichtigen sind. Auf einige dieser Besonderheiten soll im nächsten Kapitel kurz eingegangen werden.

7.2.3 Besonderheiten des Trennungsinterviews

Die oben beschriebene Eingangsfrage lädt dazu ein, die Geschichte einer mittlerweile beendeten Beziehung von Beginn an zu erzählen. In fast allen Fällen – und dies ist typisch für Trennungsinterviews – verfolgten diese Narrationen eine bestimmte Dramaturgie, mit der Trennung als Höhepunkt. Die gesamte Erzählung steuert auf dieses Ereignis zu und die Befragten sind bemüht, nicht nur die Geschichte zu erzählen, sondern die Trennung auch zu erklären, zu rechtfertigen und nachvollziehbar zu machen. Es zeigt sich auch in dieser Studie deutlich, dass eine Trennung kein Lebensereignis ist, das einfach in die Biographie integriert werden kann, sondern ein lebensverändernder Wendepunkt, der das bisherige Leben, die eigene Identität und Integrität in Frage stellt. Die Interviewten haben das Problem („tellers problem“ Riessmann 1990 zitiert nach Eckert et al 2019, S. 3) die Trennung plausibel machen zu müssen. Die Erzählung richtet sich an einem persönlichen Leitbild von Familie und Partnerschaft aus, das für allgemein gültig und verständlich gehalten wird. Die Trennungsnarration fokussiert dann darauf, zu erklären, warum die „gescheiterte Beziehung dem jeweils relevanten Leitbild nicht entsprach“ (ebd.), warum die Trennung unvermeidbar war und man selbst richtig gehandelt habe. Zudem haben die Befragten das „Problem“, ihre moralische Integrität aufrecht erhalten zu müssen. Ihr „moral self“ (ebd., Hopper 2001, S. 128) muss die Trennung

überleben. Die Erzählung muss daher deutlich machen, dass sie selbst moralisch nachvollziehbar gehandelt haben. Auf die vollzogene Trennung folgt dann häufig eine „survival story“ (ebd.). Die Trennungsbewältigung, der Neuanfang und teilweise auch ein Happy End werden erzählt. Häufig wird davon erzählt, wie die Trennung in etwas Positives verwandelt werden konnte und man dadurch an Reife und „Stärke gewonnen“ hat (ebd.).

In der Literatur wird die auffallende Dauer der Trennungsinterviews genannt, teilweise von bis zu sechs Stunden (Eckert et al. 2019b, S. 2; Riessmann 1990). Dies kann in dieser Untersuchung nur bedingt bestätigt werden. Es wurde ohnehin von einer Interviewdauer von zwei Stunden ausgegangen, die meist auch eingehalten wurde. Nur zwei Interviews dauerten ca. zweieinhalb Stunden. Andere von Eckert et al. beschriebene Beobachtungen bei der Durchführung von Trennungsinterviews können bestätigt werden. Dazu gehören zum Beispiel die vielen Problematisierungen, die die Erzählung der Trennungsgeschichte dominieren (Eckert et al. 2019, S. 2). Es kann beobachtet werden, dass je strittiger die Beziehung der Eltern nach der Trennung, desto weniger positive Aspekte der Beziehung werden genannt, desto weniger deproblematisierende und normalisierende Erzählungen und Interpretationen treten auf. Im Vergleich mit anderen Studien zeigt sich, dass Befragte, die mit ihrem Partner/ ihrer Partnerin zusammen leben problematische Vorkommnisse, Krisen oder Verhaltensweisen eher deproblematisieren (vgl. ebd. und Koppetsch und Speck 2015).

All diese „tellers problems“ finden sich auch in den hier vorliegenden Interviews und wurden im Rahmen des PZI detailliert ausgeführt. In den empirischen Kapiteln 9 bis 12 können die unterschiedlichen moralischen Rechtfertigungsmuster, Leitbilder, Wertvorstellungen und Überlebensstrategien nachgezeichnet und zu sechs Trennungstypen zusammengefasst werden.

An dieser Stelle sei nochmals allen 21 Interviewten für ihr Vertrauen, ihre große Offenheit und die beeindruckende Tiefe der Gespräche ganz herzlich gedankt.

7.3 Grounded Theory

Die Heterogenität hinsichtlich der sozialen Milieus innerhalb und zwischen den beiden Samples bietet große Kontrastierungsmöglichkeiten. Um dem Thema und der Vielschichtigkeit des Untersuchungsgegenstands gerecht werden zu können, wurde ein Forschungsdesign gewählt, das größtmögliche Offenheit und Gegenstandsbezogenheit zulässt.

Das methodische Vorgehen orientiert sich an der Methodologie der Grounded Theory (GT) nach Glaser und Strauss (2010)⁶¹. Die Grounded Theory ist als „Forschungsstil zur Erarbeitung von in empirischen Daten gegründeten Theorien“ (ebd. S. 14) zu verstehen. Die programmatische Offenheit der GT beginnt bei der Zusammenstellung des Samples, denn es soll bewusst nach möglichst unterschiedlichen Einzelfällen gesucht werden, um durch maximale Vergleichsmöglichkeiten Neues aufzudecken (Theoretical Sampling, Glaser und Strauss 1996, S. 148ff, vgl. auch Merkens 2012, S. 295 und Strübing 2010). Die GT ist zudem geeignet das komplexe Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren auf das individuelle Erleben und Gestalten einer Trennung, abzubilden. Die Anwendung der GT ermöglicht es so, eine „konzeptuell dichte Theorie“ zu entwickeln, die „sehr viele Aspekte der untersuchten Phänomene erklärt“ (Strübing 2010, S. 13), wenn sie auch meist auf die untersuchte Gruppe und den Gegenstand begrenzt bleibt. Das Kodierparadigma nach Strauss und Corbin (1996) bietet hierfür eine konkrete Vorgehensweise (vgl. Böhm 2012, S. 479).

Die GT folgt einer zirkulären Forschungsphilosophie, wonach sich Forschungsverlauf und -richtung mit jedem Interview ändern kann. Datenerhebung, Auswertung und Theoriebildung erfolgen parallel und mit stetem Bezug aufeinander. Wie eingangs schon beschrieben ergab sich dieser zirkuläre Forschungsstil quasi von allein aus der Entstehungsgeschichte dieser Arbeit.

Die Methode passt sich dem Gegenstand und dem Verlauf der Forschung an. Daher konnte sich in der fast 50jährigen Geschichte der Methode kein fester Forschungsablauf herausbilden. Es werden theoriebegründete und fallbezogene Annahmen reflektiert, die nach jedem erfolgten Interview geprüft, mit anderen Interviews abgeglichen und die Auswahl des nächsten Falles (theoretical sampling) bestimmen, gemäß einer „iterativ-zyklischen Forschungslogik“ (Strübing 2010, S. 13).

⁶¹ Das Original erschien 1967.

7.3.1 **Forschungsschritte und Auswertungsstrategie**

Als zentrale Forschungsschritte und Methoden, die in unterschiedlicher Gewichtung und Reihenfolge ablaufen, sind das theoretical sampling, das dreigliedrige Kodieren und das stete Vergleichen zu nennen (Legewie und Schervier-Legewie Barbara 2007). Diese Schritte sollen kurz vorgestellt werden und am konkreten Vorgehen veranschaulicht werden:

Das theoretical sampling (Strauss und Corbin 1996, 148ff):

Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung erfolgen nicht nacheinander, sondern parallel. Schon das erste Interview wird kodiert, erste Kategorien gebildet, Memos geschrieben und Ideen für eine mögliche Theoriebildung festgehalten. Auf dieser Grundlage wird ein nächster Fall ausgesucht, der sich in möglichst vielen Aspekten von dem vorliegenden unterscheidet. In der Realität ist es selten so, dass tatsächlich erst nach der Grobauswertung eines Interviews, der/die nächste Interviewpartnerin gesucht wird. Meist werden vorab bestimmte Kriterien festgelegt, die möglichst große Unterschiede versprechen, z.B. Alter, Beruf, Wohnort, Anzahl und Alter der Kinder etc. Das Prinzip des theoretical sampling führte in dieser Untersuchung zu den Intentionalen Gemeinschaften als besonders innovative Untersuchungsgruppe. Der Vergleich mit der Sorgerechtsstudie versprach hier kontrastreiche Vergleichsmöglichkeiten. Die gegenstandsbezogene Theoriebildung ist dann besonders dicht, wenn das Datenmaterial es erlaubt, möglichst unterschiedliche Kontexte, Deutungen, Sinnzusammenhänge, Verläufe, Strategien, Wertvorstellungen und Haltungen miteinander zu vergleichen. Dies ist in diesem Sample gelungen, denn es konnten nicht nur verschiedene Milieus miteinander verglichen werden, sondern auch hochstrittige Trennungsverläufe mit solchen, die einen freundschaftlichen Trennungsverlauf beschreiben. Außerdem konnten Fällen gegenübergestellt werden, deren Coparenting nach der Trennung kooperativ oder gegnerisch ist oder mittels innerer Umdeutungen erst ermöglicht wird.

Das systematische Vergleichen (vgl. Strübing 2010, S. 17)

Das systematische Vergleichen ist Teil des theoretical sampling und durchzieht den gesamten Forschungsprozess. Es werden die Fälle, die Kategorien, die Achsenphänomene, bestimmte Textpassagen immer wieder gegenübergestellt. Neben dem theoretical sampling bei der Datenerhebung, findet die Technik der Kontrastierung vor allem beim achsialen Kodieren Anwendung.

In der Auswertungsphase wurden die Vergleiche meist verschriftlicht. Auf diese Weise entstanden im Forschungsverlauf viele teils umfangreiche Arbeitstexte und Memos, in denen Textstellen zu unterschiedlichen Kategorien und theoretischen Konstrukten zugeordnet wurden. Das Verschriftlichen diente dazu, die Textstellen zu paraphrasieren, sie mit theoretischen

Memos zu verbinden und in Bezug zu anderen Textpassagen aus demselben oder aus anderen Interviews zu setzen und Vergleichskriterien herauszuarbeiten. Diese Art des „Dimensionalisierens“ diene der „Abstraktion der Vielfalt von Aspekten“ (Strübing 2010, S. 24), um Komplexität zu ordnen und die zentralen theoriegenerierenden Kategorien heraus zu bilden. Die Fülle an so entstandenem Text war teilweise unüberschaubar, und zwang die Forscherin immer wieder dazu, Komplexität zu sortieren und zu strukturieren. Es wurde dabei das theoretische Vorwissen („sensitizing concepts“) genutzt, um Konkretes zu abstrahieren und analytisch einzubetten.

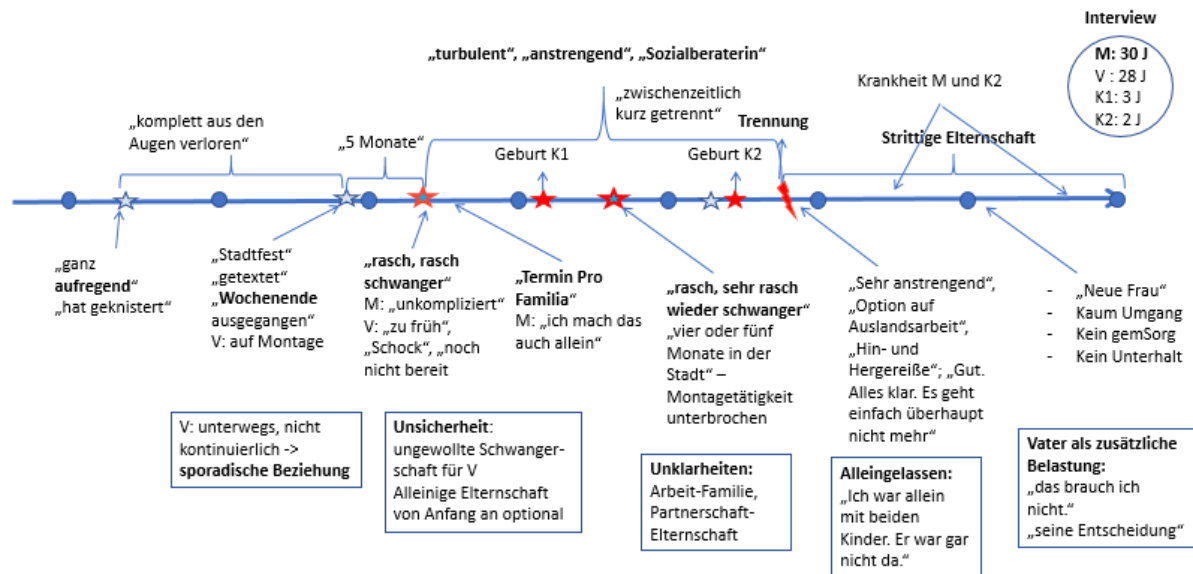
Das dreigliedrige Kodieren nach Strauss und Corbin (1996) stellt konkrete Forschungsschritte zur Verfügung, die helfen, diese Komplexität der Empirie handhabbar zu machen.

Das dreigliedrige Kodieren:

1. Nach Glaser und Strauss wird das Material zunächst in einem offenen Kodierprozess „aufgebrochen“ (Strauss und Corbin 1996, S. 61; Strübing 2010, S. 20). In dieser Phase wird eine Vielzahl von Codes generiert und Memos verfasst. „In-vivo-Kodes“ können nah am Text generiert werden und besonders eindruckliche Worte, Begriffe oder Aussagen als Kode-Name übernehmen. Aber auch soziologische Theorien und Konstrukte und anderes Vorwissen können hier in die Kodierung bereits einfließen. Die Interviews wurden zunächst gründlich gelesen, es wurden Anmerkungen gemacht, Textstellen markiert, Memos verfasst und die zentralen Aspekte des Interviews festgehalten. Jedes Interview wurde auf diese Art und Weise zusammengefasst und sogenannte „Trennungsprofile“ erstellt. Dazu wurden zum einen, meist entlang eines Zeitstrahls, konkrete Ereignisse (z.B. Kennenlernen, Schwangerschaft, Geburten, Heirat usw.) in chronologischer Abfolge festgehalten, zusammen mit den inhaltlichen Themen, die mit den Ereignissen in Zusammenhang stehen. In diesem Analyseschritt orientierte sich die Forscherin noch sehr eng an den wörtlichen Zitaten, um nicht durch vorschnelle Paraphrasierung oder Überbegriffe, Feinheiten zu übersehen. Abbildung 10 zeigt exemplarisch ein Trennungsprofil. Meist wurde ein besonders prägnantes Zitat aus den Interviews als Titel des Fallprofils gewählt. Die Punkte auf der Zeitachse bezeichnen jeweils ein Jahr. Dieses Trennungsprofil umfasst also einen Zeitraum von ca. sieben Jahren. Manche Trennungsprofile umfassen einen längeren Zeitraum, andere Trennungsnarrationen werden auf wenige Monate fokussiert.

Abbildung 10: Beispiel Trennungsprofil Frau Danner

„Dann lieber allein“



(Eigene Darstellung, Trennungsprofil Frau Danner, SRS; V= Vater; M= Mutter; K1, K2 = Kinder)

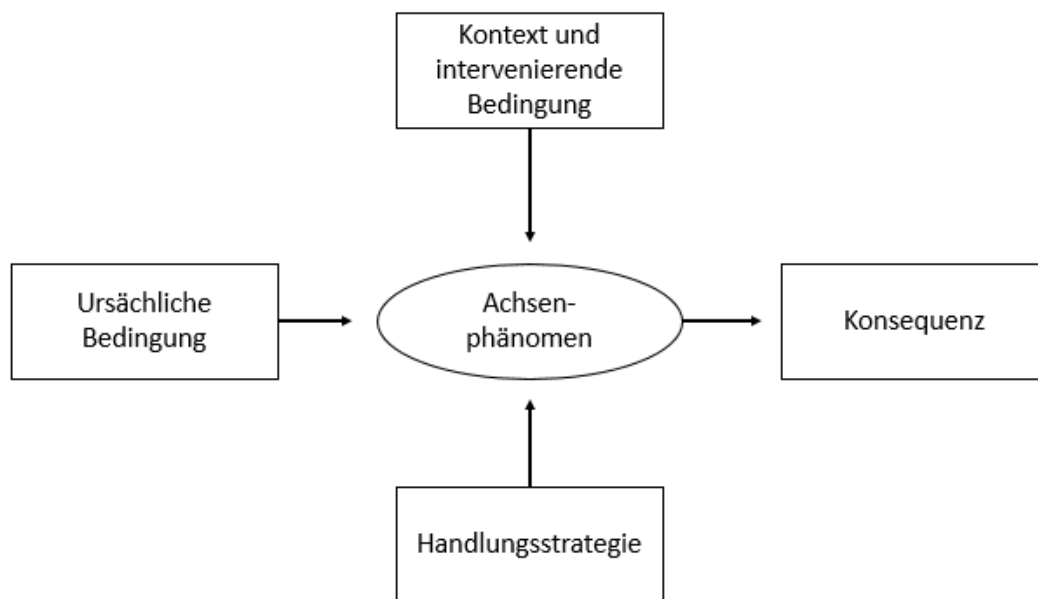
Parallel dazu wurden die Interviews mittels der Software Maxqda offen kodiert und ein verzweigter Codebaum erstellt, um erste Kategorien und Unterkategorien zu ermitteln. Der Codebaum veränderte sich im Forschungsprozess laufend. Die Software wurde vor allen Dingen dazu benutzt, die erhebliche Textmenge, Kategorien, Codes und Memos zu archivieren und handhabbar zu machen. Dazu wurden umfangreiche Code-Memos verfasst, um Zusammenhänge und die Inhalte der zugeordneten Textstellen an einer Stelle zu bündeln. Letztendlich half die Software dabei, mittels der Suchfunktion und der Kodememos, ein umfangreiches Archiv zu erstellen, mit dem die Analyseergebnisse immer wieder abgeglichen werden konnten.

Es wurde bereits in dieser Phase damit begonnen, den „roten Faden“ (Strauss und Corbin 1996, S. 98) eines Interviews zu ermitteln und das Interview zu paraphrasieren. Strauss und Corbin sprechen erst in der Phase des selektiven Kodierens vom „roten Faden“. Allerdings erschien es der Autorin sinnvoll, zunächst die zentralen Themen in jedem Interview herauszuarbeiten. Teilweise entstanden bereits in dieser Phase ausformulierte Texte, in denen die Zusammenhänge der Codes und Kategorien beschrieben wurden. Das Ausformulieren erwies sich für die folgenden Forschungsschritte als hilfreich und stellte ein wichtiges Instrument im Forschungsprozess dar.

2. Im zweiten Schritt, dem axialen Kodieren, kommt das Kodierparadigma (Abbildung 11) zum Einsatz. Die bisher gefundenen Kategorien werden zueinander in Bezug gesetzt und es werden Modelle gebildet (Strauss und Corbin 1996, 76ff). Eine zentrale Kategorie wird als „Achsenkategorie“ in den Mittelpunkt gestellt. Dann werden Kon-

text und Intervenierende Bedingungen, Konsequenzen, Handlungsstrategien und ursächliche Bedingungen gefunden und in Bezug zur Achsenkategorie gesetzt (Böhm 2012, S. 479; Strauss und Corbin 1996, 78ff). Die Wahl der Achsenkategorie ist dabei nicht immer eindeutig, und bedarf einer steten Vergewisserung des Forschungsinteresses und der zentralen Themen, die in den Daten gefunden wurden. Es wurden in dieser Auswertungsphase mehrere Modelle mit verschiedenen Achsenkategorien gebildet, die wiederum in Bezug zueinander gesetzt wurden (vgl. Abb. 11).

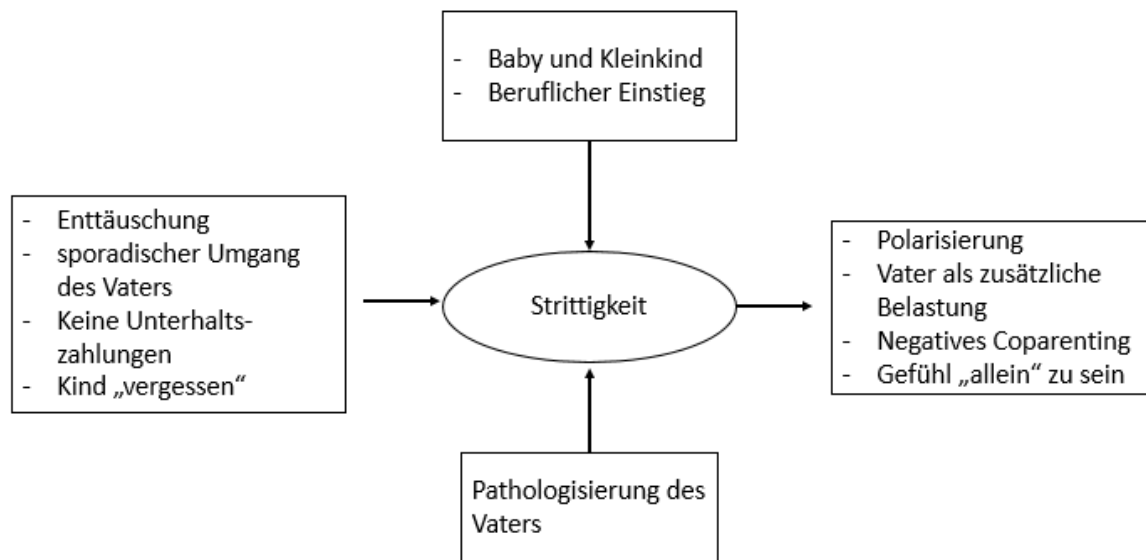
Abbildung 11: Das Kodierparadigma



(Quelle: Böhm 2012, S. 479)

Die folgende Abbildung 12 zeigt die Anwendung des Kodierparadigmas auf das Achsenphänomen der strittigen Elternschaft bei Frau Danner (SRS). Das Schema von Böhm (2012) wurde hier mit konkreten Unterkategorien aus dem Interview ausgefüllt.

Abbildung 12: Beispiel - Strittigkeit als Achsenphänomen (Frau Danner)



(eigene Darstellung)

Hier ist bereits erkennbar, dass die bedingenden Faktoren zeitlich angeordnet sind. Die „ursächliche Bedingung“ ist meist der Trennungsgrund, die „Konsequenz“ ist die Art und Weise des Coparentings bzw. die Gestaltung der Nachtrennungselternschaft. „Kontext, Intervenierende Bedingung“ und „Strategie“ sind erklärende Faktoren, die das Zustandekommen des Achsenphänomens beschreiben.

Dieses Verfahren wurde mit allen Interviews durchgeführt. Die Subkategorien wurden mit weiteren Kategorien erweitert, die zum Beispiel in anderen Interviews mit strittiger Elternschaft gefunden werden konnten. Natürlich ist auch vorstellbar, zum Beispiel „Gefühl ‚allein‘ zu sein“ als Achsenphänomen in die Mitte zu stellen. Durch stetes Ausprobieren und Kontrastieren, kristallisierten sich in Zuge des Prozesses die relevanten Achsenphänomene heraus. Auf diese Weise kamen die Unterschiede zwischen den Fällen deutlich zu Tage und es konnte dasselbe Vorgehen auf weitere Achsenphänomene angewendet und mehrere Vergleichsdimensionen ermittelt werden (detailliert hierzu Kapitel 6.4), die dann zu sechs Trennungstypen verdichtet werden konnten.

3. In der dritten Phase, dem selektiven Codieren, werden Achsenkategorien verdichtet und zu einer Kernkategorie zusammengesetzt (Strauss und Corbin 1996, 94ff). Die Vielzahl an Modellen, die im achsialen Codieren erarbeitet wurden, werden nun zu einem umfassenden Konzept integriert (vgl. Strübing 2010, S. 20). In diesem Schritt soll *ein* roter Faden ermittelt und benannt werden, der in der Lage ist, alle bisher gefundenen Modelle, Kategorien und Subkategorien zu umfassen. Die Kernkategorie

beschreibt dann die im Gegenstand begründete „Grounded Theory“. Der Versuch eine Kernkategorie zu benennen wird in Kapitel 13 unternommen. Die Kernkategorie wurde *Herstellen von Integrität* genannt. Die sechs Trennungstypen beschreiben verschiedene Strategien, die eigene Integrität im Sinne einer Unverletzlichkeit im Trennungsgeschehen zurück zu erlangen bzw. aufrecht zu erhalten.

Das systematische Vergleichen innerhalb eines Falles und zwischen allen Fällen ist Kern des hier beschriebenen dreigliedrigen Kodiervorgangs und kann auch als Kern der Forschungshaltung begriffen werden.

Besonders hilfreich zur Validierung der allein durchgeführten Auswertung, waren Rückmeldungen und Unterstützung durch Expert/-innen am Deutschen Jugendinstitut, sowie die Teilnahme an verschiedenen Workshops, Tagungen und Kongressen (Burschel 2017, 2018) und Interpretationsgruppen, um Zwischenstände zur Diskussion zu stellen und zu validieren.

7.3.2 Sensitizing Concepts

„Sensitizing concepts“ dienen dazu, sich nicht völlig naiv dem Material zu nähern, sondern mit Vorwissen, dass kontrolliert und transparent gemacht wird. Sensibilisierende Konzepte sollen keinesfalls Konzepte vorgeben, diese sollen aus dem Material herausgearbeitet werden, aber sie sensibilisieren die Forschenden und weisen in bestimmte Richtungen:

„Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look. The hundreds of our concepts – like culture, institutions, social structure, mores, and personality – are not definitive concepts but are sensitizing in nature. They lack precise reference and have no bench marks which allow a clean-cut identification of a specific instance and of its content. Instead they rest on a general sense of what is relevant.“ (Blumer 1954, S.7; vgl. auch Kelle und Kluge 2010, S. 29f).

In dieser Untersuchung dienen vor allem die Partnerschafts- und Familienleitbilder, männliche und weibliche Geschlechterkonzepte (Kapitel 2), Soziale Nachhaltigkeit und offene Familienkonzepte (Kapitel 3), Befunde über Konfliktfelder in modernen Partnerschaften, wie zum Beispiel die Aufteilung der Care- und Hausarbeit etc. und der Ansatz des Doing Family (Kapitel 4) als „sensitizing concepts“, ebenso wie in Kapitel 5 beschriebene Befunde, psychologische Theorien und Modelle zur Partnerschaftsqualität. Diese Konzepte wurden meist weder abgefragt noch konkret nach ihnen gesucht. Sie sind eher als ‚Brille‘ vorstellbar, die den Blick schärft. Beispielsweise konnte die Kenntnis der verschiedenen Leitbilder („Leitbild-Brille“) dabei helfen, die Parallelität und Widersprüchlichkeit der Leitbilder in einem Interview zu erkennen. Insbesondere die Widersprüche der handlungsleitenden Leitbilder konnte dann erklären, wie es zu psychologischen Verdrängungsmechanismen oder Umdeutungen kommen kann.

Nicht das gesamte Vorwissen war schon von Beginn an vorhanden, sondern entwickelte sich Hand in Hand mit dem fortschreitenden Forschungsprozess. Bestimmte im Material gefundene Phänomene, regten dazu an, in der Literatur nach bestimmten Theorien und Forschungsergebnissen zu suchen, die dann teilweise entweder weiter entwickelt und auf das Material angewendet wurden oder wieder verworfen wurden. Die „sensitizing concepts“ entwickeln und verändern sich im Forschungsprozess und beeinflussen den Gang der Forschung, steuern ihn aber nicht⁶². Manche Konzepte entstanden auch erst im Auswertungsverlauf.

Auf zwei Besonderheiten im Umgang mit den hier verwendeten „sensitizing concepts“ soll hier kurz eingegangen werden.

Zum einen führten die Befunde aus der psychologischen Trennungs- und Scheidungsforschung zu einer gewisse Zielgerichtetheit in der Auswertung. Die Forschung zeigt deutlich, dass es salopp gesagt ‚bessere‘ und ‚schlechtere‘ Möglichkeiten gibt, sich zu trennen. Hochkonfliktvolle Trennungen, so zeigen es die Befunde, belasten insbesondere die Kinder massiv und können zu lebenslangen Benachteiligungen führen. Gelingt es den Eltern hingegen, eine kooperative und freundschaftliche Nachtrennungselternschaft zu etablieren, so können Benachteiligungen und Belastungen verringert oder vermieden werden. Insbesondere im Zuge der Kodierungsarbeit und Darstellung der Ergebnisse ließ sich daher eine gewisse Normativität bzw. Bewertung nicht vermeiden. Es soll an dieser Stelle nochmal darauf hingewiesen werden, dass ich mir bewusst darüber bin, dass es sich hier nicht um eine neutrale Analyse soziologischer Deutungsmuster handelt, sondern dass ich diese benutzt habe, um Faktoren herauszuarbeiten, die eine wenig belastende Trennung begünstigen bzw. erschweren. Die Kombination soziologisch-konstruktivistischer Ansätzen des „Doing Gender“ bzw. der Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit (Connell 2016) mit konkreten Befunden aus der Trennungs- und Scheidungsforschung erwies sich als hilfreich, genau diese Aspekte zu explorieren.

⁶² Glaser und Strauss haben sich an dieser Stelle in zwei verschiedene Richtungen entwickelt. Nach Glaser haben Strauss und Juliet Corbin zu früh theoretischem Vorwissen an das Material herangetragen, bzw. es dem Material „aufgezwungen“. Die Grundprinzipien der GT würden so verraten, denn gerade das Einhalten von Offenheit und Unvoreingenommenheit ermöglicht im Forschungsverlauf das Auffinden von „neuen“ Erkenntnissen, Blickrichtungen und Deutungen (vgl. Strübing 2010, S. 9). Das Vorgehen von Strauss und Corbin (2010) hat sich aber mittlerweile weitgehend durchgesetzt, denn Forscher/-innen haben immer persönliches und fachliches Vorwissen. Daher ist es wesentlich sinnvoller dies von Anfang an offen zu legen und so den Forschungsvorgang transparent zu gestalten. Hält man Fach- und Vorwissen sozusagen bewusst zurück, besteht vielmehr die Gefahr, den Prozess des Erkenntnisgewinns nicht mehr nachvollziehen zu können (Kelle und Kluge 2010, S. 19).

Zum anderen stellte mich das Aufdecken bestimmter widersprüchlicher Deutungen in den Interviews vor eine Herausforderung. Selbstverständlich geht es bei der Analyse von Interviews nicht darum, eine objektive Realität zu rekonstruieren oder Logik zu überprüfen. Vielmehr soll die innere Logik der Narration aufgedeckt werden. Dafür wird der „subjektiv gemeinte Sinn“ (Max Weber) rekonstruiert und die dafür nötigen subjektiven Deutungen „verstanden“. Die Analyse zeigt eine Reihe von erstaunlichen Umdeutungen, sowie Verdrehungen, die weit komplexer sind, als Inkonsistenzen in der Narration. In einigen Interviews ließen sich bestimmte Schilderungen aufgrund der „sensitizing concepts“ als emotionaler Missbrauch durch den Partner/ die Partnerin deuten, auf den mit psychologischen Schutzmechanismen reagiert wurde (vgl. Kapitel 11.4 Trauma Bonding). Gleichzeitig handelt es sich hier nicht um therapeutische oder psychologische Interviews und es sollen keinesfalls Diagnosen gestellt werden. Dennoch habe ich mich entschlossen, die psychologischen Termini „Trauma“ und „Trauma-Bonding“, „Narzissmus“ und „emotionaler bzw. psychologischer Missbrauch“ zu verwenden und als Trennungsstrategien zu beschreiben.

Teil III: Empirische Ergebnisse

8 Trennungsstrategien im Überblick

Dieses Kapitel stellt einen Überblick über die sechs Trennungstypen und deren zentrale Unterschiede vor. Dieser Überblick ist sinnvoll, um die Vergleiche der sechs Typen von Anfang an nachvollziehbar zu machen.

8.1 Typisierung anhand von vier Vergleichsdimensionen

Aus dem Datenmaterial konnten eine Reihe von Vergleichsdimensionen erarbeitet werden. Als Vergleichsdimensionen bezeichnen Kelle und Kluge (2010):

„(...) jene Kategorien bzw. Merkmale (...), mit deren Hilfe Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen (Personen, soziale Gruppen, Verhaltensweisen, Handlungen, Ereignissen, Normen, Städte, Organisationen u.v.a.m.) angemessen erfasst und anhand derer die ermittelten Gruppen und Typen charakterisiert werden können.“ (ebd. S. 91)

Vier übergeordnete Vergleichsdimensionen wurden benutzt, um eine Typisierung vorzunehmen. Drei Vergleichsdimensionen wurden deduktiv aus den oben beschriebenen theoretischen Konzepten entwickelt und konnten in der Empirie beobachtet und unterschieden werden. Eine Vergleichsdimension ergab sich induktiv aus der Analyse des Materials:

Deduktiv ermittelte Vergleichsdimensionen:

- Partnerschaftsleitbild
- Wohn- und Betreuungsmodells nach der Trennung
- Qualität des Coparenting

Induktiv ermittelte Vergleichsdimension:

- allgemeine Lebensausrichtung

Die vier Vergleichsdimensionen werden nun vorgestellt.

8.1.1 Betreuungsmodell und Coparenting

Da es Teil des Interviewleitfadens war, die Nachtrennungselternschaft zu schildern, konnte das jeweilige Wohnmodell nach der Trennung leicht ermittelt und als Unterscheidungskriterium genutzt werden. Unabhängig vom subjektiven Erleben der Trennung und der Nachtrennungselternschaft, kann beobachtet werden, dass in den vorliegenden 16 Fällen (21 Interviews, davon 5 Paare) die Kinder ganz oder überwiegend bei ihren Müttern leben (Alleinsorge oder Residenzmodell). Dies trifft auf 13 von 16 Nachtrennungskonstellationen im Sample zu. Zwei

Konstellationen (ein Paar und eine Mutter) leben nach der Trennung ein *Wechselmodell*. In einem Fall (Herr und Frau Schmidt_IG) sind die Kinder zum Zeitpunkt der Trennung bereits älter (9 und 12 Jahre). Die Eltern leben nach der Trennung in unmittelbarer Nachbarschaft und die Kinder wechseln zwischen Residenz- und Wechselmodell.

Ein gelebtes Wechselmodell, das den oben genannten Kriterien entspricht, findet sich in zwei Konstellationen der Sorgerechtsstudie (Frau Lorenz und das Elternpaar Herr Meier und Frau Mahler). Empirische Studien zeigen, dass das Wechselmodell die höchsten Anforderungen an Kommunikation und Konfliktkompetenz stellt (Walper und Langmeyer 2019, S.36). In dem hier bearbeiteten Sample wählen die Befragten das Wechselmodell, die auch ein positives und kooperatives Coparenting umsetzen.

In allen anderen Fällen leben die Kinder zum Zeitpunkt des Interviews überwiegend oder ausschließlich bei der Mutter und haben hier ihren primären Wohnort. Das Residenzmodell ist die klassische Nachtrennungskonstellation in Deutschland. Das Kind lebt überwiegend bei der Mutter und besucht den Vater am Wochenende, teils jedes zweite Wochenende und/oder zu bestimmten festgelegten Tagen. Häufig werden auch Ferien mit dem Vater verbracht. Die Besuchskontakte mit den Vätern sind unterschiedlich häufig und regelmäßig und werden individuell gestaltet (vgl. Sünderhauff 2013, S. 56).

Im hier untersuchten Sample wird das Residenzmodell insgesamt in 10 Fällen gelebt, (14 Interviews, davon vier ehemalige Paare). Drei Befragte aus der SRS und elf Befragte aus dem Sample aus IG. Von den in IG befragten Müttern, die ein Residenzmodell leben, leben zwei mit ihrem Kind in Wohngemeinschaften. Diese Subgruppe verwendet drei unterschiedliche Strategien, um das parallele Coparenting umzusetzen, das hier als ambivalent bezeichnet wird. Diese Strategien werden in den Kapiteln 11 genau beschrieben.

In vier Fällen des Samples aus der Sorgerechtsstudie liegt die Alleinsorge bei der Mutter. Darunter ist zu verstehen, dass das Kind/ die Kinder bei der Mutter aufwachsen und ihren Vater gar nicht oder nur sporadisch sehen (vgl. ebd. S. 56). Das Coparenting kann dementsprechend als strittig und negativ bezeichnet werden.

Coparenting wird hier wie in Kapitel 4.3.2 in drei Stufen eingeteilt. Das positive Coparenting ist kooperativ, am Kind orientiert und die Eltern ziehen hier „an einem Strang“. Das negative ist strittig und die Eltern stehen sich als Gegner gegenüber. Dazwischen liegt das parallele Coparenting mit wenig Konflikt aber auch mit wenig Kooperation und Kommunikation. Hier ist anzunehmen, und dies wird im empirischen Teil beschrieben, dass es zu mehr oder weniger subtile Unterminierungen und Abwertungen des anderen Elternteils kommen kann.

8.1.2 Partnerschaftsleitbild und Lebensausrichtung

Als weitere Unterscheidungskriterien dienen Partnerschaftsleitbilder, die im Kapitel 2 beschrieben wurden und im empirisch gewonnenen Material wiedergefunden wurden.

Es wurden *egalitäre*, *„reine“*, *symbiotische und traditionelle* Partnerschaftskonzepte gefunden, die zwar mit den oben beschriebenen, theoretischen Konzepten aus der Leitbildstudie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (Schneider et al. 2018a) korrespondieren, empirisch aber eigene Aspekte und Wechselwirkungen aufweisen.

Dies soll hier kurz erklärt werden, um zu begründen, warum für diese Untersuchung die vier Partnerschaftsorientierungen gewählt wurden:

- *Egalitär* bedeutet hier eine Fokussierung auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Mütter und Väter. Die Vereinbarkeit stellt im egalitären Partnerschafts- und Familienmodell einen zentralen Wert für die Befragten dar. Die Partnerschaft wird an dem Ziel ausgerichtet Care und Erwerb möglichst hälftig zu teilen.
- Da die Befragten selbst von *„symbiotischer“* Beziehung sprechen (IG_Herr und Frau Schmidt), wurde dieser Begriff als „In-vivo-Code“ der Bezeichnung „fusionsorientiert“ vorgezogen. Die „Symbiose“ beschreibt vor allem die gemeinsame Lebensausrichtung an einem gemeinsamen Ziel. In IG ist dies meist das Ziel, ein gemeinschaftlich organisiertes, nachhaltiges Leben zu führen. Außerdem betont „Symbiose“ eher den Aspekt des gegenseitigen Nutzens, was dem in der Empirie gefundenen Deutungen besser entspricht – mit Ausnahme der Schmidts, die zwar von „Symbiose“ sprechen, aber eher eine „Fusion“ leben. Dieses Beispiel wird in Kapitel 9.1.2 genauer ausgeführt.
- Die *offenen* Beziehungskonzepte wurde für die Analyse unter „reine Beziehung“ subsumiert, denn im Vordergrund der hier beschriebenen offenen Beziehungen sind die Werte Autonomie, Entwicklung, Authentizität und Freiwilligkeit. „Ich will wachsen“ (IG_Frau Rieger, 109) wurde hier als In-vivo-Code verwendet, denn er beschreibt die Erwartung an die „reine Beziehung“ treffend. Die offene Beziehung stellt in diesem Sample meist den Trennungsgrund für die „reine Beziehung“ dar. In der Leitbildstudie wird von einem „assoziativ-modernen“ Leitbild gesprochen, das einer individualisierten akademischen Mittelschicht zugewiesen wird und sowohl Aspekte der Emotionalität und der „reinen Beziehung“ (Giddens 1993) aufweist, als auch den Wert der Selbstverwirklichung und der Annahme, die Egalität der Geschlechter sei ja ohnehin bereits umgesetzt (vgl. Kapitel 4.2.3 und 4.2.4, sowie Eckert et al. 2019, S. 7). Diese Aspekte zeigten sich in dieser Untersuchung nicht in Deckungsgleiche – egalitäre und „reine“ Konzepte stehen in diesem Sample im Widerspruch zueinander

- Die Paare mit einem *traditionellen* Partnerschaftsleitbild orientieren sich vor allem an einer bürgerlich geprägten Normalitätsvorstellung, von der allgemeine Gültigkeit angenommen wird. Herr Nürnberg (SRS) leitet davon eine Reihe von Erwartungen an seine Partnerin ab. Er möchte mit ihr zusammenleben, wie ein „ganz normales Paar“ (ebd., 25).

Das Bild des „*ganzen Hauses*“ konnte in der Empirie nicht wiedergefunden werden. Einige Befragte leben offene Beziehungskonzepte, die sich allerdings vor allem auf die Partnerschaft beziehen und nicht als Teil einer Familienform verhandelt wurde. Teilweise übernehmen neue Partner/-innen oder Mitbewohner/-innen der WG-Patenschaften oder Babysitter-Dienst. Diese Phänomene konnten aber nicht als „ganzes Haus“ im Sinne einer familialen Lebensform herausgearbeitet werden.

8.1.3 Typisierungsfeld

Vorab soll in Tabelle 7 ein Überblick über die sechs Trennungstypen gegeben werden, um die in den Kapiteln 10 bis 12 detaillierten Beschreibungen der sechs Typen besser einordnen zu können.

Tabelle 7: Typisierungsfeld

		Betreuungsmodell					
		Wechsel	Residenz		Alleinsorge		
Leitbild	egalitär	Egalität				Vereinbarkeit	
	symbiotisch	Individuation				Nachhaltigkeit	
	„rein“	Vergebung	Abwertung	Distanzierung		Selbstverwirklichung	
	traditionell					Polarität	Normalität
		+	+/-		-		
		Coparenting					Ausrichtung

(eigene Darstellung)

Die leeren Felder geben Hinweise auf mögliche Typen, die in diesem Sample aber nicht vorkommen.

Die sechs gefunden Trennungstypen verteilen sich über die Samples und nach Geschlechtern wie in Tabelle 8 gezeigt:

Tabelle 8: Verteilung der Trennungsstrategien

	SRS	IG	gesamt	Frauen	Männer
Egalität	3	0	3	2	1
Individuation	0	4	4	2	2
Vergebung	1	4	5	5	0
Distanzierung	1	2	3	0	3
Abwertung	1	1	2	2	0
Polarität	4	0	4	1	3
gesamt	10	11	21	12	9

(eigene Berechnung)

Auf den ersten Blick fällt auf, dass sowohl *Egalität* als auch *Polarität* hier nur im Sample der SRS auftauchen. Alle elf Fälle des Samples aus IG lassen sich im mittleren Bereich einordnen. *Individuation* findet sich nur im Sample aus IG, *Vergebung* und *Abwertung* nur bei Frauen und *Distanzierung* bei drei befragten Männern aus beiden Samples.

Die Befragten werden wie folgt zugeordnet:

Egalität: Frau Mahler, Herr Maier, Frau Lorenz (alle SRS)

Individuation: Frau Fritz, Herr Müller, Herr und Frau Ullstein (alle IG)

Vergebung: Frau Bauer (SRS), Frau Grimm, Frau Schmidt, Frau Peters, Frau Rieger (IG)

Distanzierung: Herr Schmidt, Herr Paulsen (IG), Herr Beer (SRS)

Abwertung: Frau Wagner (IG), Frau Kramer (SRS)

Polarität: Frau Danner, Herr Nürnberger, Herr Ebert, Herr Thomas (SRS)

Bis auf den Trennungstyp *Polarität*, streben alle ein kooperatives Coparenting nach der Trennung an und erachten den jeweils anderen Elternteil als wichtige Person für die Entwicklung des Kindes/ der Kinder. Das Leitbild der „verantworteten Elternschaft“ (Kapitel 2.4.2) mit dem hohen Postulat der gemeinsamen Verantwortungsübernahme als das Beste fürs Kind, ist in allen Fällen deutlich zu erkennen – wenngleich die zeitliche und alltägliche Ausgestaltung der elterlichen Verantwortung sehr unterschiedlich geteilt wird. Es ist daher ihr erklärtes Ziel, die Elternschaft mit dem anderen Elternteil in kooperativer und positiver Weise zu teilen. Dieses Ziel erreichen sie auf unterschiedliche Weise. Die sechs Typen sollen zum besseren Verständnis vor der detaillierten Beschreibung steckbriefartig vorgestellt werden.

8.2 Kurzportraits

Für die Darstellung der empirischen Analyse in den Kapiteln 9 bis 12 werden stets Vergleiche mit den anderen Typen gezogen. Die stete Kontrastierung der Fälle macht die Unterschiede zwischen den Kategorien und Typen erst verständlich. Daher sollen vorab die sechs Typen bereits in diesem Kapitel mittels Kurzportraits vorgestellt werden. Die Typen werden dann tabellarisch dargestellt, angelehnt an das Kodierparadigma (Strauss und Corbin 1996, vgl. Kapitel 7.3.1) und ergänzt um weitere Vergleichsdimensionen.

8.2.1 Egalität: „Jetzt ist alles optimal“

In den hier vorliegenden Fällen entwickelt sich die Elternschaft unabhängig von der Partnerschaft. Die Schwangerschaft ist zwar gewollt, aber nicht geplant. Einmal sind die Eltern bereits seit vielen Jahren freundschaftlich miteinander verbunden, einmal ist die Partnerschaft noch sehr jung und eine Schwangerschaft erst zu einem späteren Zeitpunkt gewünscht. Ein Schwangerschaftsabbruch kommt in beiden Fällen nicht in Frage, die Eltern sehen das Kind von Anfang an als gemeinsame Aufgabe und Verantwortung und sprechen schon während der Schwangerschaft ab, eine egalitär-partnerschaftlich ausgerichtete Elternschaft anzustreben. Care-Aufgaben sollen aufgeteilt und Erwerbstätigkeit für beide in gleichem Maße möglich sein. Die gemeinsame Elternschaft gilt als gegeben, die Partnerschaft als aber noch verhandelbar.

Nach der Geburt des Kindes setzt dann in beiden Fällen eine Retraditionalisierung ein. Dies löst insbesondere bei den Müttern große Frustration aus. Die Mütter fühlen sich allein gelassen und mit der Vereinbarung von Familie und Beruf bzw. Ausbildung überfordert. Dazu kommt das Gefühl, es anders vereinbart zu haben und keine Wertschätzung für die eigene Arbeit zu erfahren. Nach teils konflikthafter Trennungsphasen, kann nach der Trennung in beiden Fällen eine annähernd hälftige Aufteilung der Care-Arbeit umgesetzt werden. Die Väter zeigen nach der Trennung erhöhtes Engagement, die egalitäre Elternschaft umzusetzen. Einmal kommt es zu einer Meinungsverschiedenheit, die die Eltern nicht beilegen können. Die Eltern schalten das Gericht ein, um eine Entscheidung herbei zu führen. Nach einer Phase der Verstimmung können beide mit der Entscheidung leben und verfolgen weiterhin das Ziel, kooperativ miteinander die Elternschaft auszuüben.

Beide Eltern gehen ihren Berufstätigkeiten nach und teilen sich die Betreuung annähernd hälftig. Es kann eine positive „Elternallianz“ im Sinne eines kooperativen Coparenting umgesetzt werden, mit regelmäßigen Treffen, Austausch über Erziehungsthemen und gegenseitiger Unterstützung auf der Elternebene. Die Beziehungsebene und emotionale Verletzungen können weitgehend ausgeklammert werden.

Tabelle 9: Achsenphänomen „Egalität“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Unterkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	<ul style="list-style-type: none"> - Egalitär - Verhandelbare Partnerschaft - Gemeinsame Elternschaft
	Lebensausrichtung	<ul style="list-style-type: none"> - Vereinbarkeit - fifty: fifty
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	<ul style="list-style-type: none"> - Retraditionalisierung - Vertragsbruch
	Trennungscode	<ul style="list-style-type: none"> - Trennung als Lösung
Handlungsstrategie	Kommunikation und Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Kooperativ - Konfliktaushaltend - Nutzung von Gerichten
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	<ul style="list-style-type: none"> - Erhöhtes Engagement der Väter nach der Trennung - Wechselmodell - „Elternallianz“

(eigene Darstellung)

8.2.2 Individuation: „Und es war klar, dass ich das Land dann verlasse.“

Die Partnerschaften sind *symbiotisch* ausgerichtet, die Partner/-innen richten zum Teil ihr gesamtes Leben, ihre Berufs- und Partnerwahl am Ziel der Umsetzung einer nachhaltigen Lebensführung aus. Der Fokus liegt hier aber nicht auf der glücksverheißenden Verschmelzung zu einem „Wir“, sondern auf der Vorstellung, wie ein Team ein gemeinsames Projekt zu stemmen. Die Trennungen ereignen sich, weil im Laufe der Zeit grundlegende Lebensentscheidungen nicht mehr geteilt werden und damit die Basis für die Symbiose fehlt. Ein/-e Partnerin möchte zum Beispiel in einem anderen Land leben, nicht mehr in IG leben oder ist grundsätzlich mit der Lebensgestaltung unzufrieden. Nach einigen gescheiterten Versuchen „die Familie zu retten“ und teilweise turbulenten Trennungsphasen, pendelt sich nach einiger Zeit ein akzeptierender Umgang miteinander ein. Die Partner/-innen stehen nach der Trennung vor der Herausforderung, ihre Leben, die komplett miteinander verwoben waren, nun allein zu organisieren und sich zu individualisieren. Teilweise wird von einer Aussprache berichtet, in der jeder Partner „eigene Anteile“ angesprochen und bedauert hat. Die gemeinsame Zeit kann wertgeschätzt werden. Elterliche Absprachen im Sinne einer Allianz finden jedoch eher selten statt, die Kontakte der Kinder mit den Vätern sind regelmäßig aber teilweise selten. Auch bei diesem

Typus finden sich gerichtliche Auseinandersetzungen, die konstruktiv zur Konfliktbeilegung genutzt wurden. Der pragmatisch-akzeptierende Umgang pendelt sich nach einigen Jahren ein. Die Befragten sind mit dem Coparenting nach der Trennung zufrieden, es wird pragmatisch mit einem Arbeitsverhältnis verglichen („arbeiten konnten wir schon immer gut miteinander“, Herr Ullstein, 153).

Tabelle 10: Achsenphänomen „Individuation“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Subkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	- Symbiose: teil komplementär, teils egalitär
	Lebensausrichtung	- Nachhaltigkeit - Gemeinschaft - Familie
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	- Keine gemeinsamen Ziele mehr
	Trennungscodex	- Auflösung, Selbstfindung
Handlungsstrategie	Kommunikation und Konfliktverhalten	- Eskalierend, direkt, oppositionell - Konfliktaushaltend - Nutzung von Gerichten
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	- kein erhöhtes Vaterengagement nach der Trennung - Residenzmodell - Parallel-positives Coparenting

(eigene Darstellung)

8.2.3 Vergebung: „Da hab ich wirklich Friedensarbeit geleistet.“

Eine rein weibliche Gruppe hauptsächlich aus Intentionalen Gemeinschaften strebt „innere Vergebung“ an. Diese Trennungsstrategie ist eng verbunden mit der hier rein männlichen Strategie der *Distanzierung*. Die Strategie der *Vergebung* ist besonders interessant, da sie dazu führt, dass die Perspektive des Vaters größtenteils übernommen wird. Das empirische Material hierzu ist außerordentlich umfangreich. Es zeigen sich in dieser Subgruppe Anzeichen emotionalen Missbrauchs, auf das mit dem psychologischen Schutzmechanismus des Trauma Bonding reagiert wird (vgl. Kapitel 5.1.2).

Ein Grund hierfür kann darin liegen, dass sich Partnerschaftsleitbilder überlappen und widersprüchliche Werte vereinbart werden müssen, zum Beispiel der Wunsch nach „Symbiose“ und

„Fusion“ nach der Geburt, mit dem starken Wunsch nach Autonomie und Selbstverwirklichung und dem Leitbild der sich „aufopfernden Mutter“ (Kapitel 2.4.2). Hinzu kommen emotional besonders belastende Faktoren, denen sich die Mutter nicht entziehen kann. Dazu gehört beispielsweise die räumliche Nähe zum Ex-Partner, der in fast allen Fällen kurz nach der Trennung oder bereits während der Babyphase eine neue Partnerschaft eingeht. Obwohl teilweise eine „offene Beziehung“ vereinbart war und auch von den Müttern vorher gelebt wurde, fühlen sich die Befragten in ihrer Mutterrolle und „in ihrem Selbstwert“ (Frau Peters) enorm angegriffen, verletzt und zurückgewiesen. Sie erleben sich allein-gelassen und mit den kindbezogenen Care-Aufgaben überfordert. Vor allem der emotionale Rückzug des Partners kann teilweise kaum verkraftet werden. Manche Schilderungen deuten auf ein existenzbedrohliches Erleben der Trennung hin, das unter Umständen auch ein Trauma auslösen könnte. Die Befragten, die in Techniken der GFK geübt sind, sprechen in den Interviews von sich und ihren Gefühlen und erkennen eigene Anteile, die zur Trennung geführt haben, z.B. dass sie Forderungen gestellt, Vorwürfe gemacht haben und aggressiv waren. „Schmerz“ wird als Entwicklungs- und Lernmöglichkeit gedeutet und begrüßt. Es ist eine Exkulpierung der Väter zu beobachten, eigene Gefühle werden modelliert und in Frage gestellt. „Vergebungsarbeit“ oder „Friedensarbeit“ dient dazu, mit dem Ex-Partner ein Coparenting aufbauen zu können.

Auch in der Nachtrennungselternschaft kommt es immer wieder zu Situationen, in denen die Mütter vergeben und ihre Gefühle an die Wünsche und Bedürfnisse des Vaters anpassen. Im Ergebnis erreichen die Frauen eine Nachtrennungselternschaft nach bürgerlichem Modell, mit der sie aber zufrieden sind und dem Vater gegenüber viel Dankbarkeit für Unterhaltszahlungen und deren Engagement äußern.

Tabelle 11: Achsenphänomen „Vergebung“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Subkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	<ul style="list-style-type: none"> - „rein“ - „symbiotisch“ - traditionell
	Lebensausrichtung	<ul style="list-style-type: none"> - Selbsterkenntnis - Veränderung
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	<ul style="list-style-type: none"> - Geburt - Offene Beziehung, Polyamorie
	Trennungscodex	<ul style="list-style-type: none"> - Herausforderung, Lernmöglichkeit
Handlungsstrategie	Kommunikation und Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - vermeidend - Perspektivwechsel - „Friedensarbeit“, „innere Arbeit“
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	<ul style="list-style-type: none"> - kein erhöhtes Vaterengagement nach der Trennung - Residenzmodell - Parallel-ambivalentes Coparenting

(eigene Darstellung)

8.2.4 Distanzierung: „Weil ich schlicht und ergreifend keine Lust habe, mich mit ihren Emotionalitäten auseinanderzusetzen.“

Der Typus *Distanzierung* stellt das männliche Pendant zum Typus *Vergebung* dar. Die Väter dieser Subgruppe lernen ihre Partnerinnen beim Ausgehen bzw. bei einem beruflichen Treffen kennen und es entwickelt sich eine feste Partnerschaft. Meist äußern die Frauen einen Kinderwunsch, den die Väter nicht in dem Maße teilen. Von Anfang an wird die Zuständigkeit für das Baby und Kleinkind der Mutter zugeschrieben. Es finden sich naturalistische Anschauungen von Mutterschaft und Vaterschaft, die die Hauptzuständigkeit der Mutter als natürlich und normal erscheinen lassen. Der Vater ist in dieser Sichtweise austauschbar und wird höchstens dann wichtig, wenn das Kind älter ist. Die Väter sehen teilweise kein Problem darin, während der Kleinkindphase auch längere Zeiten abwesend zu sein. Gezeigte Überforderung und Wut der Mütter darüber, wird von den Vätern als unangemessen wahrgenommen und zurückgewiesen. Ihr Wunsch eine offene oder polyamore Beziehung zu führen, erscheint legitim und als ein Schritt, die Beziehung weiter zu entwickeln. Den Widerstand ihrer Partnerinnen gegen eine Veränderung der Beziehungsform, deuten sie als ihr Unvermögen und „Unmöglichkeit“ (Herr Schmidt). Die Väter ziehen sich emotional von ihrer Partnerin zurück und reduzieren den

Kontakt auf das Nötigste. Der emotionale Rückzug bzw. die emotionale Wegorientierung zu neuen Partnerinnen führt zu weiteren emotionalen Verletzungen und unaufgelösten Konflikten zwischen den Eltern.

Die Kontakte zum Kind sind zum Zeitpunkt der Interviews teilweise noch in der Aushandlungsphase. Die Kinder leben hauptsächlich bei den Müttern, die Väter wollen aber Kontakt zum Kind/ zu den Kindern in dem Maße, wie es für sie möglich ist. In einem Fall nur für wenige Stunden in der Woche, im anderen Fall nur in Phasen, die es beruflich zulassen. In einem Fall sind die Kinder bereits älter.

Tabelle 12: Achsenphänomen „Distanzierung“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Subkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	<ul style="list-style-type: none"> - „rein“ - traditionell
	Lebensausrichtung	<ul style="list-style-type: none"> - Autonomie - Authentizität - „Potentialentfaltung“
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	<ul style="list-style-type: none"> - Geburt - Offene Beziehung, Polyamorie - Neue Partnerschaft
	Trennungscodex	<ul style="list-style-type: none"> - „eigenen Weg gehen“, Befreiung
Handlungsstrategie	Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Konfliktvermeidend - Rückzug
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	<ul style="list-style-type: none"> - kein erhöhtes Vaterengagement nach der Trennung - Residenzmodell bei der Mutter - Parallel-ambivalent Coparenting

(eigene Darstellung)

8.2.5 Abwertung: „Ich bin halt hier, und er ist da [zeigt mit den Händen einen großen Abstand].“

In dieser Subgruppe befinden sich zwei befragte Mütter, aus einer IG und aus der SRS. Beide Frauen wünschen sich Kinder und verbinden bestimmte Werte und Idealvorstellungen mit ihrer Mutterschaft. Mutterschaft ist Teil ihrer Selbstverwirklichung. Eigene negative Kindheitserfahrungen sollen sich nicht wiederholen. In der Mutterschaft wird die Möglichkeit gesehen, eigene

Defizite auszugleichen. Dem Vater wird eine wichtige Rolle für die Entwicklung des Kindes zugesprochen, wobei seine Hauptaufgabe klar in der finanziellen Absicherung liegt.

Die Partnerschaft wird von den befragten Frauen beendet, da ihre Erwartungen nicht erfüllt werden. Dies erklären sich die Mütter mit einem geringeren Entwicklungsstand des Vaters, zum Beispiel aufgrund seiner traumatischen Kindheit oder seiner Weigerung, unangenehme Entwicklungsthemen aktiv anzugehen.

Das beim Ex-Partner beobachtete Unvermögen führt zu einer abwertenden Haltung ihm gegenüber. Die *Abwertung* verhindert paradoxer Weise die Strittigkeit der Eltern weitgehend, da sie mit einem Verständnis für den Ex-Partner gekoppelt ist. Er wird nicht als krank oder unverantwortlich wahrgenommen, sondern als auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe stehend. Seine Rolle als Vater wird durchaus als wichtig und positiv wahrgenommen und kann konstruktiv besprochen werden. Beratungsangebote werden genutzt.

Das parallele Coparenting wird deutlich von den Müttern dominiert. Sie übernehmen hier eine Führungsrolle in Erziehungsfragen, ordnen bestimmte Vorgehensweisen und Abläufe an und beurteilen das Verhalten der Väter tadelnd oder lobend.

Tabelle 13: Achsenphänomen „Abwertung“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Subkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	<ul style="list-style-type: none"> - „rein“ - traditionell
	Lebensausrichtung	<ul style="list-style-type: none"> - Wachstum, Heilung - Mutterschaft
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	<ul style="list-style-type: none"> - Niedriger Entwicklungsstand des Partners - Keine Augenhöhe
	Trennungscode	<ul style="list-style-type: none"> - Suche nach Alternativen
Handlungsstrategie	Kommunikation und Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Direkt und oppositionell - Lernmöglichkeit, Perspektivwechsel
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	<ul style="list-style-type: none"> - Mutter-dominiert - kein erhöhtes Vaterengagement nach der Trennung - Residenzmodell bei der Mutter - Parallel-ambivalentes Coparenting

(eigene Darstellung)

8.2.6 Polarität: „In meinen Augen ist sie krank.“

Es können drei Väter und eine Frau aus der SRS diesem Typus zugeordnet werden. Einige Väter sehen ihre Kinder zum Zeitpunkt des Interviews gar nicht mehr, andere sehr selten und meist verbunden mit vielen Konflikten und gerichtlichen Auseinandersetzungen.

Die Befragten dieser Subgruppe kommen meist eher zufällig und spontan mit ihren Partner/-innen zusammen, teils verbunden mit einer Phase der Verliebtheit und starker gegenseitiger Anziehung („Das war sehr aufregend“, Frau Danner). Die Schwangerschaft ist meist ungeplant. In einem Fall tut sich das Paar sehr absichtsvoll zusammen, weil ein Kinderwunsch aufgrund des Alters dringend umgesetzt werden soll. In allen Fällen tritt die Schwangerschaft relativ schnell ein. Teilweise wird eine Abtreibung erwogen, aber aus moralischen oder religiösen Gründen nicht durchgeführt. Die Schwangerschaft stellt das Paar vor vollendete Tatsachen und löst meist ein eher ungewolltes und spontan arrangiertes Zusammenziehen aus. Alle Befragte folgen dabei einer Familienvorstellung bürgerlicher Prägung mit teils traditionellen Vorstellungen der Mutter- und Vaterrolle, die allerdings kaum miteinander besprochen werden.

Die Befragten wünschen sich einen Partner/eine Partnerin, die zu ihnen und ihren Vorstellungen „passt“. Relativ bald entwickeln sich konfliktreiche Beziehungen, teilweise werden chaotische Streitereien, Gewalt, Rausschmisse, Aus- und wieder Einzüge geschildert. Dem jeweils anderen Elternteil werden charakterliche Schwächen, Störungen oder Krankheiten zugeschrieben und teilweise auch die Erziehungskompetenz grundsätzlich abgesprochen. Die Konflikte zwischen den Eltern nehmen viel Raum im Leben der Befragten ein und dauern auch noch Jahre nach der Trennung an. Dabei lässt sich deutlich eine Täter-Opfer-Haltung erkennen, die sich sowohl bei der befragten Mutter als auch bei den Vätern zeigt, wenn auch mit geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Themen. Das Coparenting kann als strittig, negativ oder nicht existent beschrieben werden. Die Konflikte kreisen um die Themen: Höhe und Regelmäßigkeit der Unterhaltszahlungen, Häufigkeiten von Besuchen und Betreuungszeiten, Verlässlichkeit und Vertrauen in den anderen Elternteil und in seine/ihre Persönlichkeit und Elternkompetenzen.

Tabelle 14: Achsenphänomen „Polarität“

Kodierparadigma	Vergleichsdimensionen	Subkategorien
Ursächliche Bedingung	Partnerschaftsleitbild und Elternschaftskonzept	<ul style="list-style-type: none"> - Traditionell - Bürgerlich-komplementär
	Lebensausrichtung	<ul style="list-style-type: none"> - Normalität
Intervenierende Bedingung	Trennungsgrund	<ul style="list-style-type: none"> - Enttäuschte Erwartungen - Abnormalität des Partners/ der Partnerin
	Trennungscodex	<ul style="list-style-type: none"> - Drama - „hab ich mir anders vorgestellt“
Handlungsstrategie	Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Direkt und oppositionell - Aggressiv und unversöhnlich - Täter-Opfer-Haltung
Konsequenz	Coparenting und Betreuungs- bzw. Wohnmodell	<ul style="list-style-type: none"> - Gegnerschaft - Alleinsorge - Negatives, strittiges Coparenting

(eigene Darstellung)

8.2.4 Überblick: Das Sample

Die folgende Tabelle 15 gibt einen Überblick über das gesamte Sample:

Tabelle 15: Übersicht und Zuordnung der Befragten

SRS							
Nr.	Name	Alter	Alter Kind/er	Getrennt seit	Coparenting	Modell	Typ
1	Herr Maier	34	7, 4	2 Jahren	positiv	Wechsel	Egalität
2	Frau Mahler	33					Egalität
3	Herr Beer	40	1	½ Jahr	parallel	Residenz	Distanzierung
4	Frau Bauer	34			parallel		Vergebung
5	Frau Danner	36	3, 4	2 Jahren	negativ	Allein-sorge (Mutter)	Polarität
6	Frau Lorenz	36	3	2 Jahren	positiv	Wechsel	Egalität
7	Herr Thomas	54	9,7	4 Jahren	negativ	Residenz	Polarität
8	Herr Eder	37	11	5 Jahre	negativ	Residenz	Polarität
9	Herr Nürnberg	28	6	4 Jahre	negativ	Allein-sorge (Mutter)	Polarität
10	Frau Kramer	37	1 ½	1 Jahr	parallel	Residenz	Abwertung

IG							
11	Frau Fritz	53	20	18 Jahren	parallel	Alleinsorge/ Resident	Individua- tion
12	Frau Grimm	46	8	5 Jahren	positiv	Residenz	Vergebung
13	Herr Müller	49	21	19 Jahren	parallel	Residenz	Individua- tion
14	Herr Schmidt	52	15, 11	3 Jahren	positiv	Wechsel/ Residenz	Distanzie- rung
15	Frau Schmidt	50			positiv		Vergebung
16	Frau Peters	34	5	2 Jahren	positiv	Residenz (WG)	Vergebung
17	Herr Paulsen	33			parallel		Distanzie- rung
18	Frau Wagner	33	4,6	2 Jahren	parallel	Residenz	Abwertung
19	Frau Ullstein	40	10	4 Jahren	parallel	Residenz	Individua- tion
20	Herr Ullstein	43			parallel		Individua- tion
21	Frau Rieger	40	3	2 Jahren	parallel	Residenz (WG)	Vergebung

(eigene Darstellung, unterlegte Felder sind ehemalige Paare)

8.3 Zusammenfassung

Zunächst wurden in diesem Kapitel das methodische Vorgehen und Studiendesign detailliert beschrieben.

Entlang der vier herausgearbeiteten Vergleichsdimensionen (Betreuungsmodell, Coparenting, Partnerschaftsleitbild und Lebensausrichtung) konnten sechs Trennungstypen unterschieden werden. Die Trennungstypen lassen sich auf einem Kontinuum angeordnet vorstellen, zwischen einem *egalitären* und einem *polarisierten*, strittigem Coparenting. Diese beiden Typen finden sich nur in der SRS. Nur in IG findet sich der Typ *Individuation*, der sich durch ein symbiotisches Partnerschaftsleitbild auszeichnet und von einer extremen Arbeitsbelastung gekennzeichnet ist, die letztendlich zu Entfremdung und Trennung führt. Dazwischen sind drei Trennungstypen angesiedelt: *Abwertung*, *Vergebung*, *Distanzierung*. *Vergebung* und *Abwertung* sind rein weibliche Strategien, *Distanzierung* eine rein männliche. Alle drei Typen kommen überwiegend in IG vor, aber auch in der SRS.

Das Coparenting nach der Trennung kann als parallel-ambivalent bezeichnet werden. Ambivalent weil bei diesen Elternpaaren komplexe Prozesse der Abwertung und der Aushandlung von Selbst- und Fremdkonzepten stattfinden. Ähnlich einer Wippe wird entweder der Vater abgewertet, oder die Mutter wertet sich selbst ab und überhöht den Vater. Mal werden eigene Bedürfnisse dominant eingefordert, mal werden sie geleugnet und untergeordnet. Das Trennungsgeschehen erweist sich als Macht-Feld, in dem Geschlecht als Strukturkategorie verhandelt wird.

Dieser Aspekt wird im nächsten Kapitel verdeutlicht.

9 Emotionalisierte Genderkonzepte

Neben den Sechs Trennungsstrategien, die die allgemeine Lebensausrichtung, das Orientierung gebende Partnerschaftsleitbild und die Nachtrennungselternschaft integrieren, eröffnete das Datenmaterial einen tiefen Einblick in die Art und Weise, wie vergeschlechtlichte Habitus wirksam werden. Die herausgearbeiteten Genderkonzepte stellen sich zudem als zentraler Faktor für das Zustandekommen der unterschiedlichen Trennungsstrategien heraus.

„Als Mann“ bzw. „als Frau“ zeigen sich die Befragten vor allem dann, wenn sie sich in Bezug zu ihrem/-r Partner/-in setzen. Da es sich um Trennungsnarrationen handelt, zeigt sich Geschlecht vor allem dann, wenn sich die Befragten mit ihren Ex-Partner/-innen vergleichen, sich von ihnen abgrenzen oder sich „im Unterschied“ zum/-r Ex beschreiben. Interessanter Weise trifft dies insbesondere auf die drei mittleren Strategien zu: *Vergebung*, *Distanzierung* und *Abwertung*. Gerade diese drei Typen sind in diesem Sample auch entweder rein weiblich (*Vergebung* und *Abwertung*) oder rein männlich (*Distanzierung*).

Im Kontrast dazu konnten bei den Strategien *Egalität* und *Individuation* kaum geschlechtsspezifischen Zuschreibungen gefunden werden. Ähnlich wie bei der Analyse von Schadler und Villa (2016) von „Mehrfachpartnerschaften“ zeigen sich bei den Trennungstypen *Egalität* oder *Polarisierung* die Partner/-innen als „in den Aushandlungspraxen (...) höchst unterschiedliche Individuen“ (ebd. S. 23). *Egalität* und *Individuation* fokussieren auf den/die Einzelne/-n und seine/ihre individuellen Eigenschaften, Fähigkeiten, Wünsche etc. Diese erscheinen in den Narrationen nicht oder kaum vergeschlechtlicht. Die Partner/-innen werden, ähnlich den Befunden von Schadler und Villa weder auf der konkreten noch auf der „latenten Ebene“ vergeschlechtlicht (vgl. auch ebd.). Dies mag beim egalitären Trennungstyp daran liegen, dass sich die Partner/-innen von Beginn an eher als „Freunde“ (SRS_Frau Mahler, 197) wahrnehmen.

Der Typus *Polarität* fokussiert auf die wahrgenommene Abnormalität des/der Partners/-in, der/die sich in krankhafter „Eifersucht“ (Herr Nürnberg), Gemeinheit (Herr Thomas) oder Verücktheit (Herr Eder) äußert. Diese erscheinen vor allem bei Herrn Thomas und Herrn Eder weitgehend nicht geschlechtsspezifisch.

Eine Genderspezifik lässt sich allerdings beim Typus *Polarität* vor allem am jeweiligen Opfererleben nach der Trennung nachzeichnen. Das juristische System und das soziale Helfersystem werden als geschlechtsspezifisch ungerecht erlebt. Die Befragten erleben eine systemimmanente Ungerechtigkeit, die sich für Väter anders äußert als für Mütter. Die Väter beschreiben zum Beispiel die Gerichte eher auf Seiten der Mütter, die diese als kompetenter und besser geeignet erachten, Kinder zu erziehen und zu versorgen. Konträr zu gängigen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen werden die Mütter von den Vätern hier teilweise als besonders

strategisch, mächtig und berechnend geschildert, weil sie die Justiz auf ihrer Seite wähen. Väter erleben sich als unter Generalverdacht stehend, den Müttern wird eher geglaubt und Entscheidungen zu ihren Gunsten gefällt. Darauf wird in Kapitel 12 genauer eingegangen.

Die emotionalisierten Genderkonzepte, die in diesem Kapitel beschrieben werden, finden sich insbesondere in den drei mittleren Trennungsstrategien, die einen besonderen Wert auf gefühlsbetonte Kommunikation legen. Die Befragten kommen überwiegend aus IG und sind verortet darin, Emotionen und deren Bedeutung für sie zu schildern. Genderkonstruktionen können aus genau diesen Interviewpassagen abgeleitet werden. Gefühle werden von beiden Geschlechtern geschildert, allerdings mit konträren Bedeutungen und Konsequenzen. Dies wird im Folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele erläutert, bevor sie in den dann folgenden empirischen Kapiteln in detail im Trennungskontext gezeigt werden.

9.1 Verletzliche Männlichkeit

Anhand von zwei Beispielen soll gezeigt werden, dass es sich in diesem Sample als männliche Strategie darstellt, Gefühle als Zeichen der eigenen Verletzlichkeit zu zeigen, sie aber dann in „Erhabenheit“ bzw. emotionale Unberührbarkeit zu transformieren.

9.1.1 „Erhabenheit“

Der im Folgenden zitierte Vater strebt danach, seine Verletzlichkeit zu überwinden. Er zeigt sich hier gefühlsbetont, verletzlich und charakterisiert sich als eifersüchtig. Sein Ziel ist es, seine Eifersucht zu überwinden. Dafür nutzt er die IG und die Art der dort gängigen Kommunikation. Er lebt mit seiner Partnerin eine offene Beziehung und schildert seine Eifersucht, als sie eine Affäre mit einem anderen Mann eingeht:

„Na, ich versuche an das Gefühl zu kommen, was die Eifersucht auslöst, also an meine Angst oder Unsicherheit, um das zu spüren, und möglichst das auch mit jemandem in Kontakt zu bringen und zu zeigen so. (I: mhm.) Weil dann fällt auch die Angst ab, zumindest bei mir fällt dann dieser Eifersuchtszustand ziemlich schnell ab. (...) Also, ich komme dann eher in die Emotion eben Angst oder Unsicherheit, Verletzlichkeit. (...) Aber ich wusste, ähm, sie wird mich jetzt nicht deswegen verlassen, bloß, weil sie jetzt mal mit einem Mann was hat. Und die Angst, die ich dabei spüre, ist viel intensiver. Also, rational weiß ich, es passiert eigentlich nichts. Aber emotional reagiere ich mit der Angst: ‚Oh Gott, sie verlässt mich‘ oder ‚Ich bin nicht gut genug‘, komme mit Vergleichen und // also, (...) die Angst steht halt in keinem realen Verhältnis zu dem, was ich aufgrund meines Wissens über unsere Beziehung sozusagen erwarten eigentlich.“ (IG_Herr Paulsen, 67-75)

Er spricht hier von „intensiver Angst“, die Eifersucht auslöst. Durch das Sprechen darüber („mit jemand in Kontakt bringen“), fällt die Angst ab. Er bringt die Emotion so mit Rationalität („rational weiß ich es“) in Kontakt und mit seinem „Wissen“ und der „Realität“ („reale Verhältnisse“), und kann die Angst auf diese Weise besiegen. Gleichzeitig wird die Affäre bagatellisiert und abgewertet („bloß“, „passiert eigentlich nichts“). Rationalität, Realität, Wissen besiegen die unerwünschte Emotion, die „eigentlich“ unbegründet ist. Ihre Taten können ihm nichts anhaben („sie wird mich nicht verlassen“). Bei dieser Gefühlstransformation hilft ihm ein Gegenüber, das seine Gefühle weder bewertet noch kommentiert:

„Wenn ich sage, dass ich wütend bin, weil sie sich mit einem anderen Mann treffen möchte. Und der andere dann sagen würde: ‚Ja, das ist auch blöd‘, dann bleibe ich ja da drin stecken so. Wenn der andere, wenn mein Gegenüber mir dann aber einfach zuhört und sozusagen der Raum entsteht, da aktiver zu fühlen, dann, ähm, bleibe ich da nicht stehen so.“ (IG_Herr Paulsen, 67-79)

Die Erlaubnis Schwäche zu fühlen und zu zeigen, erlaubt es ihm, die Schwäche zu besiegen. Ein „aktives“ Fühlen scheint im Gegensatz zu einem passiven Fühlen zu stehen, wenn man von Gefühlen überrannt wird und sie nicht überwindet und kontrolliert. Diese Transformation von Verletzlichkeit wird als ein Weiterkommen („nicht stehen bleiben“) gedeutet. Weder Eifersucht und Angst zu spüren, bedeutet „Erhabenheit“ zu erlangen, wie in folgendem Zitat deutlich wird:

„Genau. (-) Ähm (-) als sie das erste Mal Sex mit einem anderen Mann hatte, (...). Und sie hat mir das erzählt und hat so, es war ein bisschen um den heißen Brei drum rum geschlichen. Dann hat sie, also sie hatte Hemmungen, mir das zu sagen, aber hat es mir gesagt. Und in dem Moment war ich sehr glücklich, interessanterweise. (I: Aha.) Zum einen, weil ich gemerkt habe, es wirft mich jetzt nicht aus der Bahn, und zum anderen, weil ich mich für sie gefreut habe. (I: Du hast Dich für sie gefreut?) Ja. (I: Mhm.) Also, es war ihr Wunsch, und sie wollte das, und es hat ihr gutgetan, und auch das Wissen ‚Ah, ich bin jetzt nicht der Grund, weswegen sie sich einschränkt, und sie liebt mich aber trotzdem‘. Das fand ich ein sehr erhabenes Gefühl irgendwie.“ (IG_Herr Paulsen, 97-103)

Das „erhabene“ Gefühl deutet auf eine höhere, machtvolle Position gegenüber seiner Partnerin hin. Emotionale Distanzierung und emotionale Unverletzlichkeit erscheinen hier deutlich als Machtmittel und schaffen eine Hierarchie. Er steht über ihr. Der befragte erschafft eine verdeckte hegemoniale Männlichkeit, indem er sich als *verletzlicher Mann* zeigt, der aber Verletzlichkeit in Unverletzlichkeit verwandelt hat. Sie kann ihm nichts anhaben, egal was sie tut.

Im nächsten Abschnitt soll gezeigt werden, wie der *verletzliche Mann* seine Verletzlichkeit so einsetzt, dass er keine Verantwortung für Beziehungskonflikte übernehmen muss.

9.1.2 Selbst-Exkulpierung

Neben dem oben beschriebenen Mechanismus, Verletzlichkeit zu verwandeln, zeigt sich als weiteres Mittel, Männlichkeit herzustellen, die Verdrehung von Kausalitäten, um sich selbst zu exkulpieren. Dies soll am Beispiel von Herrn Beer aus der SRS gezeigt werden: Er schildert die Vorgeschichte seiner Trennung, als er versucht, sich mit der Schwangerschaft zu „arrangieren“. Diese längere, völlig selbstläufige Narration soll hier wiedergegeben werden:

„Da ich jetzt X aber mochte und mag, hab ich gesagt, ich versuche mich damit zu arrangieren und, und das ging dann so weit, dass ich mich sogar teilweise auf dieses Kind freuen konnte. (I: Hmh, hmh) Ähm, das war alles im April und das ging dann so bis im, im Juli bin ich hergezogen, und dann sind wir im August zusammengezogen, und dann hab ich zunehmend [sehr lang gesprochenes U, Anmerk. M.B.] gemerkt, dass ich mich verliere. Also dass ich nicht nicht mehr authentisch bin. Das ich auch gar nicht mehr bei mir ankomme, weil ich da versuche eine Rolle zu spielen, die ich eigentlich gar nicht spielen möchte (I: Hmh). Ähm, das hab ich aber in der Schwangerschaft so nur im Ansatz gemerkt. Dann war das Kind da. Ich hab den sofort sehr gemocht, wollte aber trotzdem weiterhin, äh oder endlich wieder meine, meine Wege gehen. Und als ich das anfa// angefangen habe (...) so zu sagen: ‚Ich muss jetzt wieder raus, ich muss mich um mich kümmern‘, darauf hat dann die X sofort reagiert und hat gesagt: ‚So geht das nicht. So will ich das nicht. Das ist unfair.‘“

und weiter:

„und sobald das Kind abgestillt war hat sie gesagt: ‚Ich möchte, dass wir uns das komplett teilen‘, und ich vermute, dass das auch damit zusammenhing, dass ich anfang meine Wege zu gehen, und das da so’n Neid mit ne Rolle gespielt hat, ähm, was für mich natürlich wieder problematisch war, also, weil ich damit konfrontiert war. Ich, ich, ich will nicht die Hälfte der Zeit mich um dieses Kind kümmern. ‚Ja, aber, äh, das ist doch unfair‘, also diese ganzen Argumente, und das führte letztlich dazu, dass ich sagte: ‚Da geht auch ne Empathie verloren, quasi zwischen uns beiden. (I: Hmh) Wenn ich wirklich gerne mit Dir zusammen wäre //‘ dann kam diese ganze Hautgeschichte [schlimmer Hautauschlag der Partnerin, Anmerk. M.B.] dazu // dann haben wir angefangen, so halbe Trennungsgespräche zu führen. Dann haben wir auch für uns entschieden, wir nehmen uns zwei Wohnungen, ohne über Trennung zu sprechen, aber mit diesem Gedanken, dass wir zwei Wohnungen nehmen, ging's uns beiden schlagartig besser. Dann hat X irgendwann mal gesagt, dass es ihr, seit sie mit mir zusammen sind, äh, dass es ihrer Haut eigentlich noch nie so schlecht ging. (I: Hmh) Dann hab ich gedacht: ‚Aber dann musst Du doch auch hellhörig werden, eigentlich, also Du, also ich werd sowieso hellhörig, weil ich denke: Moment mal. Aber Du musst doch da auch hellhörig werden, dass das wahrscheinlich doch mit der Beziehung dann was zu tun hat. Das es Dir eigentlich nicht gut geht, in der Beziehung, mit der Beziehung und das sich das über Deine Haut halt, ähäh, (2 Sek.) äußert.‘ Ähm, dann kam, dann kamen Stressmomente dazu und dann kam für mich noch dazu, dass ich das, diese Energie, die ich eben bis dahin aufbringen konnte, äh, um das mitzutragen, diese, diese, äh, ja, psychosomatische Geschichte // dass ich diese Energie nicht mehr aufbringen wollte, und auch nicht mehr konnte. Und dann, ähm (3 Sek.) ja, war das im April

halt so, dass wir gesagt haben, OK, im Mai, ja, Juni? Juni, dann letztlich gesagt haben: „Gut, dann, ähm, dann trennen wir uns.“ (SRS_Herr Beer, 45)⁶³

Diese Passage zeigt viele Facetten einer verdeckten hegemonialen Männlichkeit. Durch Umdeutungen und sogar Verdrehungen von Kausalitäten entsteht dennoch die Außenwirkung eines sensiblen *verletzlichen Mannes*.

Sechs Punkte aus dieser Passage sollen dies veranschaulichen:

Instrumentalisierung Anderer:

1. Herr Beer „arrangiert“ sich mit der Schwangerschaft, weil er seine Ex-Partnerin „mag und mochte“. Weder geht es ihm um die Herausforderung, sich mit der Elternschaft und der gemeinsamen Verantwortung zu arrangieren, noch sich damit zu beschäftigen, warum es ihm so schwerfällt, sich auf das Kind zu freuen. Vielmehr scheint er die Partnerschaft aufrecht erhalten zu wollen, solange sie ihm nicht unangenehm wird.
2. Für sein Neugeborenes empfindet er Sympathie – „ich mochte den sofort“. Erneut gelingt es ihm, sich gefühlsbetont und zugewandt zu präsentieren. Herr Beer gibt aber subtil seinem Kind die Verantwortung für das Gelingen der Vater-Kind-Beziehung, denn es war ihm sympathisch. Es stellt sich die Frage, was gewesen wäre, wenn er das Neugeborene nicht „gemocht“ hätte.

Fokussierung eigener Bedürfnisse:

3. Das Zusammenleben mit der Ex-Partnerin beschreibt er mit gefühlsbetonten, psychologisch-therapeutischem Vokabular: er „verliert sich“, „spielt eine Rolle“, ist nicht mehr „authentisch“. Erneut zeigt er sich als sensibler Mann, der auf seine Gefühle hört – aber eben nur auf seine⁶⁴.

⁶³ Krankheitsbild und Monatsangaben sind anonymisiert.

⁶⁴ An andere Stelle spricht er davon, dass er mit seiner Ex-Partnerin eine Beziehung eingegangen ist, weil er in ihr „Meinesgleichen“ (SRS_Herr Beer, 35) findet. Er „mag“ eine Partnerin, die ihm maximal ähnelt. „Gleich und gleich gesellt sich gern“ (ebd.) ist für ihn „besser“ als „Gegensätze ziehen sich an“, denn davon erhofft er sich Verständnis, Übereinstimmung und Harmonie. Bald merkt er, dass die „Unstimmigkeiten“ (ebd.) doch größer sind als ursprünglich gedacht. Schon vor der Schwangerschaft verbringt er daher viel Zeit an seinem Arbeitsplatz, um die Zeit mit ihr zu minimieren. Wochenenden und Abende verbringt das Paar dann aber doch harmonisch. Weder spricht er diese Probleme mit ihr an, versucht nicht ihre Perspektive zu ergründen, noch versucht er, eventuell sein Verhalten zu verändern. Er bleibt hier solange es geht „bei sich“ und sucht die Harmonie.

Verdrehung von Kausalitäten:

4. Nach der Geburt besteht er darauf, „meinen Weg“ „endlich wieder“ zu gehen. Er möchte „bei sich ankommen“, was durch die Geburt des Kindes verunmöglicht scheint. Das Beharren der Partnerin darauf, die Sorge zu gleichberechtigt zu „teilen“ interpretiert er als ihren „Neid“ auf seine Freiheit. Ihren Hinweis auf Fairness bezeichnet er als „Argument“, als könne man es ja auch anders sehen; die Diskussion darüber findet er „problematisch“, weil er „konfrontiert“ wird. Für seinen Rückzug aus der Care-Arbeit aus Mangel an Empathie erwartet er Empathie von ihr. Seine Aussage: „Ich will mich nicht zur Hälfte um das Kind kümmern“ steht völlig gleichberechtigt neben der Forderung seiner Ex-Partnerin nach mehr Unterstützung mit dem Baby – als ginge es um zwei gleichermaßen berechnigte Bedürfnisse. Seine Weigerung die Vaterschaft zu übernehmen steht daher für ihn mit der Trennung nur am Rande in Verbindung. Die eigentliche Ursache für die Trennung sind ihre „Argumente“, die er als unempathisch deutet.
5. Zu guter Letzt erkennt er den eigentlichen Grund für die Trennung sogar in ihrer Unsensibilität. Sie habe sich, so seine Interpretation, nie wohl in der Beziehung gefühlt, was sich an ihrer Hauterkrankung zeige. Sie habe ihr Unwohlsein in der Beziehung zurückgehalten und nicht richtig interpretiert. Es wäre an ihr gewesen, sich schon längst zu trennen. Scheinbar sensibel führt er ihren Hautausschlag an, allerdings um *seine* „Energie“ und Belastung dadurch hervorzuheben, die *ihn* das „Mittragen“ ihrer Krankheit gekostet habe. Ihre Situation und Perspektive werden negiert, als sei sie völlig selbst dafür verantwortlich, weil sie sich nicht rechtzeitig getrennt hätte. Das wäre ihre Verantwortung gewesen, mit ihm hat das nichts zu tun.

Rationalisierungen:

6. Abschließend ist noch die auffallend akribische Nennung von Monaten und Zeitpunkten zu nennen. Es lässt sich vermuten, hier soll der Anschein von Rationalität und Wahrheit erweckt werden.

Dieses Beispiel zeigt anschaulich, wie narzisstische Persönlichkeitsaspekte – Instrumentalisierung anderer, Fokus auf eigene Bedürfnisse, Anspruchsdenken, Mangel an Empathie, Verdrehungen und angebliche Rationalität (vgl. Kapitel 5.1.3) – in eine *verletzliche Männlichkeit* eingebettet werden können. Hegemonial männliche und narzisstische Merkmale gehen hier

Hand in Hand und kommen sogar als *Verletzlichkeit*⁶⁵ getarnt zum Ausdruck. Die männliche Machtposition wird so behauptet.

In unterschiedlichen Ausprägungen finden sich diese Mechanismen an vielen Stellen des Interviewmaterials, die an den entsprechenden Stellen in Kapitel 11 kontextualisiert werden.

9.1.3 Vaterschaft als „Außenminister“

Ihre Vaterrolle sehen die drei Väter, die den Typus *Distanzierung* ausmachen, überwiegend und ganz traditionell in der finanziellen Absicherung von Frau und Kind, was nicht selten Sorgen bereitet: „Ja, und // hatte dann auch einfach kein Geld mehr. Hatte große Sorgen bekommen, wie ich denn jetzt finanziell das wuppen soll, sozusagen Kind und [Ex-Partnerin] und mich zu versorgen“ (IG_Herr Paulsen, 121).

Außerdem teilen die Väter dieses Typus die gesellschaftlich recht verbreitete Auffassung, für die kleinen Kinder tatsächlich austauschbar zu sein (vgl. auch Ruckdeschel 2015, S. 197). Wenn überhaupt, dann werden die Väter erst für ältere Kinder wichtig:

„Die erste Bezugsperson ist die Mutter, zu ihrem Baby dann auch. Und die zweite ist jetzt der Vater. Es kann aber auch jeder andere Mensch sein, der da nah dran ist und der halt der erste Mensch, weg von der Mutter sozusagen, ihm die Welt als Begleiter dabei ist so. Ja, und einen Rahmen zu halten, der Schutz bietet, und den Rahmen aber halt auch dann immer weiter zu machen natürlich mit zunehmendem Alter. Darin sehe ich meine Rolle.“ (IG_Herr Paulsen, 279)

Klassisch bürgerlich sieht Herr Paulsen seine Rolle als Vater darin, die Mutter in ihrer Hauptzuständigkeit abzusichern, um dem Kind ein Aufwachsen in Sicherheit („Schutz“, „Rahmen“) und Liebe zu ermöglichen. Die Vaterrolle bezieht sich vornehmlich auf die Schutzfunktion der Mutter-Kind-Dyade.

Herr Beer (SRS), der bereits zu einem Kind aus einer früheren Beziehung den Kontakt abgebrochen hat, fügt noch einen biologisch-deterministischen Aspekt hinzu. Seiner Meinung nach ist es „richtig so“, dass das Kind bei der Mutter ist und alle „kleinen Prägungen“ (nicht die großen!) von ihr bekommt, denn „früher waren die Männer auf See oder im Krieg“ (SRS_Herr Beer, 182) und die Kinder sind auch „so groß geworden“ (ebd.). Diese Haltung bezeichnet er als „pseudo-radikal“ (ebd.) und reflektiert, welche Rolle er als Vater eines Kleinkindes denn

⁶⁵ In der Literatur findet man eine Vielzahl von Unterscheidungen narzisstischer Persönlichkeitsausprägungen. Neben dem grandiosen Narzissmus wird auch der verdeckte oder „vulnerable narcissist“ beschrieben. Zu diesem Persönlichkeitstyp gehört die extrem verletzte Reaktion auf jede Form von Kritik und die Opferhaltung (Kaufman et al. 2020).

überhaupt spielen kann: „Vielleicht mündet das letztlich in der Frage: ‚Braucht ein Kind überhaupt einen Vater? In der ersten Zeit. Und wenn ja, wozu?‘“ (ebd.) Er selbst möchte der „Freund“ und „Kumpel“ seiner Kinder sein. Care- und Hausarbeit obliegen in dieser Deutung ganz den Müttern. Dass diese Sichtweise legitim und richtig ist, zieht er aus einem Vergleich zwischen den Müttern seiner beiden Kinder. So kann er anhand eines guten und eines schlechten Beispiels zeigen, was für ihn eine gute Mutter ausmacht:

„[Zur X2⁶⁶ habe ich] ein anderes Vertrauen [...] als ich jetzt zu X1 habe. (I: Ah ja.) Weil ich halt X2 als sehr straight, von Anfang an als sehr straight und sehr organisiert und problemlos erlebt habe. Ne, also dass sie das komplett für sich wusste. Und ich nie das Gefühl gehabt hab', dass da irgendwo 'n, wo 'n, wo 'n zweiter Erziehungsberechtigter fehlt. (I: Aha.) Also Beispiel: Wir haben uns ja getrennt vor der Geburt. (.) Und [X2] hat (...) abgestillt. Anfang Februar war das Kind halbtags bei 'ner Tagesmutter und dann ging sie wieder halbtags arbeiten. Bums.“ (SRS_Herr Beer, 178)

Herr Beer stellt sich selbst in einer überwachenden Funktion dar, er kann die Kompetenzen der beiden Mütter einschätzen und beurteilen und vergleicht die beiden Frauen miteinander. Er schafft es, sich so als verantwortungsvollen Vater darzustellen, denn er scheint Mutter und Kind genau zu beobachten und baut dann „Vertrauen“ in die Mutter auf, wenn diese ihm bewiesen hat, dass sie mit der Situation gut umgehen kann. Er erweckt den Eindruck, als würde er ansonsten etwas unternehmen. Dass die Mutter seines älteren Kindes kein Problem mit dem Allein-Erziehen hat, beweist die Unfähigkeit seiner aktuellen Ex-Partnerin. Die Abwertung seiner aktuellen Ex-Partnerin durch den Vergleich mit der anderen Ex-Partnerin kann als besonders perfide Art der Abwertung und des emotionalen Missbrauchs gewertet werden⁶⁷. Darauf wird in Kapitel 11.3.4 unter dem Aspekt des „Gaslighting“ genauer eingegangen.

Herr Beer bricht den Kontakt zu seinem ersten Kind für knapp zwei Jahre völlig ab und ist sehr dankbar, dass die Mutter des ersten Kindes seine Anfrage, das Kind wieder besuchen zu wollen, sofort „problemlos“ akzeptiert: „Natürlich kannst du [das Kind] sehen!“ (ebd. 172), als sei sein Kontaktabbruch eigentlich überhaupt kein Problem, was die Reaktion der Mutter beweise.

⁶⁶ X2 = Ex-Partnerin aus früherer Beziehung; X1 = Ex-Partnerin aus letzter Beziehung

⁶⁷ Herrn Beers Ex-Partnerin berichtet: „Ich: ‚Du ich war jetzt ne Woche allein mit ihm. Ich brauch mal Hilfe.‘ Er: ‚Andere Alleinerziehende schaffen das auch.‘ Das hat mich sehr gekränkt.“ (3SRS_Frau Bauer, 134)

Auch bei Herrn Schmidt, der sich erst von seiner Frau trennt, als die Kinder bereits älter sind, wird ein Vaterschaftskonzept sichtbar, dass den Vater eher im Außen ansiedelt. Dies wird an seiner Auffassung von Familie deutlich:

„(...) und vielleicht kann man's zusätzlich noch so als Bild nehmen, dass tatsächlich die Familie als bewahrender Rahmen weiblich dominiert ist, das ist aber aus meiner Sicht auch richtig so, und da gibt es quasi sowas wie sone Membran und da ist die X ne sowas wie der Innenminister und ich bin der Außenminister. Also, es gab dann auch // weißt, immer wenn es mit den Kindern irgendwohin ging, dann war es ja auch klassischer Weise ich. Und so war ich, also innerhalb der Familie hatt ich wirklich meinen Platz, weil ich auch immer sone Vateridee und Rolle hatte. In der Familie Vater zu sein.“ (IG_Herr Schmidt, 47, 2. Teil)

Die schützende Membran ist zwar durchlässig und erlaubt es beiden Elternteilen, sich innen und außen zu bewegen. Dennoch bleibt die Familie um die Eltern-Dyade gruppiert und ein urweiblicher Raum, „bewahrend“ und sicher. Herr Schmidt stellt heraus, dass er dort „wirklich“ einen Platz hatte, aufgrund seiner „Vateridee“. Dennoch ist seine eigentliche Vaterrolle im Außen angesiedelt, zum Beispiel wenn es „irgendwohin ging“. Dass die Mutter einen Platz in der Familie hatte ist so selbstverständlich, dass es gar nicht gesagt oder erklärt werden muss. Seine eher zweitrangige Rolle innerhalb der Familie wird an folgendem Zitat sichtbar:

„Und ansonsten war ich halt so, so wie mein Vater immer gesagt hat: ‚Wenn ihr keinen Vater hättet, müsstet ihr euch ne Sau halten.‘ (Lachen) Hab halt die Reste gegessen, so wie man's halt macht als Familienvater.“ (IG_Herr Schmidt, 5)

Die Vaterrolle, so wird an diesen Beispielen deutlich, wird nicht in erster Linie mit innerfamiliärer Präsenz und Beziehungs- bzw. Care-Arbeit verbunden, sondern mit Schutz und Kontrolle der Mutter-Kind-Dyade. Hegemonial männliche Genderkonzepte, die dem Vater die Rolle des Ernährers, Außenministers und Kontrolleurs zuschreiben, werden hier mit teils therapeutischer, teils emotionalisierter Sprache fast unkenntlich gemacht. Tief internalisierte und inkorporierte Männlichkeitsvorstellungen erschweren es Männern, in der Familie Emotionalität zu zeigen, auch wenn sie dies vielleicht wünschen. Als Väter reduzieren sie sich selbst auf die Position im Außen und treten mit ihren Kindern erst in Beziehung, wenn diese älter sind und man „etwas mit ihnen anfangen kann“ (SRS_Herr Beer, 140). Die „aktive Vaterschaft“ (z.B. Li und Zerle-Elsässer 2017) wird an Sport und Outdoor-Aktivitäten festgemacht, nicht an Emotionalität. Auch die Mütter sehen die Väter erst mit „acht oder zehn“ in einer wichtigen Rolle für die Kinder, wenn sie „Klettern, Rad fahren, Wanderungen“ machen können (IG_Frau Rieger, 134).

Mit Lenz (2007) soll hier darauf hingewiesen werden, dass diese Zuschreibungen viele Männer in ihrer Selbstentfaltung einschränken, wenn ihre Verletzlichkeit und Emotionalität innerfamiliär nicht gezeigt werden kann:

„Das Ringen um die Beachtung der männlichen Verletzbarkeit führt aber geradezu in die Verstrickungen der herrschenden Geschlechterkonstruktionen: als Täter erhalten Männer (negative) Aufmerksamkeit, als Opfer keine. Da es um Macht, Überlegenheit und die Zerbrechlichkeit des Gegenübers geht, der Verletzungsmacht also die Verletzungsoffenheit gegenübersteht, fällt die Macht der Verletzungsleugnung auf den Leugnenden zurück, indem er sich seine eigene Verwundbarkeit nicht eingestehen kann.“ (ebd. S. 109)

Verletzliche Männer stecken in einem unvereinbaren Widerspruch. Sie wollen moderne Männer sein und Verletzlichkeit und Weichheit zeigen, können dies aber nicht, weil genau das mit Männlichkeit nicht vereinbar scheint, bzw. hier Vorbilder oder Verhaltensskripts fehlen. Dies führt zu neurotischen Umdeutungen von Verletzlichkeit zu Macht, Dominanz, und hegemonialem Anspruchsdenken. Insofern kann missbräuchliches, ausbeuterisches und abwertendes Verhalten von Männern gegenüber Frauen durchaus ein Indiz für erlittene symbolische Gewalterfahrungen aufgrund hegemonial männlicher Unverletzlichkeitsphantasien sein.

Die Konstruktion einer „verstehenden Weiblichkeit“, die sich sowohl bei den *vergebenden* als auch bei den *abwertenden* Befragten zeigt, wird im Kontrast zur *verletzlichen Männlichkeit* im nächsten Abschnitt anhand einiger Beispiele dargestellt.

9.2 Verstehende Weiblichkeit

Die Beispiele zeigen, dass der auf männliche Hegemonie gegenüber Frauen ausgerichtete Habitus sich in Verhaltensweisen, Kommunikationsstilen und Situationsdeutungen niederschlägt. Hier liegt die Schnittstelle zwischen einer soziologischen und einer psychologischen Analyse.

Dasselbe gilt für den weiblichen persönlichkeits-immanenten Habitus der „betonten Weiblichkeit“. Diese ist der weibliche Gegenpart zum hegemonial ausgerichteten Mann. Sie unterwirft sich freiwillig und übernimmt die „symbolische Ordnung“ (Bourdieu 2005, S. 63) völlig in ihr Selbstbild. In dem gefühlsbetonten Milieu wie den IG wird dies ebenfalls über die die Art zu Fühlen hergestellt. Das weibliche Fühlen orientiert sich an folgenden geschlechtsspezifischen Zuschreibungen: der Fähigkeit andere Perspektiven einzunehmen, keine Wirkung zu haben und darin Heilung zu sehen. Dies wird in dieser Weiblichkeitsdeutung als ein Zeichen persönlicher Reife angesehen.

9.2.1 Mutterschaft als Heilung

Anders als die *egalitären* oder *individuierten* Befragten, streben die *abwertenden* und *vergebenden* Mütter eine traditionelle Aufgabenteilung an, damit sie sich voll und ganz dem Muttersein widmen können. Die Mutterschaft soll die eigene Erfüllung ermöglichen und Defizite aus der eigenen Kindheit kompensieren.

Für Frau Wagner ist völlig klar:

„Ich hab mich entschieden, halt ganz Mama zu sein, schon vor der Geburt war das irgendwie klar, ich bin ganz für die Kinder da, er arbeitet.“ (IG_Frau Wagner, 35)

Kinder zu bekommen wird als Teil der eigenen Selbstverwirklichung gesehen, als eine Art Bestimmung. Außerdem sollen Verletzungen aus der eigenen Kindheit geheilt werden:

„Ich war früher bei einer// eigene Geschichte. Ich war, glaub ich, mit acht Wochen schon bei einer Tagesmutter, nicht gestillt (kurze Pause). Ja, also ich glaub, meine Mutter hat früh gearbeitet. Und im Moment weiß ich nicht mehr, inwiefern es meine eigenen Defizite sind, aus denen ich gehandelt hab und inwiefern es einfach auch// also ich weiß noch, ich hab wahrscheinlich mit neun, zehn schon Babysitter gemacht und da schon mir meine eigenen Kinder vorgestellt. Oder so gewusst, ich werde mal Kinder haben. Also ich glaub, es ist eine Kombination da draus.“ (IG_Frau Rieger, 215)

Frau Kramer (SRS) möchte Mutter werden und sucht dafür einen Mann, mit handwerklichem Geschick und Verlässlichkeit. Bei allen Kritikpunkten, die sie an ihrem Ex-Partner nennt und

ausführt, erkennt sie von Anfang an, das er „zuverlässig“ (SRS_Frau Kramer, 21) ist, handwerklich „super drauf“ (ebd. 171), Dinge renovieren und einbauen kann (ebd. 169), Fahrten für sie erledigt und ein „großes Haus mit Garten“ (ebd. 15) besitzt. Sie möchte aufgrund ihres Alters bald Mutter werden und nimmt dafür in Kauf, zwar eigentlich den falschen aber doch zumindest einen verlässlichen Mann ausgesucht zu haben:

„Ach, ich hab mir immer ein Kind gewünscht. Nicht unbedingt so, aber also das ist das größte Geschenk, was ich je erlebt habe. Das ist das Schönste, was ich je erlebt habe, so.“ (SRS_Frau Kramer, 15)

Die befragten Mütter wünschen sich Kinder, um durch das Kind eigene „Defizite“ aus der Kindheit (IG_Frau Wagner, 215) zu kompensieren und ihre Vorstellungen von Liebe weiterzugeben. Berufliche und andere Aspirationen verfolgen sie kaum. Erwerbsarbeit als Mittel zur Selbstverwirklichung und Selbstständigkeit spielt eine untergeordnete Rolle. Beispielsweise möchte Frau Rieger zwar schon „unbedingt“ wieder arbeiten, aber nicht, um finanziell unabhängig zu werden:

„Aber ich will unbedingt auch wieder arbeiten. Bloß, ehm, das ist jetzt nicht so ehm (Pause) ich bin kein Karrieremensch. Ich will diese Arbeit machen, weil ich das Gefühl hab, das ist ein Beitrag zur Welt und weil ich sie gerne tu.“ (IG7_Frau Rieger, 144)

Die Berufstätigkeit wird aus Freude an der Arbeit ausgeübt oder dem Gefühl, etwas Sinnvolles in die Welt zu bringen. Unabhängigkeit und Autonomie sind nicht in erster Linie damit verbunden. Alle befragten Frauen dieser Subgruppen sehen Erwerbsarbeit als der Mutterschaft untergeordnet.

Wie die befragten Väter sehen auch die Mütter die väterliche Funktion darin, finanzielle Sicherheit herzustellen und, wenn die Kinder älter sind, die Kinder in die Welt zu begleiten. Die Deutung „das Kind gehört zur Mutter“ kann hier deutlich bestätigt werden. Das Zusammensein von Mutter und Kind verringert Leid:

„Also da ist ein Kümmern bei den Kleinen, ein Teil ist mitgebracht, ein Teil ist Geschichte, also eigene Biografie. Ich verstehe es eher eben dieses, schnell in die Kita geben, schnell arbeiten wollen, die Kinder leiden wie Berserker dran. Versteh ich nicht.“ (IG_Frau Wagner, 227)

Das Da-Sein für das Kind verschafft Heilung und gesundes Aufwachsen. Ansonsten wünschen sich die Befragten, möglichst keine Wirkung auf andere zu haben (vgl. Kapitel 9.2.3).

Mutterschaft birgt die Möglichkeit zur Entwicklung und Reifung der Persönlichkeit. Frau Peters drückt es wie folgt aus:

„Das ist ja dann auch so ein Bewusstseinswechsel mit der Mutterschaft, oder Elternschaft beginnt, oder, ich weiß nicht so, auch ein Teil von erwachsen werden, das Leben aus einer anderen Perspektive zu begreifen. Nicht mehr aus

der kindlichen Wahrnehmung. (Pause) Das hat für mich was mit dem Elternwerden zu tun gehabt. (Pause).“ (IG_Frau Peters, 8)

Mutterschaft bedeutet eine nächste Bewusstseinsstufe. Auch die anderen Mütter bestätigen, dass mütterliche Aufopferung (vgl. das „Gebot der Mutternähe und Aufopferung“ als Leitbild für verantwortete Elternschaft, Ruckdeschel 2015, S. 191) für sie ein inneres Bedürfnis darstellt, das letztendlich auch dem inneren Wachstum dient: Frau Grimm bezeichnet die Mutterschaft als „hundertprozentigen Job“ (IG_Frau Grimm, 34) und identifiziert sich mit dieser Aufgabe voll. Frau Rieger sieht im „Geben und Eingebundensein“ (IG_Frau Rieger, 25) den Kern der Mutterschaft und möchte dafür die nötige Energie aufbringen:

„Also ich möchte einfach mit [meinem Kind] sein. Ich merk halt, ich möchte keine Mutter sein, die einfach acht Stunden jeden Tag das Kind irgendwo wegibt. Das ist für mich echt so ganz oberste Priorität.“ (IG_Frau Rieger, 144)

Nach Ruckdeschel (2015) gehen mit diesem Leitbild der „aufopfernden Mutterschaft“ bestimmte Glaubenssätze einher, z.B. dass Kinder „oberste Priorität“ (ebd. S. 197 und Frau Rieger, 144) haben und dass Elternschaft „Arbeit bedeutet“. Ruckdeschel macht darauf aufmerksam, dass „implizit davon ausgegangen wird, dass es Frauen bzw. Mütter sind, die ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen sollten, was für Männer wesentlich einfacher zu fordern ist als für Frauen“ (ebd. S. 197)⁶⁸. Die hier befragten Mütter erleben Mutterschaft nicht als ein Sich-Zurücknehmen, sondern haben ein Bedürfnis danach, für ihre Kinder da zu sein, um zu wachsen und zu reifen. Die Befragten streben nicht nach eigener Autonomie und Freiheit, wie es die „reine Beziehung“ bzw. das assoziativ-moderne Partnerschaftsleitbild nahelegen würde, sondern danach, das Kind zu priorisieren. Darin sehen sie den eigentlichen Akt der Selbstbefreiung, denn sie möchten sich nicht der angenommenen Norm der Mehrheitsgesellschaft unterordnen, die Kinder „einfach acht Stunden jeden Tag“ „irgendwo“ abzugeben. In der Mutterschaft liegt die Möglichkeit der Selbstverwirklichung, Selbsterkenntnis und Befreiung. Eine Analogie dazu zur Vaterschaft gibt es nicht.

Kurz gesagt zeigt sich, dass mit der *verstehenden Weiblichkeit* Mutterschaft der Heilung und dem Wachstum dient.

⁶⁸ In der Leitbildstudie werden immer wieder Unterschiede deutlich zwischen den Leitbildern, die als gesellschaftlich vorherrschend angenommen werden und den eigenen Leitbildern. So zeigt sich, dass etwas mehr als „ein Viertel der Befragten ist der Meinung, dass Kinder absolut an erster Stelle stehen sollten, als gesellschaftliches Leitbild wird dies dagegen von 44,7 % wahrgenommen“ (ebd. S. 197).

9.2.2 Perspektivveränderung

Frau Wagner, die ihren Ex-Partner teilweise massiv abwertet – dies wird in Kapitel 11.3.1 detailliert ausgeführt – berichtet von ihrer jüngsten Partnerschaft nach der Trennung vom Vater ihrer Kinder. Sie findet es „geil“, dass ihr Partner über Gefühle sprechen konnte:

„Die letzte Beziehung jetzt auch, das war ein Mann, der sehr viel erklärt hat, wie er tickt, das ist geil, einen Mann zu haben, der sagt: ‚Wenn Du mir Fragen stellst, dann fühl ich mich so, als wärst du meine Mutter.‘ Und er ist ein Extrem. Oder // also wirklich zu lernen, wie ticken Männer, ja, das ist schon viel zu lernen: Okay, wenn ich so und so bin, dann fühlt er sich wahrscheinlich so und so. Er braucht Wertschätzung, also übe ich wertzuschätzen. Oder arbeite // also handle einfach viel aus einer Wertschätzung, mit Wertschätzung, so viel ich es kann. Und wenn mich irgendwas nervt, dann geh ich nicht zu ihm, sondern geh erst mal zu jemandem // also bei mir ist es L [eine gute Freundin], wo ich sag: ‚L, da bin ich grad genervt, hilf mir, meine Perspektive zu verändern. Perspektivveränderung.‘“ (IG_ Frau Wagner, 275)

Frau Wager betrachtet „Männer“ als wären sie eine eigene Gattung, die sie erkunden möchte. Sie möchte diese Fähigkeit erlernen und ist daher darauf angewiesen, dass ein Mann ihr sagt, was er denkt und fühlt. Mit fast schon devoter Hingabe, möchte sie dem Mann genau das geben, was er braucht: Wertschätzung, soviel sie kann.

Seine Aussage, dass sie wie eine Mutter erscheint, wenn sie Fragen stellt, wird nicht hinterfragt, sondern als neutrale Information aufgefasst, der sie sich dann anpassen kann. Es wäre ja an sich auch möglich diese Wahrnehmung als ein Problem des Partners darzustellen, dass er im eigenen Inneren lösen solle. Dies wird aber nicht getan, sondern sie passt ihr Verhalten seinem Erleben an.

Zudem wird Konflikten aus dem Weg gegangen. Wenn sie sich über ihn ärgert, spricht sie lieber mit einer Freundin und versucht, seine Perspektive zu verstehen. Ihn behelligt sie damit nicht.

Diese Haltung steht in krassem Kontrast zu den Aussagen der in 9.1. zitierten Befragten, die ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse an erste Stelle stellen und nicht davon sprechen, ihre Partnerin verstehen zu wollen.

Auch Frau Grimm, die die Trennungsstrategie der Vergebung verfolgt, möchte ihren Ex-Partner auch in konflikthaften Situationen vor allem verstehen und eigene Wünsche „loslassen“. Sie schildert eine von vielen Situationen nach der Trennung:

„Also, immer son bisschen also auch in der Kommunikation versucht, hab ich viel versucht so ihn zu verstehen. Also, dass ich ihm quasi den Wind aus den Segeln nehm. Also so wenn's Stress gibt, oder er nicht wollte ‚Okay‘, so dieses ‚Okay‘, und nicht versuchen: ‚Ich will das jetzt aber‘. (I: Aha) Also wirklich dann

losgelassen und ja, so ganz viel. Das hat bestimmt nochmal so zwei Jahre gedauert.“ (IG2_Frau Grimm, 51)

Den eigenen Willen „loszulassen“, einfach „Okay“ zu sagen sind für sie Zeichen reifer Kommunikation. Interessant ist hier die Deutung des Ausdrucks „Wind-aus-den-Segeln-nehmen“. Dieser kann zum Beispiel bedeuten, durch geschicktes und strategisches Argumentieren oder durch Darstellung unumstößlicher Fakten, die Argumentationsgrundlage oder die Motivation des anderen zu entkräften, meist um die eigene Position zu stärken. Dies passiert in diesem Beispiel allerdings nicht. Frau Grimm gibt nach, lässt ihren Partner in Ruhe, argumentiert nicht mit ihm, findet keine Alternativvorschläge, sondern sagt „Okay“ und verzichtet bewusst darauf, ihren Wunsch durchzusetzen. Der von ihr gewählte Ausdruck „ich will das jetzt aber“ lässt an ein kindliches, trotziges Verhalten denken, wovon sie sich distanziert. Erwachsen und reif ist es in dieser Logik, eigene Bedürfnisse nicht durchzusetzen zu wollen und emotionale Reaktionen unbedingt zu vermeiden⁶⁹. Nachgeben nimmt *ihr* den „Wind aus den Segeln“, verhindert eine konfrontative Auseinandersetzung und Konflikt. Sie richtet sich nach ihm.

In diesem Zitat klingt bereits ein tragischer Aspekt des *Verstehens* an: Die Negierung und Folgenlosigkeit eigener Wünsche und Bedürfnisse. Insbesondere die *vergebenden* Frauen lösen ihr Selbst quasi auf.

9.2.3 Gewünschte Wirkungslosigkeit

Frau Rieger vergleicht ihre jetzige Partnerschaft mit der zum Vater ihres Kindes:

„Also einfach so zu merken, dass (Pause, 3 Sek) na so ne emotionale Abhängigkeit bestanden hat, so dass es nicht diese Freiheit gab, dass wenn er was entscheidet, so wie es für ihn gut ist, dass ich dann zwar meine Wut und meinen

⁶⁹ Einer der Grundpfeiler der GFK besteht darin, „Verantwortung für unsere Gefühle“ zu übernehmen (Rosenberg 2016, S. 67), um auf eine negative Äußerung (z.B. ein „Ich will nicht“) nicht mit Schuldzuweisungen zu reagieren, und so einen Streit zu eskalieren. Zielführender ist es demnach, die eigenen „Gefühlswurzeln“ zu erkennen und zu akzeptieren (ebd. 69). Es gibt vier Reaktionsmöglichkeiten auf negative Äußerungen (die Auslöser, aber nie Ursache unserer Gefühle sind): 1. Sich selbst die Schuld geben; 2. Anderen die Schuld geben; 3. Die eigenen Gefühle und Bedürfnisse wahrnehmen; 4. Die Gefühle und Bedürfnisse der anderen wahrnehmen.

Frau Grimm in diesem Beispiel, zeigt keine der oben genannten Möglichkeiten, sie sagt gar nichts, bzw. „Okay“. Sie gibt niemandem die Schuld, legt keinen Wert auf ihre eigenen Bedürfnisse, fragt aber auch nicht nach den Bedürfnissen des Vaters. Ihre Friedensarbeit besteht nicht darin „mit dem Licht des Bewusstseins unsere eigenen Gefühle und Bedürfnisse zu erhellen“ (ebd. S. 70), sondern beschränkt sich darauf, sich mit einem „Okay“ aus dem Konflikt zu ziehen und innere Vergebungsarbeit zu leisten.

Schmerz fühlen kann, aber ich nicht anfang, ihn emotional zu manipulieren mit meinen Gefühlen. Also da hat man auch einfach n unguten Umgang. Also auch er hat sich immer sehr verantwortlich gefühlt für meine Gefühle, und ich bin son Mensch, ich hab starke Gefühle, aber ich kann die eigentlich auch in mir halten, bloß wenn er dann in sone Angst kommt, weil ich jetzt was fühle, dann da hat es sich verheddert, an dieser Stelle. Und das war superwichtig, dass wir das trennen können. Und ich merk das jetzt in meiner Beziehung, dass ich das eigentlich sehr gut kann. Jetzt hab ich n Partner für den ist klar, wenn ich was fühl, dann fühl ich das einfach, und dann geht es darum, das nicht zu stören. Aber es geht nicht darum, dass er jetzt was anderes macht unbedingt. Sondern ne gesunde, son ganz gesundes Wissen darum, dass es in Ordnung ist, Gefühle zu haben, und dass man dann darüber in son Austausch kommen kann. Aber das es nicht heißt, der muss dann sowas machen, nur damit ich nicht so schlimme Sachen fühle. Und diese Stelle ist einfach das Wesentliche denk ich. Sone Selbstverantwortung für mich und meine Gefühle und Bedürfnisse. (IG_Frau Rieger, 48)

Besonders gut gefällt ihr, dass sie jetzt ungestört fühlen kann, ohne dass sie damit rechnen muss, dass dieses Gefühl bei ihrem Partner eine Reaktion im Sinne einer Verhaltensänderung auslöst. Dies wäre ihrer Ansicht nach „emotionale Manipulation“.

Der hohe Wert der Autonomie und der Freiwilligkeit jeder Entscheidung steht über allem und bewirkt sogar, dass sie lieber ihre Gefühle *in sich* behält, als Gefahr zu laufen, dass ihr Partner seine Entscheidungen oder Handlungen an ihren Gefühlen ausrichten könnte. Dies steht in krassem Kontrast zu Herrn Beers Umgang mit seinen Gefühlen. Für ihn sind seine Gefühle unhinterfragbar und geben Handlungsorientierung vor, auch wenn die Partnerin dadurch eingeschränkt und ausgebeutet wird. Herr Beer erwartet unbedingtes Verständnis für seine Gefühle. Die angestrebte Autonomie in der „reinen Beziehung“ führt in diesem Beispiel zu einer Selbstauflösung der Befragten.

Der Vergleich zwischen den Geschlechtern zeigt die unterschiedliche geschlechtstypische *Fühl-Richtung*. Herr Beer und Herr Paulsen nehmen ihre Gefühle wahr und räumen ihnen Priorität ein. Sie überwinden Schwäche und erheben sich so über die Partnerinnen, deren Gefühle keine Auswirkungen auf ihr Verhalten haben sollten. Ihr Verhalten ist ohnehin nie die Ursache für die Gefühle der Partnerin (vgl. GFK). Frau Rieger nimmt ihre Gefühle ebenfalls wahr, hält sie aber zurück, um niemanden zu „manipulieren“. Sie bagatellisiert ihre Gefühle, wenn sie sagt „*nur* damit ich nicht so schlimme Sachen fühle“ (Hervorhebung MB). Sie fühlt auch keine „Erhabenheit“, indem sie ihre Gefühle zurückhält. Sie bleibt bei ihre „schlimmen Sachen“, die sie fühlt und empfindet es als „gesund“, wenn ihr dieser Schmerz nicht auch noch abgesprochen wird. Schmerz wird von den hier befragten Frauen nicht als Schwäche gedeutet, die überwunden werden soll, um unverletzlich zu sein. Sie möchten in den Schmerz „eintauchen“ (IG6_Frau Peters, 40), ihn bis in Letzte fühlen, um sich nicht von ihm abhalten zu lassen, die Perspektive des Partners zu übernehmen.

Auch bei Frau Wagner und Frau Grimm zeigen sich in den oberen Zitaten, dass eigene Gefühle, Ansichten, Wünsche oder Verärgerungen nicht dazu genutzt werden, mit dem Partner in eine direkte und oppositionelle Auseinandersetzung (vgl. Overall und McNulty 2017, Kapitel 5.2.2) zu gehen und für sich einzustehen. Vielmehr nehmen die befragten Frauen die untergeordnete, passive Rolle ein, sprechen entweder bewusst mit dem Partner nicht über Konfliktthemen oder geben nach. Sie erwarten weder Rücksichtnahme, noch Unterstützung oder gar Verhaltensänderung vom Partner.

Connell (2015) beschreibt diese Selbstaufgabe bei Männern, die zum Beispiel aufgrund feministischer Prägung, keinerlei Forderungen stellen und sich in völlige Passivität flüchten, um nicht Gefahr zu laufen, eine unterdrückende Männlichkeit zu reproduzieren. Connell nennt dies die „Annullierung“ von Männlichkeit (ebd. S. 196), die sich nicht selten in Androgynität äußert. Die hier befragten Frauen tun ähnliches, können aber ihre Weiblichkeit dadurch betonen und sogar vervollkommen.

Das Beispiel der Schmidts (IG) soll zeigen, wie auch in symbiotisch angelegten Partnerschaften, die vermeintlich auf gegenseitigen Nutzen ausgelegt ist, Geschlecht als hierarchisches Verhältnis konstruiert wird.

9.2.4 Unterordnung

Frau und Herr Schmidt lassen sich als Mischform zwischen *Individuation* und *Vergebung* beschreiben. Sie nennen beide ihre Partnerschaft „symbiotisch“. Beide arbeiten eng aufeinander bezogen und – so wird es geschildert – partnerschaftlich, um ihr gemeinsames Ziel – ein nachhaltiges und gemeinschaftliches Leben zu führen – zu erreichen. Auf der latenten Ebene der charakterlichen Zuschreibungen zeigen sich die emotionalisierten Geschlechtskonstruktionen als Machtverhältnis.

Die symbiotische Partnerschaftsausrichtung verschleiert, dass charakterliche Zuschreibungen nach traditionellem Muster erfolgen und eine hegemoniale Männlichkeit stärken. Frau Schmidt beschreibt die Partnerschaft retrospektiv:

„Ich hab einfach den Y genommen und ihn auf einen Sockel gestellt. Er war einfach der Größte, der Tollste, der Schönste, der (lacht) was weiß ich, der Beste, so. Ja, aber das hab ich mit ihm gemacht. Also er hat immer wieder gesagt: ‚Jetzt nimm mich doch runter von diesem Sockel. Das ist so scheiße, was ich alles erfüllen muss‘ oder // ‚weil du mich da hochhebst‘. So, und ich hab das die meiste Zeit gar nicht kapiert, dass ich das tu. (...) Das andere ist, dass er einfach eine unglaublich lebendige Energie hat. Und er hat so viele Ideen am Tag, so viel kann ich gar nicht denken. Also da bin ich komplett überfordert mit. Also er hat tausend verschiedene Ideen und die aber immer irgendwie alle mitgeteilt und kommuniziert. Und dann hat sich so was eingespielt wie // ich hab erst mal prinzipiell zu allem immer ‚Nein‘ gesagt (lacht). Weil in meiner Welt ist

das gar nicht umsetzbar, so viel Ideen, ja. So, und mein Part war immer der: ‚Jetzt lass uns jetzt mal das machen, und dann gucken wir weiter‘. So. Also so waren zwar Rollen verteilt, ja, also er da und ich einfach so brrr, den Alltag durchgetragen. (...) Und für mich war das oft wahnsinnig stressig. Also in diesem an seiner Seite, in diesem Fahrwasser, wie auch immer man das jetzt beschreiben mag, zu sein. Also das hat mich oft so atemlos auch, auch sein lassen. Und (Pause 3 Sek.) genau, und jetzt, wo ich einfach diesen Abstand hab, hab ich so das Gefühl, ich kann in meinem Rhythmus und in meiner Geschwindigkeit einfach da die Dinge tun. Und das ist komplett anders als seine Geschwindigkeit und sein Rhythmus.“ (IG5_Frau Schmidt, 135)

Die Passage wirft ein anderes Licht auf die symbiotische Partnerschaft. Die *verstehende Weiblichkeit* wird durch Selbstbezüglichkeit hergestellt und ermöglicht erst die Herstellung einer hegemonialen, wenn auch *verletzlichen Männlichkeit*.

Frau Schmidt zeichnet hier ein Bild gegenseitiger Abhängigkeit, mit dem Mann in der visionären Führungsrolle und der Frau in der alltäglichen Ausführung.

Nach Connell stellt sich Männlichkeit stets im Kontrast zu Weiblichkeit in Interaktionsprozessen herstellt. Dieser relationale Prozess der Männlichkeitskonstruktion umfasst drei Ebenen: Macht, Produktion und emotionale Bindungsstruktur (vgl. auch Buschmeyer 2011, S.91). Alle drei Ebenen lassen sich in dieser Passage erkennen: Zunächst beschreibt die Befragte ihren Mann quasi als Gegenteil von sich selbst. Er gibt den Ton an und ist der dominierende Part in der Beziehung, sie befindet sich in seinem „Fahrwasser“, „an seiner Seite“, „atemlos“ versuchend, den Alltag zu organisieren. In dieser Schilderung ist ihr Partner in einer lenkenden, machtvolleren Position als sie. Die Arbeitsteilung wird hier anhand von Charaktereigenschaften geschlechtsspezifisch zugeschrieben, die weiterhin einer dichotomen Geschlechterkonstruktion folgen: Der Mann produziert Ideen, ist „lebendig“ und aktiv. Sie hingegen „trägt“ die Ideen, kann nicht „soviel denken“, „kapiert nicht“ und kümmert sich um die Möglichkeiten einer realistischen Umsetzung. Die verschiedenen Tätigkeiten (Ideen haben vs. Ideen tragen) werden durch die Wahl der Adjektive (aktiv-positiv vs. passiv-negativ) geschlechtsspezifisch bewertet. Die Passage gibt auch Hinweise auf die Bindungsstruktur der Partnerschaft, die wiederum eine Schieflage aufweist. Er steht auf einem Sockel, sie blickt bewundernd zu ihm herauf. Auch wenn sie dies aus heutiger Sicht kritisiert, übernimmt sie die volle Verantwortung für diese Schieflage auf allen drei Ebenen. Frau Schmidt hat seine Perspektive übernommen. Die Symbiose kann hier als Partnerschaftsleitbild entlarvt werden, dass hegemoniale Männlichkeit verdeckt und ermöglicht. Das höhere gemeinsame Ziel unterstellt, dass es ohne Konsequenz sei, wer die „Ideen“ hat und wer „putzt“. Eine Reflektion von Machtgefällen, Zuschreibungen und Abhängigkeiten kann daher nicht stattfinden.

Ein weiterer Aspekt der *verstehenden Weiblichkeit* ist die aufopfernde Mutterrolle, die mit Heilung verbunden wird.

9.3 Zusammenfassung

Das Zusammenspiel dieser vier Aspekte – Perspektivübernahme, Mutterschaft, eigene Wirkungslosigkeit und die Vergemeinschaftung bestimmter Hausarbeiten – führt dazu, dass im Trennungsverlauf eine Reihe von Umdeutungen stattfinden und die Trennung vor allem im eigenen Inneren verarbeitet wird.

Die Orientierung am Leitbild der „reinen Beziehung“ – in einigen Fällen wird die Partnerschaft als „offene Beziehung“ gelebt – führt in einigen Fällen zu einer Emotionalisierung der Partnerschaft. ‚Fühlen‘ ist zentrale Komponente der Partnerschaft und wird als eine gestaltbare Betätigung verstanden, die die befragten Männer anders deuten als die befragten Frauen. Beide streben danach, mit Gefühlen zu arbeiten und sie zu modellieren. Die Richtungen dieser „Gefühlsarbeit“ sind jedoch unterschiedlich.

- Fühlen wird von den drei befragten Vätern des Typus *Distanzierung* dazu genützt, jede Form von Verletzlichkeit zu überwinden und sich durch emotionale Distanzierung über die Partnerin zu stellen, um so eine verdeckte Form der hegemonialen dominanten Männlichkeit herzustellen.
- Emotionalität und Verletzlichkeit können andererseits dazu benutzt werden, Schwäche und Schmerz im eigenen Inneren zu fühlen und nicht nach außen zu tragen. Darin wird Kontrolle eigener Emotion gesehen, die dazu dient, die Perspektive anderer übernehmen zu können. Das Zeigen eigener Bedürfnisse und Gefühlen wird als Manipulation gedeutet. Weiblichkeit kann so als völlige Passivität und Aufgehen in der Erfüllung der Bedürfnisse anderer konstruiert werden.
- Die Betonung von Autonomie und Emotionalität in der „reinen“ bzw. offenen Beziehung führt in einigen hier untersuchten Fällen zu einer emotionalen Unverbundenheit der Partner/-innen, die als Zeichen einer guten Beziehung angestrebt wird.

Die Trennung wird in diesen Subgruppen in besonderem Maße zu einer sozialen Situation, in der Geschlecht hergestellt wird. Die Handlungsmacht einer *verstehenden Weiblichkeit* ist gering.

In den nun folgenden Kapiteln werden die sechs Trennungstypen als Ausprägungen zwischen einer egalitären Nachtrennungselternschaft und einer hochstrittigen Elternschaft vorgestellt. Ungleichgewichte in der Verteilung von Care- und der Erwerbsarbeit, sowie zwischen den Möglichkeiten den eigenen Willen durchzusetzen, werden dabei in unterschiedlicher Weise und vor dem Hintergrund der emotionalisierten Genderkonstruktionen ausgeglichen.

10 Positives Coparenting

Als erstes sollen die beiden Typen *Egalität* und *Individuation* beschrieben werden, die ein positives Coparenting umsetzen können.

Zum Typus *Egalität* gehören drei befragte Eltern aus der Sorgerechtsstudie, die nach der Trennung ein annähernd hälftig aufgeteiltes Betreuungsmodell im Wechsel umsetzen: Frau Lorenz und das ehemalige Paar Herr Maier und Frau Mahler.

Zum Typus *Individuation* zählen vier Eltern, die in zwei Intentionalen Gemeinschaften befragt wurden bzw. sich dort getrennt hatten. Diese Eltern erreichen ein kooperatives und phasenweise ein annähernd egalitäres Nachtrennungsmodell, allerdings erst einige Zeit nach der Trennung: Frau Fritz, Herr Müller, Herr und Frau Ullstein.

Zunächst wird jeweils ein Fall beschrieben. Danach werden die Erwartungen an Partnerschaft geschildert und die Unterschiede zwischen den Typen dargestellt. Daraus lassen sich die Trennungsgründe, die Trennungsgestaltung und das Coparenting nach der Trennung erklären.

10.1 Egalität

Im Folgenden wird zunächst ein Fall des Typus *Egalität* beschrieben und hinsichtlich der Trennungsgestaltung ausgeführt.

10.1.1 Fallbeschreibung

Frau Lorenz wurde dem Typus *Egalität* zugeordnet. Sie ist 36 Jahre alt, Anwältin, und ihr Kind ist drei Jahre alt, sie lebt seit zwei Jahren getrennt vom Vater des Kindes und teilt sich die Elternverantwortung weitgehend egalitär mit ihm.

Frau Lorenz zieht nach ihrem Jurastudium in eine Kleinstadt zu ihrem damaligen Freund, um dort mit zwei Kolleg/-innen eine Anwaltskanzlei aufzubauen. Die Beziehung zu ihrem Freund geht bald auseinander und sie lernt wenig später auf einer Party den späteren Vater ihres Kindes kennen. Das Paar zieht nach einigen Monaten zusammen. Beide besprechen, dass sie sich vorstellen können, bald eine Familie zu gründen. Die Schwangerschaft stellt sich dann allerdings schneller ein als erwartet, was Frau Lorenz vor größere organisatorische Probleme stellt, denn sie ist mit dem Aufbau der Kanzlei sehr stark eingebunden und arbeitet weit mehr als Vollzeit bis kurz vor der Geburt.

Auch ihr Partner arbeitet als Geschäftsführer eines Handwerksbetriebs viel und kann sie nach der Geburt des Kindes nicht so unterstützen, wie Frau Lorenz es sich erhofft hatte und wie es auch abgesprochen war. Im Gegenteil, er nimmt noch freiberufliche Aufträge an, wogegen Frau Lorenz sich vehement ausspricht, denn sie möchte, dass wenigstens die ersten Monate nach der Geburt die Familie im Vordergrund steht.

Da sie in der Kanzlei unabkömmlich ist, nimmt sie das Baby mit ins Büro, stillt zwischendurch und ist auf die Hilfe ihrer Kolleg/-innen angewiesen. Diese nehmen Außentermine für sie wahr und versorgen das Baby, während sie arbeitet. Nachts schläft sie schlecht und kämpft mit der Überforderung, Kind und Beruf unter einen Hut zu bringen. Sie wird zunehmend ungehalten, wenn ihr Partner abends ausgeht, seinen Hobbys nachgeht und ihr vorwirft, sie sei ja „immer müde“. Frau Lorenz fordert ihn auf, sie mehr bei der Versorgung des Kleinkindes zu unterstützen. Da sich die Situation aber nicht ändert, verhärten sich die Konflikte. Frau Lorenz ist verärgert über die Art und Weise, wie ihr Partner seinen Beruf organisiert und welche Priorität er dem gemeinsamen Kind und der Familie zugesteht. Sie fühlt sich zuhause nicht mehr wohl, nicht wertgeschätzt und kommt zu dem Schluss, dass nur eine Trennung wieder Ruhe in ihr Leben bringen kann. Sie denkt sogar, es könnte sie entlasten, allein für das Kind zuständig zu sein, denn der Ärger über ihren Mann sei eine zusätzliche Belastung, die sie sich dann ersparen könne. Sie fordert ihn daher auf, auszuziehen und dann die Hälfte der Kinderbetreuung verlässlich zu übernehmen. Die Trennung wird schnell umgesetzt und führt für kurze Zeit zu einer Verschlechterung der Situation, denn Frau Lorenz fühlt sich verletzt und allein gelassen.

Nach seinem Auszug unternimmt der Vater alle nötigen Schritte, um seine Vaterrolle wie abgesprochen auszufüllen. Mithilfe seiner Eltern, die am Ort leben, gelingt es ihm, die Betreuung des gemeinsamen Kindes annähernd zur Hälfte zu übernehmen. Auch an den Wochenenden übernimmt er nun erstmalig die volle Verantwortung für sein Kind. Frau Lorenz genießt die freie Zeit und die Erholung an kinderlosen Wochenenden. Sie hat das Gefühl, durch die Trennung alle Probleme gelöst zu haben. Ihre Elternschaft und ihre Berufstätigkeit kann sie nun gut vereinbaren. Da sich die partnerschaftliche Betreuung des Kindes zwei Jahre nach der Trennung mit ihrem Ex-Partner gut eingespielt hat, können sie heute wieder freundschaftlich aufeinander zugehen. Bei Übergaben trinken sie Kaffee zusammen oder laden sich gegenseitig zum Essen ein. Frau Lorenz berichtet, dass ihre Freundinnen sich fragen, warum sie sich überhaupt getrennt hätten, so gut wie sie sich jetzt verstehen.

10.1.2 Elternschaft vor Partnerschaft

Bei den egalitären Partnerschaften (Frau Lorenz und das ehemalige Paar Herrn Maier und Frau Mahler) steht das Leitbild einer gemeinsamen Elternschaft im Vordergrund. Obwohl die

befragten Eltern zum Zeitpunkt der Familiengründung beruflich und finanziell noch nicht etabliert sind – Herr Maier und Frau Mahler studieren noch, Frau Lorenz bereitet ihre Selbstständigkeit vor – ist die *Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf* ein zentraler Orientierungspunkt, an dem die Lebensplanung ausgerichtet wird.

Dies wird besonders bei Herrn Maier und Frau Mahler deutlich. Die Elternschaft entsteht ungeplant aus einer langjährigen Freundschaft heraus und wird daher von Beginn an eher als gemeinsame Verantwortung denn als Familiengründung betrachtet. Weder eine romantische Verliebtheit bringt beide zusammen, noch eine traditionelle Vorstellung von Familie. Von Beginn an ersetzt die Idee des Coparenting eine Familienorientierung:

„Mmh, und wir haben dann aber von Anfang an gesagt, mmh, ob wir jetzt zusammenbleiben, das müssen wir mal schauen. Ja, das haben wir eigentlich als zwei getrennte Fragen behandelt und gesagt: Wir heiraten jetzt auch nicht. Weil wir damals gesagt haben, wir müssen uns jetzt nicht zu dem einen Problem in Anführungszeichen noch ein zweites holen, ja. Da haben wir gesagt: Man kann ein Kind auch, falls man nicht zusammenbleibt, mmh, ganz gut aufziehen. War damals so unsere Vorstellung.“ (SRS_Herr Maier, 23)

Bis zur Geburt des zweiten Kindes fahren sie dann „mit angezogener Handbremse“, da sie „nicht sicher waren, ob es klappt“ (ebd.). Die Eltern verschmelzen nicht zu einer Paareinheit und streben dies auch nicht an. Eine Heirat wird von allen drei Befragten nicht gewünscht, sie verpflichten sich aber zur gemeinsamen Elternschaft, was in diesen Fällen auch mit der frühzeitigen Erklärung des gemeinsamen Sorgerechts verbunden wird.

Ein weiteres zentrales Kennzeichen dieses Trennungstyps liegt in der hohen *Berufsorientierung* der Partner/-innen. Die Befragten dieser Subgruppe verändern ihre beruflichen Pläne nicht mit Eintritt der Schwangerschaft, sondern möchten diese trotz Schwangerschaft und Baby umsetzen. Frau Mahler schließt beispielsweise während der Schwangerschaft ihr Studium ab, Herr Maier nimmt noch in der Schwangerschaft seinen ersten Job an, der ihm auch viele Überstunden abverlangt. Frau Lorenz hebt hervor, dass sie alles gut geschafft bzw. während der Schwangerschaft „immer gearbeitet“ hat:

„Und das war auch eine sehr, ja eine super Schwangerschaft. Also ich hatte nie irgendwelche Probleme. Ich hab durchweg gearbeitet. Ich bin auch ein sehr selbstständiger Mensch (...).“ (SRS_Frau Lorenz, 13)

Dementsprechend lässt sich ein Familienbild kaum aus den Interviews herausarbeiten, außer relativ vagen, klassischen Vorstellungen von „schöne große Wohnung“ in der man „zusammen auch mit mehreren Kindern“ (SRS_Frau Mahler, 59) einmal leben möchte. Der Wunsch nach beruflicher Egalität wird aber bereits von Anfang an ausgesprochen und als Zielvorstellung vereinbart („Wir hatten vorher ein paar Absprachen getroffen“ SRS_Frau Lorenz, 23).

Beruf und Elternschaft zu vereinbaren ist Ziel dieser Subgruppe, weniger Beruf und Familie.

10.1.3 Retraditionalisierung

Die Unzufriedenheit bei den *egalitär* ausgerichteten Befragten rührt daher aus der mangelnden Umsetzung der Egalität. Obwohl sich die Paare dieser Subgruppe bewusst mit der Frage auseinandersetzen, und Vereinbarungen darüber abschließen, wie ihre Familie aussehen soll, tritt mit Geburt des Kindes eine Retraditionalisierung ein. Frau Lorenz wertet dies klar als Vertragsbruch:

„Ja, also für ihn ging das Leben so weiter wie bisher. Und ich hatte // wir hatten vorher so ein paar Absprachen getroffen, nämlich dass er dann auch erstmal da bleibt oder zu Hause bleibt (...), weil ich ja auch wusste, ich bleib ein paar Wochen zu Hause. Das war ja auch abgesprochen im Büro. Er hat sich dann nicht daran gehalten.“ (SRS_Frau Lorenz, 23)

Frau Lorenz erlebt nach der Geburt einen Rückzug des Vaters aus der Elternrolle. Besonders deutlich erkennt sie die mangelnde Orientierung an Egalität ihres damaligen Partners in Zeiten der Kopräsenz zuhause. Dieser scheint nach ihrer Interpretation davon auszugehen, dass seine Partnerin zuhause, auch wenn er anwesend ist, die Hauptverantwortung für Kind und Haushalt übernimmt (vgl. die Befunde von Bathmann et al. 2013). Die Akzentuierungstheorie nach Caspi und Moffitt (1993) könnte hier zur Erklärung dieses gängigen Phänomens herangezogen werden. Die Geburt eines Kindes stellt eine Krise im Sinne eines Übergangs oder Umbruchs dar. Neue Verhaltensweisen werden laut Caspi und Moffitt insbesondere in Krisensituationen nicht an den Tag gelegt. Vielmehr werden in Krisen routinierte und bereits eingeübte Verhaltensweisen ausgeführt, solange sie nicht verunmöglicht werden. Die Rollenaufteilung der bürgerlichen Familie ist ein so starkes Orientierungsbild, dass insbesondere nach der Geburt eines Kindes, selbst wenn dies nicht geplant war, tradiertes Rollenverhalten gezeigt wird. Da vorher kein alternatives Verhaltensskript geübt und konkret besprochen wurde, werden gewohnte Verhaltensweisen – also die traditionelle Arbeitsteilung – sogar akzentuiert. Selbst wenn Paare sich rational gegen eine traditionelle Aufgabenteilung entscheiden, fehlt in alltäglichen Konfliktsituationen unter Umständen konkretes alltagspraktisches Wissen, wie die Aufgabenverteilung verändert werden kann, um „daily hassles“ zu verringern. Diese Schwierigkeit könnte sich bei Vätern stärker zeigen, da, wie gezeigt werden konnte, Emotionalität und Care mit Männlichkeit kaum zu verbinden sind.

Hinzu kommt bei Frau Lorenz das Gefühl, dass ihre enorme Belastung durch ihre Berufstätigkeit in Vollzeit und nächtliches Stillen durch ihren Partner nicht wertgeschätzt wird:

„Also das hat mir so ein bisschen gefehlt, dass er zu Hause mal den Tisch deckt. Oder dass das Kind eh mal schon früher abgeholt worden wäre. Oder von der Tagesmutter abgeholt worden wäre oder so. Und das war eben alles nicht da. Und das war alles so ein bisschen an mir hängen. (...) Also er fing dann auch noch an, alleine weg zu gehen, wo // ich hab dann nachgefragt und da hat er immer gesagt: ‚Na ja, du bist ja immer müde.‘ Hab ich gesagt: ‚Ja, eh wenn

man alle vier Stunden nachts aufsteht und stillt und tagsüber voll arbeitet und auch noch stillt, dann ist man irgendwann abends //.' Man nutzt dann wirklich die Zeit, die man hat, zum Schlafen. Weil man muss ja irgendwann den Schlaf aufholen. Und ehm das war eine sehr harte Zeit.“ (SRS_Frau Lorenz, 37-41)

Bei dem Paar Maier-Mahler wird die Retraditionalisierung eine längere Zeit, bis kurz nach der Geburt des zweiten Kindes, hingenommen. Frau Mahler sucht Begründungen dafür, warum ihr Partner so wenig Zeit mit der Familie verbringt. Sie versteht, dass er Überstunden leisten und selbst am Wochenende erreichbar sein muss, da er in einer aufsteigenden Firma tätig ist und sich dort gute Aufstiegsmöglichkeiten erhofft. Sie kann sich solange mit der Alleinzuständigkeit für die Kinderbetreuung arrangieren, bis auch das Gefühl der geringen Wertschätzung ihrer Care-Arbeit hinzukommt. Das folgende Zitat macht dies sehr deutlich:

„Und da hab ich dann schon irgendwann ein ziemliches Problem mit gekriegt. Zumal dass ihn // ich selber war auf Jobsuche und hab nichts gefunden und er hat einfach diesen Karrieredurchstart gemacht. Mmh und ich das einfach als sehr ungerecht empfunden hab. Und [er] hat dann immer gesagt: ‚Ich zahl dir eine Kinderfrau, dann kannst du auch arbeiten!‘ Darum ging's mir aber nicht. Ich wollte einfach, dass die Erziehung ein bisschen verteilt wurde. Weil damit ging natürlich die Schere immer weiter auf mit Zuständigkeiten für's Kind. Und dann natürlich auch klar, wenn ich 24 Stunden am Kind bin, hab ich auch mehr Ahnung und hab mich immer schwerer getan, in den kurzen Phasen, wo er da war, auch abzugeben.“ (SRS_Frau Mahler, 81)

Sein Angebot, eine „Kinderfrau“ zu bezahlen, erlebt die Befragte als Abwertung der von ihr täglich geleisteten Arbeit für die gemeinsamen Kinder. Dies entspricht nicht ihrer Vorstellung einer modernen Partnerschaft, in der Beruf und Care-Verantwortung gleich verteilt sind und beide Eltern in beiden Bereichen kompetent sind. Die Hierarchie der Aufgaben wird hier deutlich: Die Erwerbstätigkeit steht für Herrn Maier an oberster Stelle, die Care-Aufgaben können auch an Dienstleister/-innen abgegeben werden und werden damit abgewertet („Kinderfrau“). Laut Schneewind und Wunderer (2003, 2004a) determinieren vor allem die „paarbezogene Variablen“ (Schneewind und Wunderer 2003a, S. 193) die „wahrgenommene Positivität“ in Beziehungen. Ein Item der paarbezogenen Variablen ist die erlebte „Gerechtigkeit in der Beziehung“. An Frau Mahlers Aussage wird die erlebte Ungerechtigkeit deutlich sichtbar. Letztendlich führt die unterschiedliche Bewertung der Arbeiten mit der Höherbewertung der Erwerbsarbeit durch Herrn Maier zur Auflösung der Beziehung.

Beide Partnerschaften dieser Untergruppe sind an sich auf Egalität ausgelegt. Mit der Geburt der Kinder findet dennoch eine Retraditionalisierung statt, was mit der Akzentuierungstheorie erklärt werden kann. Teil der Retraditionalisierung ist die nicht ausreichende Wertschätzung der Arbeit und des Engagements der Mutter, was dann die „wahrgenommene Positivität“ als Komponente der Beziehungsqualität in der Beziehung erheblich verschlechtert. Die Mütter

fühlen sich abgewertet und initiieren die Trennung. Das eigentlich geteilte Ziel, Vereinbarkeit zwischen Elternschaft und Beruf herzustellen, wird nicht erreicht.

10.1.4 Egalität nach der Trennung

Die Trennung der egalitär ausgerichteten Eltern lässt sich als gemeinsamer Trennungsprozess beschreiben. Nach einer eher kurzen Phase der Trauer, Wut und Umorientierung, wird die Elternschaft pragmatisch organisiert. Im Fall des Elternpaares Meyer/Mahler ist dies ein langsamer, freundschaftlicher Prozess:

„Bis letzten Sommer haben Y und ich ein- bis zweimal täglich miteinander telefoniert. Und zwar nicht nur, weil wir organisatorische Dinge zu klären hatten, sondern weil wir eh und je ein unglaublich starken kommunikativen Austausch haben und auch (kurze Pause) unsere Beziehung irgendwie durch unsere starke Freundschaft getragen war. Und wir haben sehr lange gebraucht oder mmh die auch abzubauen. Und er hat mir auch in der Trennung natürlich sehr als Partner und als Vater für meine Kinder gefehlt, aber das, was mir am meisten gefehlt hat, ist der gute Freund Y. (...) Deswegen bin ich eigentlich auch so zuversichtlich, dass das alles in eine gute Richtung geht, weil wir diese enge Freundschaft haben. Und wenn wir, haben wir zum Beispiel auch in unserem Vertrag stehen, dass wir uns ungefähr alle drei bis vier Monate nur wir zwei zusammen setzen und unseren Status Quo diskutieren: Gibt es irgendwas, was man verändern kann? Dinge, die wir besprechen möchten. Und wenn wir diese Abende haben, die sind eigentlich wahnsinnig nett immer. Da gehen wir zusammen essen. Also wir unterhalten uns schon nach wie vor sehr gerne.“
(SRS_Frau Mahler, 197)

In diesem Zitat werden die beiden zentralen Kennzeichen dieser Art der Elternallianz genannt: Die freundschaftliche Verbindung – bei Frau Mahler schon seit der Jugendzeit – und das Treffen von Absprachen. Frau Mahler und Herr Maier besprechen zum Beispiel auch die Art und Weise des Coparentings, das sie sich nach der Trennung wünschen: „dieses Spaßpapa und Alltagsmama“ möchten beide Eltern bewusst vermeiden (SRS_Frau Mahler, 171).

Die Trennung führt daher bei den egalitär ausgerichteten Eltern eine Lösung herbei, denn die egalitäre Elternschaft wird nach der Trennung umgesetzt. Es wird keine gemeinsame Familienzeit mehr verbracht, in der tradierte Rollenkonzepte quasi automatisch wirken.

Frau Lorenz fühlt sich vor der Trennung nicht mehr wohl in der Wohnung, die Konflikte sind zu groß und sie hat keinen Erholungsraum. Erst nach der Trennung findet sie wieder Ruhe und genießt freie Zeiten:

„Und jetzt macht er genau das, was ich eigentlich immer eingefordert habe. Also der kocht und backt und // also wenn er mir früher mal ein Abendbrot gemacht hätte oder so, ne, dann wäre das ja super gewesen. Aber jetzt kann ich da essen gehen (lacht). Ja, das ist also jetzt wirklich schön. Also das hat mir so ein bisschen gefehlt, dass er zu Hause mal den Tisch deckt. Oder dass das Kind eh mal schon früher abgeholt worden wäre. Oder von der Tagesmutter abgeholt

worden wäre oder so. Und das war eben alles nicht da. Und das war alles so ein bisschen an mir hängen.“ (Frau Lorenz, 13)

Die Bedeutung von vorherigen Absprachen und Vereinbarungen wird deutlich, die die Vertragspartner/-innen dazu „zwingen“ neue Verhaltensweisen zu zeigen. Frau Lorenz drückt es deutlich aus:

„Und wir können auch so über viele Probleme sprechen. Wir sind auch gezwungen dazu. (...) Also wir haben auch diverse Verträge miteinander, Vereinbarungen miteinander. Ehm die einen einfach dazu zwingen, auch miteinander zu arbeiten.“ (SRS_Frau Lorenz, 101)

Herr Maier und Frau Mahler stellen ebenfalls Regeln und Vereinbarungen zur Gestaltung der Nachtrennungselternschaft auf:

„Ja, also (...) wir haben eigentlich // wir haben so eine Vereinbarung, in der also auch Unterhalt und Umgang und Zeiten und so was drinsteht. Da steht auch drin, dass wir uns regelmäßig abstimmen. Eigentlich alle drei Monate ungefähr.“ (SRS_Herr Maier, 61)

Die Eltern geben sich selbst übergeordnete Regeln, die sie dazu „zwingen“, ein Coparenting umzusetzen. Da sich beide Elternteile an diese Regeln auch halten, gibt es kaum Konflikte und der Umgang ist wohlwollend oder freundschaftlich. Darüber hinaus achten sie auch aufeinander:

„Also wenn ich irgendwelche anderen Dinge habe, die zu besprechen sind, ehm können wir auch da inzwischen gut miteinander reden, weil ich auch meine, dass wir auch so ein bisschen, auch wenn man getrennt ist, auch danach ein bisschen die wirtschaftliche Verantwortlichkeit miteinander trägt. Also auch den anderen so ein bisschen behilflich sein muss, wenn der irgendwie Probleme hat. Das ist eben auch grundsätzlich bei uns gegeben. Also dass da jeder für den anderen so ein bisschen da ist. Wenn man da irgendwie Rat oder Hilfe oder irgendwas braucht“ (SRS_Frau Lorenz, 163)

Mit Blick auf das gemeinsame Kind, achten beide darauf, dass es auch dem anderen Elternteil gut geht. Problematische Kommunikationsstile und Persönlichkeitsmuster, genderspezifische Zuschreibungen oder Herstellungsleistungen werden von den drei Befragten dieses Typs kaum geschildert. Die Befragten beschreiben ihre Ex-Partner als verlässlich und kooperativ. Frau Mahler beschreibt, wie auch schwierige Themen mit ihrem Ex-Partner konstruktiv besprochen werden:

„Aber immer // eigentlich immer mit einem ruhigen Ton und immer mit diesem Gedanken, das konstruktiv: Wir wollen, dass das klappt. Okay, das tut weh, das ist Scheiße. Und ich hau dann schon mal raus Sachen, die mir weh tun und die mich ärgern und alles vielleicht auch manchmal ungerecht. Das prallt mittlerweile ziemlich ab am Y. Mmh aber wir haben, es geht immer in die Richtung, dass wir sagen: Okay, wo wollen wir hin? Und wie, wie machen wir in Folge weiter.“ (SRS_Frau Mahler, 205)

Die konkrete Umsetzung der Nachtrennungselternschaft wird, wie gezeigt wurde, besprochen, vertraglich vereinbart. Die freundschaftliche und wohlwollende Verbindung scheint es zu begünstigen, dass diese Verträge auch eingehalten werden. Man kann daher von einer „Elternallianz“ sprechen. Der Befund von Zerle-Elsässer und Li (2017) bestätigt sich, denn die hier Befragten „had explicitly declared their willingness to live according to an egalitarian arrangement“ (ebd. S. 9). Die bewusste Entscheidung dafür, ein egalitäres Modell zu leben, scheint Voraussetzung dafür zu sein, nicht-benachteiligende Aufgabenteilung umzusetzen.

Im nächsten Unterkapitel wird der Typ der *Individuation* besprochen. Auch hier stellt sich eine positive Nachtrennungselternschaft ein, wenn auch teilweise erst nach einer längeren Zeit.

10.2 Individuation

Als eine zentrale Kategorie kristallisiert sich in der Analyse die *gemeinsame, übergeordnete Lebensausrichtung* heraus. Im Beziehungsverlauf gewinnen dann eigene Ziele an Bedeutung und das ursprünglich gemeinsame Ziel verliert an Bedeutung, was dann zur Trennung führt.

Für die Paare, die dem Trennungstypus *Individuation* zugeordnet wurden, ist die *Familiengründung* und das Streben nach *Nachhaltigkeit* und einer *alternativen Lebensform* ein verbindendes übergeordnetes Ziel.

10.2.1 Fallbeschreibung

Die Ullsteins sind seit vier Jahren getrennt und haben eine 10jährige Tochter. Herr Ullstein ist Unternehmensberater, Frau Ullstein hat sich auf tiergestützte Therapien spezialisiert. Die gemeinsame Tochter lebt heute bei der Mutter und sieht ihren Vater regelmäßig, mindestens jedes zweite Wochenende. Vor der Trennung lebte die Familie nach einer bürgerlich geprägten Familienvorstellung mit komplementären Arbeitsbereichen. Die Trennung bringt einen Prozess der *Individuation* in Gang.

Herr und Frau Ullstein lernen sich am Arbeitsplatz kennen. Sie jobbt während ihres Studiums als Bürokraft in der Unternehmensberatung, in der Herr Ullstein tätig ist. Herr Ullstein ist zu diesem Zeitpunkt in einer festen Beziehung. Da seine damalige Partnerin noch keine Kinder möchte, er hingegen schon, steht eine Trennung bereits im Raum. Herr und Frau Ullstein möchten beide möglichst bald eine Familie gründen. Daher „setzt“ Herr Ullstein seine damalige Freundin „vor die Tür“ (IG10_Herr Ullstein, 16), und Frau Ullstein zieht ein. Der gemeinsame Kinderwunsch bringt das Paar zusammen und die Schwangerschaft tritt kurz nach dem Zusammenziehen ein.

Eine Heirat vor der Geburt ihres Kindes ist beiden wichtig, denn sie möchten ihre Beziehung auf ein sicheres Fundament stellen und dies auch in einem kirchlichen Rahmen feiern. Als die gemeinsame Tochter geboren wird, brechen bei Frau Ullstein viele Ängste aus ihrer eigenen Kindheit auf. Sie möchte ihrem Kind eine perfekte Kindheit ermöglichen und eine „perfekte Mutter“ (IG_Frau Ullstein, 69) sein. In der Stillzeit verliert Frau Ullstein stark an Gewicht, leidet unter Schlafmangel und bezeichnet sich selbst als „extrem überprotektiv“ (Frau Ullstein, 69). Es bleibt ihr keine Minute mehr für sich selbst. Von außen bekommt sie kaum Unterstützung, da die Großeltern nicht am Ort leben und sie ihnen das Baby auch nicht über einen längeren Zeitraum anvertrauen würde. Herr Ullstein erlebt seine Frau in dieser Zeit als „*wandelnde Lei-*

che (...) völlig fertig.“ (IG10_Herr Ullstein, 39). Da es auch keine nachbarschaftliche Unterstützung gibt, kommt Herr Ullstein häufig mittags nach Hause, um für seine Frau und das Kleinkind zu kochen.

Frau Ullstein spürt immer stärker, dass sie der konventionellen Vorstellung von Familie – sie als Hauptzuständige fürs Kind und ihr Mann als zuständig für die finanzielle Absicherung – nicht mehr entsprechen kann. Ihr Leben kommt ihr völlig sinnlos vor und sie geht durch depressive Lebensphasen. Sie fühlt sich deplatziert und weiß keinen Ausweg aus ihrer Situation.

Als eine gute Freundin mit ihrer Familie in eine Intentionale Gemeinschaft umsiedelt, kommen die Ullsteins mehrmals zu Besuch. Frau Ullstein ist sofort begeistert und sieht dort eine Möglichkeit, so zu leben, wie es ihren Vorstellungen entspricht. Sie erlebt dort „Lebendigkeit“, Nachbarschaft und unterstützende Gemeinschaft. Der Entschluss, in die IG umzusiedeln, geht vornehmlich von Frau Ullstein aus. Trotz mittlerweile erheblicher Eheprobleme, hält sie eine Neubelebung der Beziehung durch den Umzug für möglich, denn auch Herr Ullstein ist begeistert von der neuen Perspektive. Ihn überzeugen die Naturnähe, die Schönheit des Ortes und die vielen unkomplizierten Möglichkeiten, die die IG bietet. Es wird ihm bewusst, dass das isolierte Leben einer Kernfamilie im Einfamilienhaus „plemplem“ ist.

Nach dem Umzug in die IG lebt die Familie zunächst auf. Die enge Mutter-Kind-Bindung weicht auf. Durch den Schulwechsel auf eine freie Schule am Ort wird endlich das „Hausaufgaben-drama“ beendet. Auch die Nähe zur Familie der Freundin und die vielen anderen Kinder tun dem Familienklima gut. Beide Eltern schildern ein „Aufblühen“ des Kindes.

Nach nur wenigen Monaten in der Gemeinschaft geht Frau Ullstein eine Affäre mit einem Bewohner ein. Als Herr Ullstein von der Affäre durch einen Zufall erfährt, beendet er die Beziehung zu seiner Frau sofort. „Fremdgehen“ ist für ihn ein Vertrauensbruch, ein „No-Go“ und ein unbedingter Trennungsgrund. Darauf folgt eine extrem angespannte und belastende Trennungszeit in der Gemeinschaft. Herr Ullstein zieht Hals über Kopf in eine WG am Ort, wo er zunächst Rückhalt findet. Frau Ullstein trennt sich alsbald auch von dem Mann mit dem sie eine Affäre hatte. Der Alltag in der IG wird für alle drei zunehmend unerträglich, da sie sich täglich begegnen. Schließlich verlassen alle nacheinander die IG: Herr Ullstein zieht zurück in die Stadt, Frau Ullstein mit der Tochter in ein Dorf in der Nähe, damit diese weiterhin die freie Schule besuchen kann. Auch der Mann, mit dem sie eine Affäre hatte, verlässt die IG.

Nach dem „Chaos“ (IG_Frau Ullstein) der Trennung hat sich zum Zeitpunkt des Interviews die Nachtrennungselternschaft eingependelt. Frau Ullstein fasst beruflich Fuß und entwickelt Perspektiven für sich. Die Eltern hatten verschiedene mehr oder weniger klärende Aussprachen, in denen sie auch ihr Bedauern über die Umstände der Trennung und das Ende der gemein-

samen Zeit geäußert haben. Heute sprechen sie sich über alle Belange des Kindes ab, besprechen Betreuungsbedarfe und Besuchszeiten. Teilweise finden auch freundschaftliche Gespräche statt. Herr Ullstein sieht sein Kind jedes zweite Wochenende und nach Absprache.

10.2.2 Gemeinsamer Lebensstil

Beim Trennungstypus *Individuation*, der sich nur in Interviews von Befragten findet, deren Trennungen in IG stattfanden, ist das übergeordnete Ziel ein gemeinsames. Die Befragten, zwei Männer und zwei Frauen, streben eine Fusion bzw. Symbiose⁷⁰ mit dem/r Partner/-in an, möchten gemeinsam ein alternatives, nachhaltiges Leben aufbauen. Herr Müller und Frau Fritz und ihre Partner/-innen widmen ihr gesamtes Leben dem Aufbau eines konsequent nachhaltigen und gemeinschaftlichen Lebensstils. Herr und Frau Ullstein, wie oben gezeigt, fliehen in eine Gemeinschaft, um ihr „kleinbürgerliches Kleinkindmutterdasein“ (IG_Frau Ullstein, 67) zu beenden.

Dies veranschaulichen die folgenden Zitate:

Herr Müller richtet seine Ausbildung, seinen Beruf und die Wahl seiner Partnerin an dem übergeordneten Ziel der Nachhaltigkeit aus. Er sucht eine Partnerin, die ihn ergänzt und mit ihm zusammen das gemeinschaftliche Leben sucht: Herrn Müllers Freundin sucht ihre Ausbildung mit ihm zusammen im Hinblick auf ein späteres Leben in Gemeinschaft aus:

„Sie (...) hat dann nicht genau gewusst, was sie machen sollte und ich war dann immer noch so drauf und dran, ich will in Gemeinschaft leben und dann hat sie gesagt, okay. Dann passte irgendwie Biogärtnerin. Und dann hat sie Biogemüsebau hat sie dann gelernt. (...) Bei einer Biogärtnerei und das hat auch gut gepasst, weil wir haben dann dort (...) einen Garten gehabt und sie hat die Pflanzennamen gelernt, ich musste Pflanzennamen lernen, wir haben zusammen gegärtnert, ich hab von ihr gelernt, sie hat von mir gelernt, warum Pflanzen jetzt so reagieren und ich hatte Praxis, also es war genial.“ (IG_Herr Müller, 25)

Die gemeinsame Ausrichtung und der gegenseitige Nutzen durch die Partnerschaft werden in diesem Zitat deutlich. Gesucht wird hier eine Symbiose, eine Zweckgemeinschaft, von der beide profitieren.

⁷⁰ In der Leitbildstudie (Schneider et al. 2018a) wird von Fusion gesprochen, was den Aspekt des Eins-Werdens betont. Die Befragten selbst sprechen allerdings von Symbiose, was den gegenseitigen Nutzen in den Vordergrund stellt. Die Analyse zeigt, dass der Begriff der Fusion den Sachverhalt zwar besser trifft, die Unterschiede aber Nuancen sind. Daher soll hier der Begriff der „Symbiose“ als In-vivo-Code beibehalten werden.

Bei Frau Fritz und Herrn Müller finden sich keine geschlechtsspezifischen Vorstellungen der Arbeitsteilung. Beide Partner/-innen üben Berufe aus und unterstützen sich auch darin:

„Sie war die Chefin der Gärtnerei, weil sie da wirklich die professionelle Ausbildung hatte und ich hab sie unterstützt. Ich hab die Gewächshäuser gebaut und hab die Beete vorbereitet, wo sie gesagt hat, jetzt brauchen wir da und da ein Beet und so weiter. Ich hab geguckt, wie kriegen wir das am besten hin (I: Ahja) und hab da viel gelernt von ihr.“ (IG_Herr Müller, 102)

Ähnlich stellt es sich bei Frau Fritz dar, die mit ihrem Partner zusammen eine therapeutische Ausbildung absolviert und mit ihm zusammen eine Gemeinschaft mit Therapiezentrum aufbauen möchte. Kinderbetreuung, Aufbau des Therapiezentrums und der Gemeinschaft bringen das Paar – unter Umständen gerade weil alles von beiden erledigt wird und nicht arbeits- teilig gearbeitet wird – an den Rand der körperlichen Kapazitäten:

„Wir haben aber einfach unsere Beziehung kaputt gearbeitet. Uns praktisch nicht mehr gesehen, weil wir immer abwechselnd in der Praxis waren und uns ums Kind gekümmert haben. Und zusätzlich ein Gemeinschaftsprojekt angefangen hatten aufzubauen, auf dem Land, 50 km entfernt, wo wir dann ständig unterwegs waren. Und 8 Hektar Wald angebaut haben, angepflanzt haben und mehrere Hektar Obst und waren total überfordert eigentlich. Und irgendwie blieb da für die Beziehung einfach nichts mehr übrig.“ (IG_Frau Fritz, 10)

Das übergeordnete Ziel, ein nachhaltiges Leben zu führen, stellt die Befragten vor die Herausforderung, alle gesellschaftlichen Institutionen, die als nicht-nachhaltig und als eine gesellschaftskonforme Lenkung der Lebensläufe angesehen werden (vgl. „hidden curriculum“, Leisering 2003), nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, zum Beispiel Kindergärten und Schulen, aber auch Mobilität, Bauweisen, Ernährung, Krankenpflege u.v.m..

Das ehemalige Paar Herr und Frau Ullstein nehmen zwar nach der Geburt ihres Kindes die traditionellen Rollen ein, sehen darin aber weder einen biologischen Determinismus noch ein Mittel, eine geschlechtsspezifische Selbstverwirklichung zu erzielen (vgl. hierzu in Kapitel 11, *Distanzierung, Abwertung und Vergebung*). Frau Ullstein ist mit ihrer Rolle als Mutter eher überfordert, möchte bestimmte Erwartungen an die Mutterrolle erfüllen und spürt doch bald, dass diese Rolle ihr gar nicht entspricht:

„Aber ansonsten war's mehr einfach ein // ich war in meinem Leben unglücklich, in meinem Alltag unglücklich, auch in meinem damals Kleinkindmutter-Sein unglücklich, und ich wusste einfach nicht, wofür ich das alles tu. Und wir waren uns einfach auch nicht besonders ähnlich und hatten wenig gemeinsame Interessen, es war mehr einfach so ein Auslaufen, ja// (...) Also ich war bis dahin einfach immer gewöhnt, dass ich Mutter geworden bin, dass ich ständig laufe, ständig Projekte, ständig was Neues, ständig was anderes, ständig andere Menschen, anderer Job. Das war sehr groß, und plötzlich war klar, das funktioniert nicht mehr, und ich wollte auch meinem Kind unbedingt was ganz anderes bieten als ich das in meiner Kindheit erlebt habe, die perfekte Mutter sein. Es

gab keinen Babysitter, und bei Oma schlafen ging auch nicht, also ich war extrem über-protektiv, und gleichzeitig hat mich das natürlich fast umgebracht, weil ich hatte keinen Moment mehr Luft für mich.“ (IG_Frau Ullstein, 67-69)

Das Mutterschaftsleitbild der sich „aufopfernden Mutter“ ist hier besonders deutlich. Es ist für Frau Ullstein handlungsleitend, auch wenn es ihr nicht entspricht.

Für Frau Fritz, Herrn Müller und Herrn und Frau Ullstein trifft zu, dass sie sich als Paar eher pragmatisch und funktional zusammenschließen, um gemeinsame Ziele zu erreichen: ein nachhaltiges, gemeinschaftliches Leben zu führen bzw. eine Familie zu gründen. Selbstverwirklichung, persönliche Entfaltung oder inneres Wachstum werden in den Interviews dieser Subgruppe nur am Rande thematisiert. Die gemeinsamen übergeordneten Ziele halten das Paar zusammen.

10.2.3 Unterschiedliche Ziele

Die Trennung erfolgt, als gemeinsame und individuelle Ziele nicht mehr zusammenpassen.

Alle Befragten der Subgruppe *Individuation* leben teilweise viele Jahre in einer symbiotischen, mit Arbeit überlasteten Partnerschaft. Dies ist ein Kernkennzeichen dieser Subgruppe und des Gemeinschaftslebens. Trotz eines gemeinsamen übergeordneten Ziels und geteilter Werte, werden mit den Jahren grundlegende Unterschiede in den gewünschten Lebensausrichtungen sichtbar. Diese Unterschiede werden nicht verdrängt, treten nach und nach zu Tage und führen dann zur Trennung. In diesen Beziehungen kann eher von einem „Auslaufen“ (IG_Frau Ullstein, 67) der Partnerschaft gesprochen werden, auch wenn die eigentliche Trennung teilweise aufgrund eines konkreten Auslösers erfolgt.

Frau Fritz möchte nicht mehr mit ihrem Partner in Spanien leben („Spanien ist nicht mein Land, weder von der Mentalität her, noch von der Sprache“ IG_Frau Fritz, 10). Die Partnerin von Herrn Müller möchte überhaupt nicht mehr in Gemeinschaft leben. Die vielen Besucher in der Gemeinschaft, die vielen Menschen, mit denen man intensiv zu tun hatte und vieles andere stört sie zunehmend am Leben in einer IG:

„Ehm, und das hat sie in ihrer Psyche sehr gestresst. Es gab ne Superzeit, da war das Ganze sehr entspannt, aber das war immer abhängig von den Menschen, die mit Teil des Ganzen waren. Und wenn die nen Trigger auf der Nase hatten, dann hat der einfach getriggert. Für mich war das oft unverständlich, mir war das oft egal. (...) Aber für sie war das einfach Stress. Und dann hatten wir viele Besucher, wir hatten Familien mit Kindern (...), also es war ein Kommen und Gehen. Im Sommer waren immer viele Gäste und so. Ich fand das Klasse, aber für sie war das schon anstrengend. (...) Und dieses Heimweh, also irgendwas war (...).“ (IG_Herr Müller, 112-114)

Die Konflikte bzw. die unterschiedlichen Vorstellungen werden ausgesprochen und die Partner/-innen machen ihre Positionen deutlich.

Für Frau Ullstein ist das „spießige“ Familienleben nicht mehr erträglich, sie hat „immer das Gefühl, das ist nicht meine Welt“ (IG11_Frau Ullstein, 11) und möchte in einer IG einen Neustart versuchen. Die unterschiedlichen Vorstellungen darüber, wie das Familienleben aussehen soll, prallen aufeinander. Der letzte Versuch, die Partnerschaft in einer IG zu retten scheitert durch die Affäre von Frau Ullstein. Herr Ullstein ist davon „im tiefsten Inneren“ verletzt (Herr Ullstein, 49). Die Affäre ist für ihn ein „No-Go“, „das geht einfach nicht“ (ebd. 43). Dieses Gefühl versucht er weder zu transformieren, noch versucht er seiner Ex-Partnerin zu verzeihen oder sich mit einem offenen Beziehungskonzept irgendwie anzufreunden (vgl. hierzu Frau Schmidt in Kapitel 11.3.1, die dies „ganz, ganz arg versucht“). Es findet sich in diesem Fall keine *emotionalisierte Männlichkeit*, seine Grenze ist klar, ebenso wie seine Reaktion auf die Affäre: Es bedeutet die Trennung.

Allerdings reflektiert Herr Ullstein seinen Anteil am Scheitern der Beziehung. Anders als Frau Rieger und Frau Paulsen (vgl. Kapitel 11.3.4), die dem Typ *Vergebung* zugeordnet wurden und es bereuen, wütend geworden zu sein und Forderungen gestellt zu haben, bereut Herr Ullstein, Forderungen nicht klarer und stärker geäußert zu haben:

„Ja, ich denke, dass ich einfach nicht viel klarer und viel stärker gesagt hab:
„Du, ich brauch meinen Sex (lacht), und du musst da sofort was unternehmen,
sonst bin ich weg.““ (IG_Herr Ullstein, 161)

Er stellt sich hier als hegemonialer Mann dar, der es bereut, seine Ansprüche auf Sexualität nicht deutlicher durchgesetzt zu haben. Eine Reflektion der Problematik oder eine Verhaltensänderung werden nicht in Erwägung gezogen.

Die Befragten sind grundlegend mit ihrem Leben unzufrieden und suchen nach einer Veränderung ihrer Lebenssituation, um ihre Lebensqualität zu verbessern. Man kann also sagen, dass die Paare des Trennungstypus *Individuation* weniger „innere Arbeit“ leisten, ihre Gefühle nicht modellieren, sondern dazu stehen. Die Paare gehen auseinander, weil ihre Lebensvorstellungen nicht mehr zusammenpassen. Nach längeren und teils schmerzhaften Trennungsphasen, verfolgen die Partner/-innen ihre eigenen Pläne.

10.2.4 Coparenting – „Arbeitsverhältnis“

Die Befragten der Subgruppe *Individuation*, haben alle zum Zeitpunkt des Interviews ein pragmatisches Coparenting mit dem anderen Elternteil erreicht. Drei Faktoren sind hierbei zu berücksichtigen: der Faktor *Zeit*, die sofort nach der Trennung vollzogene *räumliche Trennung*

und eine wie auch immer geartete Aussprache bzw. ein erfolgter *Schlussstrich* unter die Paar-Beziehung.

Bei Herrn Müller und Frau Fritz liegt die Trennung bereits sehr lange zurück und die erfolgte *Individuation* kann als Endpunkt nach Phasen der *Strittigkeit*, der *Abwertung* und der *Distanzierung* gewertet werden. Heute stehen sie dem anderen Elternteil akzeptierend und pragmatisch gegenüber.

„Paar Sachen haben wir sehr gut hingekriegt. Find ich schon. Es gab Phasen, wo wir sehr sehr gut uns absprechen konnten. Auch mit dem Sohn, und // manchmal haben wir uns halt gekloppt, mein Gott. Irgendwie, Bilanz ziehen, alles hat Vor- und Nachteile, auch das.“ (IG_Frau Fritz, 182)

Die Trennungen werden nicht emotional missbräuchlich erlebt (im Vergleich zum Typ *Vergabung*, Kapitel 11.4), sondern eher als ein Auseinanderleben bzw. „Auslaufen“ der Beziehung. Nach einer gewissen Zeit des Konflikts, des Realisierens, dass die Lebensziele nicht mehr zusammenpassen, gelingt es den Partner/-innen, Abstand zu gewinnen und ein akzeptierendes und pragmatische Coparenting zu etablieren. Herr und Frau Ullstein bezeichnen beide ihre jetzige Beziehung als „Arbeitsverhältnis“ (IG_Frau Ullstein, 65; Herr Ullstein, 91):

„Also (zögert) hm, zum einen haben wir mal als Kollegen angefangen sozusagen oder auf der Arbeit angefangen und konnten schon immer gut zusammen arbeiten. (...) Ich glaube, bis auf die paar Monate, wo es wirklich heiß herging, waren wir auch letztlich // also haben wir Respekt vor // sind wir respektvoll miteinander umgegangen. Und ich glaube auch, nachdem die Sache ein bisschen abgekühlt war, jeder hat seine Verantwortung übernommen.“ (IG_Herr Ullstein, 152)

In allen Beispielen dieses Typus wurde die Trennung auch räumlich vollzogen. Ein/-e Partner/-in verlässt kurze Zeit nach der Trennung die IG oder sogar das Land. Die vormals gemeinsamen Ziele und Pläne werden auseinanderdividiert und eigene Perspektiven entwickelt. Herr Müller besucht seine Ex-Freundin nach ihrem Auszug aus der IG und stellt nach kurzer Zeit fest, dass ihn ihr Leben nicht mehr so sehr interessiert:

„Und hab dann gesagt, ja. Neue Hirsche auf der Waldlichtung, muss ich nicht gegen an. (...) Und ja, die meisten Dramen dort hab ich gar nicht mitgekriegt, weil mich dann auch nicht mehr so arg // also am Anfang schon noch, weil wir da noch zusammen waren, aber dann nicht mehr so arg interessiert.“ (IG_Herr Müller 31-37)

Das Gelingen einer neutralen Nachtrennungsbeziehung führt Herr Ullstein auch darauf zurück, dass eine Entschuldigung ausgesprochen wurde und eine Würdigung der gemeinsamen Zeit:

„Also jeder war selbstreflektiert genug zu sagen: ‚Okay, ich hab da meinen Anteil dran, ja, und ich schau da auch hin und ich, ich//‘ (Pause, 2 Sek.) Ich mein, natürlich hab ich am Anfang immer nur gesagt: ‚Die ist ja fremdgegangen, ja.‘ Aber ich mein, schon da wusste ich, das ist // ich bin da irgendwie auch beteiligt,

ja (lacht). Und ich glaube, das hat sie nach einer Weile dann auch für sich klar gehabt und, ja. Also was mir sehr wohl getan hat, das hab ich so nie gesagt, ist, dass sie tatsächlich auch das zwei, drei Mal echt gesagt hat, ja, dass sie da Mist gebaut hat, dass sie da heftig war, dass sie da in Stadt Y eigentlich eine tolle Zeit hatte und so. Das hat ganz, ganz viel bei mir dazu beigetragen, dass ich einfach mit der Situation jetzt noch mal besser umgehen konnte, weil das hat mich am Anfang unglaublich verletzt und wahnsinnig wütend gemacht (...).“ (IG_Herr Ullstein, 153)

Frau Ullstein würdigt Ihren Ex als „heute“ perfekten Vater und erlebt, ähnlich wie die Mütter mit egalitären Nachtrennungselternschaften, die Entlastung durch den Vater erst nach der Trennung:

„Inzwischen finde ich ihn perfekt als Vater, weil er einfach der klassische // ja Ich-sehe-mein-Kind-nur-am-Wochenende-also-gebe-ich-mir-wahnsinnig-Mühe-Vater ist // und das ist Gott sei Dank so. Als wir noch zusammen waren, war er, fand ich, nicht besonders interessiert (...). Und jetzt weiß er und fühlt, dass er extrem geliebt wird von seinem Kind, und jetzt finde ich ihn wirklich sehr bemüht und bin sehr froh, weil er die klassischen Männerdinge macht mit ihr.“ (IG_Frau Ullstein, 135)

Das Eingestehen eigener Anteile, in diesem Fall sogar verbunden mit einer ausgesprochenen Entschuldigung, trägt entscheidend dazu bei, dass die Beziehung ohne fortwährenden Groll abgeschlossen werden kann und die Elternschaft in den Vordergrund rücken kann.

Bei Herrn Müller und Frau Fritz dauert dieser Prozess der Individuation einige Jahre. Sie durchleben Phasen in denen die Kinder mal vorwiegend bei der Mutter, dann aber auch längere Zeit beim Vater leben. Frau Fritz Sohn wohnt derzeit beim Vater, weil er dort studiert Herrn Müllers Tochter lebte als Kindergartenkind abwechselnd beim Vater und der Mutter, danach hauptsächlich bei der Mutter und zum Zeitpunkt des Interviews absolviert sie eine Ausbildung und lebt wieder beim Vater.

Bei den Befragten, die dem Typus *Individuation* zugeordnet wurden, zeigen sich traditionellere Arbeitsteilungen als bei den egalitär ausgerichteten Eltern, die sich ja ausdrücklich gegen ein „Spaßpapa und Alltagsmama“ (s.o.) aussprechen. Die sich individuierenden Eltern streben kein meist kein Wechselmodell an, wie die Egalitären. Das Residenzmodell, mit dem Hauptwohnsitz des Kindes bei der Mutter, wird größtenteils von beiden Eltern gewünscht. Die Geschlechtsrollen stehen aber nicht im Vordergrund, sind diffuser und erscheinen verhandelbar.

An dieser Stelle sei ein weiterer Punkt angemerkt, der in den Subgruppen *Egalität* und *Individuation* Etablierung eines positiven Coparentings begünstigt. Neue Partnerschaften spielten, bis auf eine Ausnahme (Ullsteins), bei den Trennungen keine Rolle und wurden erst mit größerem zeitlichen Abstand eingegangen. Diese Entscheidung wurde zwar nicht abgesprochen aber teilweise sehr bewusst getroffen:

„Also was ich dazu sagen muss, wir hatten beide sehr lange keine neuen Partner. Und dass ehm ich hab es bewusst gemacht. Ehm weil mir erst mal wichtig war, dass wir hinsichtlich unseres Kindes so weit sind, dass wir sagen können: ‚Okay, das haben wir erst mal geschafft!‘ Und dann kann man sich auch um andere Dinge kümmern. Und das fand ich auch sehr schön, dass das bei ihm auch keine Rolle gespielt hat. Also das wäre, glaube ich, ein Problem gewesen. Erstmal für unser Kind. Also für [unser Kind] ist es erstmal wichtig, beide Eltern zu sehen. Und dann auch noch Dritte, die ja auch noch Unruhe, also [unser Kind] muss schon immer sehr viel akzeptieren und teilen und verstehen mit der Arbeit. Das war ein wichtiger Punkt. Dass wir da beide hauptsächlich erst mal an unserem, ja an unserem Elternsein gearbeitet haben.“ (SRS_ Frau Lorenz, 101)

Auch Herr Ullstein ist froh, dass er sich noch nicht mit einem neuen Partner seiner Ex-Frau auseinandersetzen muss. Er nimmt an, dass dies die Trennung wesentlich schmerzhafter und schwieriger gemacht hätte und reflektiert die Grenzen seiner eigenen emotionalen Belastbarkeit:

„Also das war schon irgendwie auch ganz cool, dass // ja, ich denk mir, also wär sie jetzt mit einem anderen Partner tatsächlich total glücklich geworden und hätte // wär vielleicht noch zu dem hochgezogen in die Gemeinschaft, ja, und hätte unser Kind vielleicht noch mitgenommen und was weiß ich was, das wär wahrscheinlich dann auch wieder noch mal für mich schwerer zu nehmen gewesen. Aber jetzt sind wir nach wie vor beide so ein bisschen single, und passt schon.“ (IG_Herr Ullstein, 155)

Frau Ullstein stimmt dieser Einschätzung weitgehend zu und ist froh, dass sich die Beziehung zwischen Vater und Kind seit der Trennung festigen und sogar verbessern konnte. Eine zu frühe neue Partnerschaft ihres Ex-Mannes hätte sie als Bedrohung für die Vater-Kind-Beziehung wahrgenommen: „Und ich hatte wirklich ganz schlimm Angst, dass // also in Beziehungen geht er so hundertprozentig auf, dass ich mir sicher war, er vergisst sein Kind.“ (IG_Frau Ullstein, 191)

Eine ruhige Zeit nach der Trennung zur eigenen Neuorientierung und Etablierung der *Nachtrennungselternschaft* scheint das Entstehen eines pragmatischen „Arbeitsverhältnisses“ bzw. einer Elternallianz begünstigt zu haben.

10.3 Gerichtliche Konfliktlösungen

Im Vergleich zu den Typen *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung*, die in Kapitel 11 vorgestellt werden, kann an dieser Stelle festgestellt werden, dass die Nachtrennungselternschaften von den Befragten der beiden Subgruppen *Egalität* und *Individuation* weit weniger euphorisch eingeschätzt werden, obwohl sie eigentlich den Kriterien einer kooperativen „Elternallianz“ weit mehr entsprechen. So beschreibt Herr Maier, der zwei Jahre nach der Trennung eine neue feste Partnerschaft eingegangen ist, das Idealbild einer idyllischen Patchworkfamilie als genau das – eine Idealvorstellung:

„Natürlich hab ich manchmal die Vorstellung, irgendwann verstehen sich alle ganz prima und dann mietet man sich im Sommer ein Haus in Südfrankreich und fährt dann mit den Kindern hin, ja. Also so diese klassische Patchworkfamilie. Das will ich jetzt nicht ausschließen und das wäre natürlich nett. Aber jetzt, davon sind wir schon weit entfernt und so, dass ich sagen würde, das ist jetzt alles eine Familie. Das ist nicht meine, nicht meine Einbildung.“ (SRS_Herr Maier, 67)

Die Befragten dieser beiden Subgruppen streben nicht nach unbedingter Harmonie, sondern sehen Konflikte als Teil der Normalität, mit der umgegangen werden muss. Die Realisierung der geteilten Elternschaft ist das Ziel, dabei sollen aber eigene Wünsche und Vorstellungen als auch die des anderen Elternteils im Blick behalten werden. Die Elternschaft wird pragmatisch eingeschätzt und es bestehen kaum Berührungängste, sich bei unüberwindbaren Konflikten auch gerichtlich helfen zu lassen.

Sowohl die *egalitär* ausgerichteten Befragten als auch diejenigen des Typus *Individuation* sprechen Konflikte offen an und tragen sie aus. Die Eltern treten für ihre Belange und Überzeugungen ein und versuchen sich gegenseitig zu überzeugen. Gelingt dies nicht, werden Gerichte eingeschaltet und konstruktiv zu Konfliktbeilegung genutzt:

„Ehm wir hatten jetzt im Sommer sogar eine gerichtliche Auseinandersetzung, weil er mit [unserem Kind] nach Tunesien in den Urlaub fahren wollte. Ehm ich war schon dagegen, hätte aber wahrscheinlich zugestimmt. Was mich geärgert hatte, er hatte die Reise schon gebucht, ohne es mit mir abzustimmen. Und dann war ich ein bisschen, also das fand ich halt nicht so schön. (...) Und ehm da hab ich es halt drauf ankommen lassen, Gericht hat dann gemeint, wenn wir unterschiedlicher Meinung sind, müsse eben das Gericht darüber entscheiden. Ist ja auch richtig. (...) Dann hatte ich diesen morgendlichen, dieses morgendliche Abholen erst mal ausgesetzt und ehm er ist dann nach zwei Wochen einfach wieder gekommen also hat [unser Kind] abgeholt. Ich hab da noch nichts dazu gesagt. Ehm ich fand das also auf eine gewisse Art sehr schön, dass wir wieder miteinander so weiter kommunizieren, wie wir es vorher gemacht haben. Also wir haben das jetzt nicht beide nicht persönlich genommen, dass wir uns da bei Gericht gesehen haben. Weder er noch ich.“ (SRS_Frau Lorenz, 99)

Auch bei Frau Fritz kommt es im Zuge ihrer *Individuation* einige Male zu Konflikten über Themen, die beiden Eltern wichtig sind. Auch hier geht es um bestimmte Besuchszeiten und Urlaubspläne mit denen Frau Fritz nicht einverstanden ist. Beide Eltern bestehen auf ihrem Standpunkt: „Und dann hat er mich ´n zweites Mal angezeigt, und dann dacht ich, so, jetzt ist gut, das ziehen wir jetzt durch.“ (IG_Frau Fritz,100)

Die gerichtliche Auseinandersetzung wird dann positiv und unterstützend wahrgenommen:

„Dann eh, sagte aber die Frau vom Jugendamt: ‚Naja, da haben Sie aber Glück, in Stadt A ist ein richtig guter Familienrichter.‘ Dachte ich: ‚Wow, keine Ahnung was das heißt, aber jedenfalls, so//‘ Und dann hatt ich wirklich so das Gefühl, ich glaub, wir kriegen jetzt echt Unterstützung. Und dann ja, dann sind wir dahin, anwesend war [unser Kind], (...) die Rechtsanwältin (...), dann klar der Richter, die Frau vom Jugendamt, die Rechtsanwältin von ihm, (...) und ich. Und das war total schön. Der Richter sagte dann so// erst mal hatte der keine Robe an, und so, und dann sagte er so: ‚Ja, wir sind jetzt hier, um uns zu unterhalten, als ganz//‘, ganz einladende, sehr familiäre Situation schaffen, so. Dacht ich: ‚Schön, ja.‘ Dann hab ich meine Sicht erzählt. Und die Rechtsanwältin tö tö tö und dann dieses und jenes und so weiter, nicht. Inzwischen hatte mein Sohn aber gesagt, Ja er fährt dahin. Und dann hab ich gesagt: ‚Okay also, dann flieg halt.‘ Und also, der Anlass des Gerichtsverfahrens gab es eigentlich gar nicht mehr. (I: Ach so) Ich hab das aber erst dort gesagt, (...) aber jedenfalls wollt ich das jetzt echt durchziehen, ich wollt jetzt einfach mal Ruhe haben.(...) Klarheit, so ist die juristische Lage, und so.“ (IG_Frau Fritz,100-104)

Interessanter Weise werden Gerichte nur bei den Typen *Egalität*, *Individuation* und *Polarität* eingeschaltet. Häufige gerichtliche Verfahren, die eskalierend wirken, sind gemeinhin ein Anzeichen von hochstrittigen Elternschaften (Dietrich et al. 2010, S. 11). Gerichtliche Verfahren tragen aber in den hier geschilderten Fällen zur Klärung und Konfliktbeilegung bei. Dies bestätigt die Annahme, dass weder der Konflikt noch die gerichtliche Auseinandersetzung das Coparenting negativ beeinflussen, sondern die Konflikthaltung (vgl. Nave-Herz 1990; Zartler 2004; Overall und McNulty 2017). Die *egalitär* ausgerichteten Eltern und die, die nach der Trennung ihre *Individuation* zu bewältigen haben, nutzen Gerichte funktional, um Klarheit zu schaffen und ihre Elternschaft besser ausrichten zu können. Gerichtliche Auseinandersetzungen werden nicht zum Schauplatz von Gegnerschaft, sondern dienen der Einigung.

10.4 Zusammenfassung: Trennung als Lösung

Folgende Kriterien konnten als ein positives Coparenting begünstigend herausgearbeitet werden:

- Ein egalitäres Partnerschaftskonzept mit dem Ziel, für beide Elternteile Familie und Beruf vereinbar zu machen.
- Das weitgehende Fehlen von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Attributionen
- Eine Trennung von Elternschaft und Partnerschaft.
- Vereinbarungen und Verabredungen über die konkrete, praktische Gestaltung der gemeinsamen Elternschaft.
- Räumliche Trennung und eine gewisse Zeit, in der die Neuausrichtung der Elternschaft priorisiert wird und noch keine neuen Partnerschaften eingegangen werden.
- Eine direkte und teilweise oppositionelle Konfliktkommunikation.
- Nutzung von Gerichten als Unterstützung der Elternschaft.

Es kann bestätigt werden, dass „bewegliche Verträge“, wie von Giddens beschrieben (Kapitel 2.3), dazu beitragen, Ungleichgewichte in der Aufgabenteilung und daraus entstehende Benachteiligungen und Machtgefällen zu reduzieren bzw. zu verhindern. Außerdem bestätigen sich die Befunde von Overall und McNulty (2017), dass eine direkte Konfliktkommunikation, die je nach Thema und Konfliktstadium entweder oppositionell oder kooperativ ist, dazu führt, dass Konflikte in einer für beide Parteien befriedigenden Weise beigelegt werden können.

Es bestätigt sich zudem, dass verlässliche, offene und verträgliche Persönlichkeitsmerkmale eine kooperative Elternschaft begünstigen und ein Wechselmodell realisierbar machen. Die Ausrichtung an dem vorab vereinbarten Ziel, eine egalitäre Elternschaft umsetzen zu wollen (vgl. Zerle-Elsässer und Li 2017), ermöglicht, dass eigene Standpunkte nicht gleich aufgegeben werden, sondern als berechtigt erlebt werden. Die Eltern setzen sich dafür ein, sind aber gleichzeitig kompromissbereit und können auch gerichtliche Entscheidungen hinnehmen.

Die Zielrichtung des Coparenting fokussiert das Wohl der gemeinsamen Kinder. Die Zitate zeigen deutlich, dass es den Eltern hier gelingen kann, „an einem Strang“ zu ziehen. Es liegt die Annahme nahe, dass Verträge einer Opfersicht entgegen wirken und Konflikte entemotionalisieren.

In Tabelle 16 werden die Codes und Kategorien in einer Übersicht abgebildet.

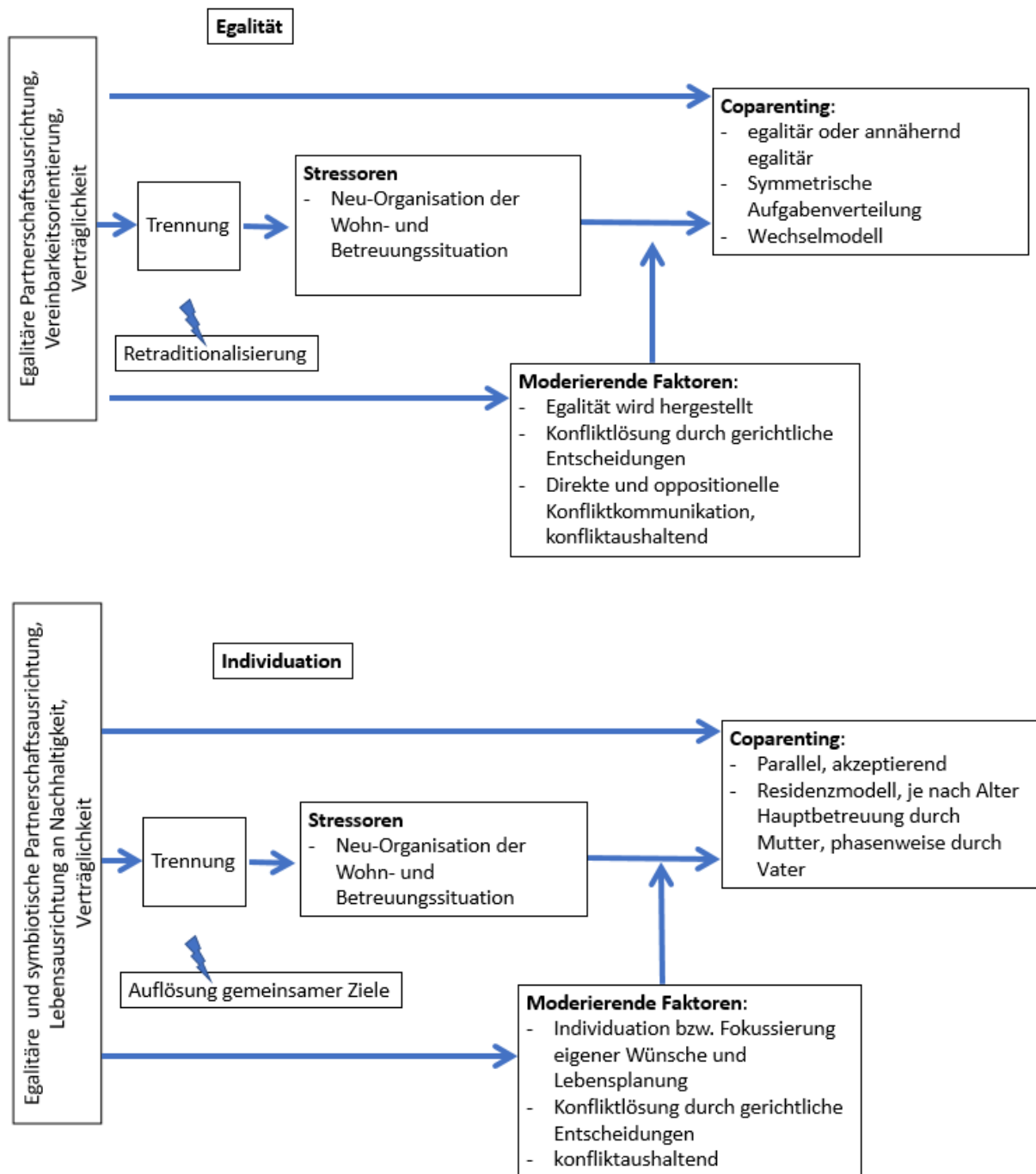
Tabelle 16: Codes zur Typisierung von Egalität und Individuation

Typus	Egalität	Individuation
Beziehungskonzept	- Freundschaftlich	- Symbiose
Elterschaftskonzept	- Egalitäre Elternschaft	- Egalitäre Elternschaft
Erwerbs-Bild	- Vereinbarkeit	- Selbstverwirklichung - Arbeit dient dem übergeordneten Ziel
Trennungsgrund	- Retraditionalisierung	- Auflösung des gemeinsamen Ziels - Eigene Ziele und Pläne werden priorisiert
Konfliktverhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Direkt, oppositionell - Konfliktaushaltend - Gerichte als Unterstützung im Konfliktfall 	
Trennungsstrategie	- Herstellung von egalitärer Elternschaft	- Räumliche Trennung - Zeit
Coparenting	<ul style="list-style-type: none"> - Positiv - Wechselmodell 	<ul style="list-style-type: none"> - Parallel - Wechselseitiges Residenzmodell über längere Phasen - Hauptsorge bei Mutter

(eigene Darstellung)

Abschließend werden in Abbildung 13 die gewonnenen Erkenntnisse in das Schema der Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive übertragen. Leitbilder und Werteorientierung werden zusammen mit Persönlichkeitsmerkmalen als Selektionsfaktoren benannt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Persönlichkeitsmerkmale hier nur eingeschätzt werden können, da keine validen Testverfahren durchgeführt wurden:

Abbildung 13: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive: Positives Coparenting



(eigene Darstellung)

11 Paralleles Coparenting

Die Trennungsbewältigung bei den Strategien *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* stellt sich völlig anders dar als beim Typ *Egalität*.

Vier Mütter aus IG und eine aus der SRS wählen den Weg der *Vergebung*, eine Mutter aus IG und eine aus der SRS wurden der Subgruppe *Abwertung* zugeordnet. Zwei Väter aus IG und einer aus der SRS *distanzieren* sich nach der Trennung emotional von der Mutter.

Diese drei Trennungsstrategien zeichnen sich dadurch aus, dass traditionelle, teils naturalistisch gedeutete Partnerschaftskonzepte verfolgt werden, die mit emotionalisierten Genderkonstruktionen (vgl. Kapitel 9) einher gehen.

Zunächst werden die Strategien *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* anhand von Fallbeschreibungen vorgestellt. Danach werden die Unterschiede zwischen den Trennungstypen herausgearbeitet, um die Ambivalenz des Coparentings zu erläutern.

11.1 Fallbeschreibungen: Vergebung, Abwertung und Distanzierung

Zunächst wird je Typus ein konkreter Fall exemplarisch vorgestellt.

11.1.1 Vergebung

Frau Grimm zieht nach der Trennung vom Vater ihres damals fünfjährigen Sohns in eine IG, da sie sich als alleinerziehende Mutter ein Leben in der Stadt nicht vorstellen kann. Sie sucht nach alternativen Formen des Lebens und nach einer unterstützenden Gemeinschaft. Zunächst lebt sie dort zusammen mit ihrem Sohn in einer Jurte, eine Lebensweise, die ihr sehr entspricht. Sie lernt den Vater ihres zweiten Kindes kurze Zeit nach dem Einzug in die IG kennen, der dort in einer WG lebt. Sie werden nach ca. einem Jahr ein Paar und kurze Zeit später wird Frau Grimm ungeplant schwanger. Beide Eltern nehmen die Schwangerschaft freudig an.

Schon während der Schwangerschaft stellt Frau Grimm fest, dass sie sich nicht „wohl mit dem Mann“ fühlt. Sie bekommt mit, dass er sich anderen Frauen zuwendet, dies aber intransparent tut. Sie wünscht sich eine monogame Beziehung, ist aber durchaus zu Verhandlungen über die Art der Beziehung bereit, sofern diese transparent und verlässlich gestaltet wird. Immer wieder gibt es Situationen, in denen sie nicht weiß, woran sie ist und welcher Natur seine Treffen mit anderen Frauen sind. Nach der Geburt des gemeinsamen Kindes lebt sie ein anstrengendes „Jurtenleben“ mit einem Säugling und einem siebenjährigen Kind, das mit der

neuen Situation sehr herausgefordert ist und Unterstützung braucht. Ihr damaliger Partner und Vater des zweiten Kindes unterstützt sie vor allem bei der Versorgung des Babys, kann aber keine Vertrauensbeziehung zum älteren Kind aufbauen. Frau Grimm fühlt sich oft überfordert und erschöpft und zusätzlich belastet von der Partnerschaft, in der sie sich immer öfter diffus „nicht wohl“ fühlt. Auch ein kurzes Zusammenziehen als Familie in eine freigewordene Wohnung ändert nichts an der Situation. Das Paar beschließt wieder getrennt zu leben. Neben der räumlichen Trennung wird kurz darauf auch die Trennung als Paar ausgesprochen.

Kurze Zeit nach der Trennung – das gemeinsame Kind ist zu dem Zeitpunkt ein Jahr alt – geht der Ex-Partner von Frau Grimm eine neue Beziehung ein und zeigt sich mit seiner neuen Partnerin offen im Dorf. Für Frau Grimm ist diese Situation fast nicht zu ertragen. Sie versucht Zusammenkünfte aktiv zu vermeiden, geht zu anderen Zeiten in die Kantine als ihr Ex-Partner und nimmt Umwege in Kauf, um nicht an seiner Wohnung vorbei kommen zu müssen. Schon allein sein Fahrrad irgendwo stehen zu sehen, schmerzt sie zutiefst. Sie erlebt die neue Partnerschaft ihres „Ex“ als „Verrat“ an ihrer Familie. Dennoch, unter großer Überwindung, gestalten die Eltern eine, wenn auch teilweise konflikthafte, gemeinsame Elternschaft zum Wohle des gemeinsamen Kindes.

Frau Grimm tut sich zudem schwer, Hilfe von anderen Gemeinschaftsbewohner/-innen zu erbitten und anzunehmen. Sie erlebt Kontakte mit anderen als zusätzliche Belastung und zieht sich mehr und mehr zurück. In ihrer Überforderung erlebt sie auch depressive Phasen. Um diesen Zustand zu beenden und wieder handlungsfähig zu werden, besucht sie mehrere Seminare und Workshops, die Liebe, Vergebung und Selbstliebe zum Thema haben. Frau Grimm arbeitet intensiv daran, einen Umgang mit ihrer Trauer und Eifersucht zu finden. Sie möchte Wut und Frustration „loslassen“, sich nicht mehr als Opfer fühlen. Dies gelingt ihr erst, als sie lernt, zu „vergeben“. Erst durch Vergebung kann sie sich von ihrem Ex-Partner emotional gänzlich lösen und erkennt, dass alle Menschen global miteinander in Liebe verbunden sind. Damit erlangt sie eine innere Haltung, die ihr hilft, ihre Selbstliebe wieder zu finden.

Im Zuge dieser „Friedensarbeit“ (IG_Frau Grimm, 52) gelingen Absprachen mit dem Vater ihres Kindes immer besser und ein respektvoller Austausch findet statt. Die Elternschaft für ihr gemeinsames Kind bezeichnet sie als „unumstößlich“ (ebd.).

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Frau Grimm mit ihren Kindern zusammen und übernimmt die Hauptsorge. Der Vater lebt mit neuer Partnerin im Nachbardorf und sieht sein Kind regelmäßig. Allerdings merkt Frau Grimm an, dass er aufgrund einer beruflichen Entscheidung in eine weiter entfernt liegende Stadt ziehen wird, was er, wie sie sagt, weder mit ihr noch mit dem gemeinsamen Kind abgesprochen hat. Sie bedauert diese Entscheidung sehr.

11.1.2 Abwertung

Frau Wagner lernt den Vater ihrer Kinder auf einem Gemeinschaftsfestival kennen. Beide sind auf der Suche nach Möglichkeiten ein alternatives Leben zu führen, jenseits der gängigen Normalitätsvorstellungen. Frau Wagner möchte eine Weltreise machen und Gemeinschaften auf allen Kontinenten besuchen, um sich ein Bild davon zu machen, in welcher Art von Gemeinschaft sie selbst leben möchte. Ihr damaliger Freund ist begeistert von dieser Idee. Sie ziehen zusammen und beginnen damit, die Reise vorzubereiten. Einige Monate später geht es los.

Nach der einjährigen Weltreise lebt das Paar zunächst in einer Stadt und das erste Kind wird geboren. Frau Wagner beendet ihre therapeutische Ausbildung und der Vater arbeitet als Webdesigner und ist daher örtlich flexibel. Sie reisen weiterhin durch Deutschland und besuchen weitere Gemeinschaften, bis sie sich für eine entscheiden. Kurz vor ihrem Einzug in die IG ihrer Wahl wird das zweite Kind geboren.

Frau Wagner hat selbst eine lieblose Kindheit erlebt und möchte diese Erfahrung in ihrer eigenen Mutterschaft kompensieren. Für sie ist völlig klar, dass sie die Mutterrolle voll und ganz ausfüllt und der Vater die Erwerbsarbeit übernimmt. Sie hatte sich erhofft, in ihrer Mutterrolle in der Gemeinschaft besser anerkannt zu werden, erlebt es allerdings als enttäuschend, dass sie aufgrund ihrer Eingebundenheit mit ihren Kindern in der Gemeinschaft anfänglich schwer mit anderen in Kontakt kommt. Ihr Partner hingegen, der sich engagiert und in der Baugruppe aktiv ist, findet schnell Anschluss und Anerkennung.

Frau Wagner fühlt sich schon seit längerem von ihrem Partner entfremdet und dieses Gefühl verstärkt sich in der Gemeinschaft. Sie kann mit ihm nicht mehr reden und auch körperlich scheint sie „zu vertrocknen“. Sie wünscht sich einen Partner, mit dem sie an ihren Themen arbeiten kann; sie beschäftigt sich mit Spiritualität, Psychologie, Körperarbeit und Heilung. Auch in ihrer therapeutischen Arbeit setzt sie hier Schwerpunkte. Außerdem verspürt sie ein starkes Bedürfnis danach, sich mit anderen Menschen zu verbinden, sich zugehörig zu fühlen und mit und an anderen Menschen zu wachsen. Verschiedene Traumata stehen ihr dabei allerdings im Weg und sie nimmt daher Coachings und Therapien wahr, um diese zu überwinden. Gleichzeitig lernt sie viel über sich selbst und macht enorme „Fortschritte“ mit ihrem Coach.

In der Gemeinschaft lernt sie mit der Zeit Menschen kennen, mit denen sie tiefe Verbindungen aufbauen kann und findet dort auch körperliche Nähe. Sie nimmt sich andere Paare zum Vorbild, die miteinander reden und sich zusammen weiterentwickeln. Es wird ihr immer klarer, dass diese Art der Entwicklung mit ihrem Partner nicht möglich sein wird. Trotz vieler auch

moderierter Gespräche mit ihm, kommt das Paar nicht mehr zusammen und sie ziehen auseinander.

Einige Monate nach der Trennung geht er eine neue Beziehung ein und zieht zu seiner Freundin in eine nahegelegene Kleinstadt. Als Frau Wagner von der neuen Beziehung erfährt, ist sie amüsiert und stellt fest, dass ihr Ex-Partner – so wie viele Männer nach ihrer Beobachtung – ohne eine Frau an seiner Seite gar nicht leben kann. Er habe gar keinen eigenen Charakter, sondern mache alles, was seine jeweilige Freundin macht. Männer sind nach ihrer Einschätzung ohne Frau „verloren in der Welt“.

Zum Zeitpunkt des Interviews hat das Elternpaar eine Besuchs- und Umgangsregelung gefunden und führt regelmäßige moderierte Elterngespräche mit darin geübten Menschen aus der Gemeinschaft. Frau Wagner ist sehr zufrieden mit dieser Art der Elternschaft. Sie ist froh, dass ihre Kinder die neue Partnerin des „Ex“ mögen und dort gerne Zeit verbringen. Sie hat noch keine feste neue Partnerschaft und möchte sich damit auch noch Zeit lassen. Einige Liebschaften und Affären hat sie seit der Trennung dazu genutzt, Männer besser zu verstehen und herauszufinden, was sie von einem zukünftigen Partner erwartet.

11.1.3 Distanzierung

Herr Paulsen wächst in einem nach außen „christlich“ (IG_Herr Paulsen, 315) wirkenden Elternhaus auf. Er selbst erlebt es allerdings als lieblos und erfährt im Nachhinein, dass sein Vater über Jahre eine Beziehung hatte, von der seine Mutter wusste. Die Eltern lebten „Seite an Seite“ (ebd.), die zweite Beziehung wurde nie thematisiert.

Er beginnt nach der Schule eine Banklehre auf Anraten seines Vaters. Kurze Zeit später stirbt sein bester Freund bei einem Motorradunfall. Herr Paulsen bricht die Lehre ab und reist ein Jahr durch Kanada. Er sucht Abstand, um seinen Verlust zu verarbeiten und merkt, dass er nicht mehr in ein „normales Leben“ zurück möchte. Eine Weile hält er sich mit Jobs über Wasser bis er eine Ausbildung im Bereich Umweltschutz beginnt. Er ist viel draußen, allein, in der Natur und erforscht Ökosysteme. Während dieser Ausbildung erfährt er eine tiefe Verbindung zur Natur und zu sich selbst. Nach Beendigung der Ausbildung lernt er Frau Peters beim Ausgehen kennen. Beide spüren sofort eine Verbindung, fühlen sich „anders“ als der Mainstream und suchen nach alternativen Formen des Miteinanderlebens. Sie befassen sich mit Themen rund um Gemeinschaft, Polyamorie und offene Beziehung. Sie gehen eine Beziehung miteinander ein und Frau Peters besucht ihren Freund mehrmals in seinem Arbeitsumfeld. Beide verbringen zusammen intensive Zeiten an abgelegenen Orten. Sie schlägt vor, in eine für sie passende IG zu ziehen, um dort auch andere Beziehungsformen erproben zu können. Herr Paulsen ist damit einverstanden und sie starten die Annäherungsphase in einer IG. Schon

während der Annährungsphase spricht Frau Peters ihren Kinderwunsch an und beide stehen diesem Wunsch offen gegenüber. Außerdem vereinbaren sie, eine offene Beziehung zu führen. Der Kinderwunsch geht, so sieht es Herr Paulsen, allerdings eher von ihr aus.

Frau Peters zieht als erste fest in eine WG in der Gemeinschaft, da Herr Paulsen beruflich oft längere Zeit abwesend ist. Dazwischen lebt er längere Phasen mit ihr zusammen in der WG. Beide gehen Affären ein, mit denen offen und transparent umgegangen wird. Frau Peters hat auch während seiner beruflichen Abwesenheiten mehrere Affären. Dies stellt für ihn kein Problem dar, es gibt ihm ein Gefühl der Mitfreude und der „Erhabenheit“ (ebd. 104).

Ein knappes Jahr nach der Geburt des gemeinsamen Kindes geht Herr Paulsen eine Beziehung zu einer Frau ein, die in der Gemeinschaft eine Gasthelferwoche absolviert. Er verliebt sich und wünscht sich eine zweite parallele Beziehung, was für Frau Peters nicht möglich ist. Er empfindet dies als ungerecht, denn er hat ja ihre sexuellen Beziehungen zu anderen mitfreudig gutgeheißen und beharrt nun darauf, seine neue Beziehung zu intensivieren. Frau Peters befürwortet zwar eine offene Beziehung, aber keine polyamore mit einer gleichwertigen zweiten Partnerin. Sie weigert sich, mit der Freundin ihres Partners in Kontakt zu treten. Herr Paulsen möchte, dass seine neue Freundin manchmal auch in der WG übernachtet. Für Frau Peters ist dies undenkbar. Sie möchte genau wissen, wann sich die Freundin in der IG aufhält und möchte ihr nicht unvorbereitet begegnen. Darüber ereignen sich eine Vielzahl heftiger Konflikte. Außerdem erlebt Frau Peters ihren Partner immer öfter als nur physisch anwesend, aber emotional für sie nicht mehr erreichbar. Dass er so vehement „aus dem Kontakt“ geht, verletzt sie zutiefst. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen und die beiden entfernen sich im Zuge dessen immer mehr voneinander. Frau Paulsen wünscht sich, dass er das Kind häufiger in der WG besucht und betreut. Auch gemeinsame Unternehmungen zu dritt „als Familie“ wünscht sie sich. Herr Paulsen erlebt Frau Peters hingegen als sehr emotional und wütend auf ihn, voller Forderungen und enttäuschter Erwartungen. Er erlebt diese Forderungen als unbegründet und übertrieben. Es folgen eine Reihe von moderierten Gesprächen mit Therapeut/-innen und Freund/-innen aus der Gemeinschaft, sowie die Teilnahme an verschiedenen Gruppen mit teilweise therapeutischen Ausrichtungen. Allerdings hat Herr Paulsen sich bereits weitgehend von Frau Peters zurückgezogen und Frau Peters Versuche, die Beziehung zu retten, empfindet er als vergeblich. Er zieht mit seiner Freundin in eine kleinere Gemeinschaft in der Nähe.

Zu seinem Kind pflegt er regelmäßigen Kontakt und spricht sich mit Frau Peters darüber ab. Diese äußert allerdings oft ihre Unzufriedenheit mit den Kontakten, wünscht sich mehr Aus- und Absprachen, mehr gemeinsam verbrachte Zeit. Infolgedessen gestalten sich die Übergaben und das Coparenting teilweise sehr konflikthaft. Herr Paulsen erlebt seine Ex-Partnerin

als übergriffig, aggressiv und grenzt sich von ihren Vorwürfen und ihrer „emotionalen Wucht“ (IG_Herr Paulsen, 220) ab. Seiner Meinung nach seien sie einfach völlig unterschiedliche Charaktere, er eher introvertiert, sie hingegen emotional und impulsiv.

Seine neue Freundin unterstützt ihn bei der Betreuung und Erziehung seines Kindes, worüber er sehr froh ist. Sie ist Pädagogin und kann ihm daher gut mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Die drei Fallbeschreibungen sind typisch für die in diesem Kapitel vorgestellten Trennungsstrategien und zeigen die geschlechtsspezifischen Unterschiede (vgl. Kapitel 9): *Vergebung* und *Abwertung* sind hier rein weibliche Trennungsstrategien, *Distanzierung* rein männlich. Trennungsgründe, Trennungsgestaltung und Coparenting erweisen sich bei diesen Trennungstypen als zentrale Handlungsfelder zur Herstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Ein Kennzeichen dieser Trennungstypen ist die Vermischung von traditionellen und gefühlsbetonten Partnerschaftsleitbildern. Traditionelle Zuschreibungen werden als selbstgewählt dargestellt, was es teilweise verunmöglicht, die damit verbundenen Benachteiligungen überhaupt wahrzunehmen. Dieses Phänomen soll im Folgenden anhand einiger Beispiele gezeigt werden.

11.2 Partnerschaftsorientierungen: „rein“ und traditionell

In Kapitel 9 wurden die emotionalisierten Genderkonzepte dieser Subgruppen bereits dargestellt. Diese Genderkonzepte erweisen sich insofern als problematisch, da sie die „reine“ Intimität und persönliche Entwicklung für beide Geschlechter proklamieren, die Care-Verantwortung für Kinder aber weiblich zuschreiben.

Die Befragten der Subgruppen *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* führt neben dem Wunsch, nachhaltig zu leben, auch die Suche nach alternativen Lebens- und Liebesformen in die Gemeinschaft. Beispielhaft soll Frau Wagners Partnerschaftsbild vorgestellt werden. Sie möchte an sich selbst arbeiten und „wachsen“.

„Ich will mich entwickeln, (...) ich setz mich den Sachen mehr aus und lern dann mehr. Wachsen an den Herausforderungen vom Leben.“ (IG_Frau Wagner, 109)

Glück und Erfüllung sucht Frau Wagner nicht nur in der Partnerschaft, sondern auch in der spirituellen und emotionalen Sphäre. Lambing (2014) stellt fest, dass 44% der Gemeinschaften seines Samples „spirituell“ als ein Kennzeichen ihrer Gemeinschaft angeben. Damit ist aber keine bestimmte religiöse Ausrichtung gemeint, sondern der Wunsch „innerlich zu wachsen“, sich spirituell zu entwickeln und „innere Arbeit“ zu leisten (vgl. ebd. S. 23).:

„Und hatte immer eine Sehnsucht danach, (...) ganz Mensch zu sein, ganz frei zu sein, ganz Liebe, erleuchtet. Nenne es wie auch immer. Aber da war irgendwann ein ganz klarer Punkt von dem, da will ich hin. Und dieses, Menschen sind einfach dafür da, in friedvoller Ekstase zu leben und nirgendwo anders. Und das ist für mich ein inneres // das ist eine Sehnsucht, ein Ziel, die immer, immer, immer da ist.“ (ebd., 139).

Diese Entwicklung möchte sie mit ihrem Partner zusammen erleben. Beide Partner/-innen müssen daher an sich und der Beziehung „arbeiten“:

„Da hat der dann auch angefangen, richtig zu arbeiten, danach, oder mehr an sich zu arbeiten. Und wir haben probiert, was wir an der Beziehung machen können. Aber ja, das war für mich // das war schon zu spät. Wär das früher gekommen, dass er auch mit Berührungen und so was gearbeitet, experimentiert hätte, dann hätte es vielleicht anders werden können.“ (IG_Frau Wagner 103)

Partner/-innen sollen arbeiten, experimentieren, sich gegenseitig auf diesem Weg begleiten, unterstützen und Entwicklung anregen. Die an Wachstum orientierte Partnerschaft wird daher zu einer täglichen Aushandlungssache darüber, was an der Beziehung „gemacht werden könnte“. Die Aushandlungen betreffen insbesondere emotionale und spirituelle Themen. Aushandlungen über genderspezifische Machtstrukturen werden in den Interviews hingegen nicht thematisiert. Trotz des intensiven Austauschs der Partner/-innen, gibt es keine Verträge oder Abmachungen über tagtägliche Arbeiten und Aufgaben. Die Aufgabenverteilung ist „irgendwie“ klar, nämlich geschlechtsspezifisch zugewiesen: „Ich hab mich entschieden, halt ganz Mama zu sein, schon vor der Geburt war das irgendwie klar, ich bin ganz für die Kinder da, er arbeitet.“ (IG_Frau Wagner, 35)

Bei den Schmidts wird die traditionelle Aufgabenverteilung durch die proklamierte Freiwilligkeit unsichtbar:

„Also das kenn ich überhaupt nicht, das war nie eine Frage. Und das haben wir immer gemeinsam gemacht, nur irgendwann hab ich gesagt, ich würde gerne putzen (lacht). Alleine. (I: Ah, okay.) Also oder jedenfalls, er darf nur nach Anweisung putzen (lacht), aber das war auch // also das war auch wurscht. Das hab ich gemacht, und ich hab's gern gemacht, und er hat dann halt, was weiß ich, was anderes gemacht, während ich geputzt hab. (...) Also da gab's null Stress, null Streit, null Thema. Also gar nicht.“ (IG_Frau Schmidt, 121-125)

Die Partnerschaft wird als gleichberechtigt erlebt, denn es gab nie Streit über Haushaltsthemen, die selbstverständlich von beiden erledigt wurden. Arbeitsaufteilung muss gar nicht besprochen. Geschlechterrollen müssen nicht reflektiert werden, denn sie scheinen überwunden und „null Thema“. Dennoch werden die praktischen Aufgaben innerhalb des Haushaltsbereichs geschlechtsspezifisch zugeschrieben, auch wenn dies als selbstgewählt erscheint. Als sei es egal, wer was macht, denn beides dient dem übergeordneten Ziel. Herr Schmidt beschreibt es aus seiner Warte:

„Und das heißt, im Prinzip hat die X das mit dem Kochen gemacht (...), und war maximal zuhause bei den Kindern, weil sie keine Minute ohne die Kinder ausgehalten hätte. So. Und ich war im Laden. Weil das der andere Teil war von der Arbeit mit unseren Kindern, den die X gar nicht machen wollte. So gab es schon sehr viel Klarheit.“ (IG_Herr Schmidt, 85)

In Herrn Schmidts Worten wird eine völlig traditionelle Aufgabenteilung zu einer modernen Beziehungsgestaltung, die auf Freiwilligkeit, Selbstbestimmung und produktiver Kooperation beruht und Klarheit schafft.

Frau Peters verbindet Liebesbeziehungen und Mutterschaft als die emotionalen Felder, auf denen man sich selbst ergründen kann. Sie möchte durchschauen, warum ihr bestimmte Dinge in Beziehungen und Partnerschaften immer wieder passieren. Sie geht in Gemeinschaft, da sie dort ein Umfeld vorfindet, in dem sie über die Liebe und sich lernen kann:

„Und so bin ich, ich sag jetzt mal, in diese Gemeinschaft geraten. So diese Suche von, was hat's denn so mit diesem Liebe und Beziehungsthemen auf sich. Eine Suche, eine Selbstsuche. (...), oder dass es so wie, so ein Muster zu erkennen, so wie eine eigene Innenschau damit zu betreiben, was ist da eigentlich maßgeblich so dafür, dass es mir so passiert, oder dass es immer wieder so entwickelt.“ (IG_Frau Peters, 10)

Frau Peters betreibt eine „Selbstsuche“ in ihrem Inneren, um ihre ureigenen Liebesmuster zu ergründen, und freier und glücklicher Beziehung leben zu können. Die geschlechtstypische Alltagsgestaltung der Mütter des Typus *Abwertung* und *Vergebung* dienen dem Wachstum und werden vor den Trennungen nicht machtsensibel reflektiert (vgl. Kapitel 9.2.1).

Die Väter, die dem Typus der *Distanzierung* zugeordnet wurden, sind ebenfalls an Selbsterkenntnis interessiert, allerdings suchen sie danach kaum in der Vaterschaft und auch eher weniger in der Partnerschaft (vgl. die *verletzliche Männlichkeit* in Kapitel 9.1.3). Herr Paulsen sagt zum Beispiel:

„Generell die Frage ‚Wer bin ich?‘ und ‚Warum bin ich so? Und wie kann ich damit umgehen, oder wie betrachte ich mich selber? Und das halt im gemeinschaftlichen Kontext zu ergründen, ist sinnvoller, als das alleine zu versuchen.“ (IG11_Herr Paulsen, 57)

Der hier befragte Vater strebt danach, mit Hilfe der Gemeinschaft („im gemeinschaftlichen Kontext“) seine Schwächen in den Griff zu bekommen:

„(...) ich bin eher ein ängstlicher Mensch (lacht), oder unsicherer Mensch, ja, in Beziehungsfragen. Und der Fokus darauf, sprich, der Versuch, eine Bewusstheit zu erlangen, warum das so ist, und wie ich damit sinnvoll umgehen kann, hat mich [in die Gemeinschaft] gezogen. (IG_Herr Paulsen, 49-51)

Trotz der Ähnlichkeit der Schilderungen von Frau Peters und Herrn Paulsen wird deutlich, dass die Fühl-Richtungen der beiden sich in Nuancen unterscheiden. Frau Peters möchte ihre Mus-

ter erkennen, um sich beziehungsfähiger zu machen, Herr Paulsen möchte beziehungsbezogene Emotionen wie Eifersucht überwinden, um „Erhabenheit“ zu erlangen (vgl. Kapitel 9.1). Beziehung ist für Herrn Paulsen ein Bereich, in dem er seine Erhabenheit immer wieder und in vielfältiger Weise herstellen muss. Als seine Ex-Partnerin sich in einen anderen „verliebt“ wird dies deutlich:

„Als sie mir erzählt hat, dass sie in einen anderen Mann sich verliebt hat, habe ich mich für sie erstmal gefreut, weil sie wirklich Freude auch ausgestrahlt hat darüber. (Pause) Und ich dann aber auch froh war, dass ich irgendwie, ja, wie soll ich sagen, jetzt nicht mehr ähm, die Hauptbezugsperson bin, sprich, dass ich nicht, ich habe mich nicht mehr alleine für [ihren] emotionalen Zustand verantwortlich gefühlt.“ (IG_Herr Paulsen 192)

Herr Paulsen spricht hier von seiner Verantwortung für ihren „emotionalen Zustand“ – eine Verantwortung, die ihn belastet. Dass er nicht mehr allein für sie zuständig ist, erleichtert ihn daher. Seine Orientierung an der „reinen“ Beziehung, die auf authentischen Gefühlen beruht, führt dazu, dass Emotion zu einer permanenten Herstellungsleistung wird, für die im Idealfall jede/-r Partner/-in selbst verantwortlich ist. Sein Verhalten, Tun und Fühlen, soll von ihrem unabhängig sein, soll ihr Fühlen eben nicht beeinflussen. Er möchte nach Möglichkeit keine oder möglichst wenig Verantwortung für ihre Gefühle übernehmen. Die „offene Beziehung“ wird so zu einer Art Partnerübung, in der geübt wird, vom anderen emotional unabhängig zu werden. Seine gefühlte Verantwortung für ihre Gefühle, zeigen ihn als sensibel und mitfühlend, stellen aber auch seine Belastung dadurch heraus und verweisen so auf die Defizite der Partnerin.

Das Ziel, emotional unabhängig zu werden, wird auch in einer weiteren Schilderung deutlich: Da er beruflich oft über längere Zeit weg ist, gibt er seiner Partnerin einen „Freifahrtschein“ (IG_Herr Paulsen, 164) für sexuelle Kontakte, den sie „erbeten“ hatte (ebd.). Sexuelle Begegnungen musste sie dann nicht vorher mit ihm absprechen. Die „offene Beziehung“ zeigt hier durch die Hintertür Facetten einer Kontrolle der weiblichen Sexualität, was ein klassisches patriarchales Machtmittel darstellt (Meuser 2010, S. 81). Weder Herr Paulsen noch Frau Peters sprechen davon, dass er sie um Erlaubnis gefragt hätte. Sie „erbittet“, er erlaubt – das Machtgefälle ist deutlich sichtbar, innerhalb einer Beziehungsform, die sich als „offen“ und besonders authentisch darstellt.

Das „aktive Fühlen“ (vgl. Kapitel 9.1.1) erscheint als ein unkenntlich gemachtes Machtspiel maximaler Komplexität aufgrund einer Vielzahl von erstaunlichen Umdeutungen, die durch „Innere Arbeit“ gelingen: Angst wird zu Erhabenheit, Offenheit führt zur subtilen Kontrolle, Emotion wird zur Belastung des anderen und die Freude über ein Verliebtsein des anderen dient der eigenen Entlastung. Paarbeziehung wird zur emotionalen Selbstverantwortung. Gelingt diese nicht, wird Beziehung zur Last. Das Verhalten des/der Partner/-in wird zum

Übungsfeld, um die Kontrolle der eigenen Emotionen zu perfektionieren. Die Frage scheint zu sein, wann eine Grenze des Zumutbaren erreicht ist. Der/Diejenige, der/die eine verlässliche „Bezugsperson“ wünscht, offenbart in diesen Partnerschaften Abhängigkeit und Schwäche. Beziehungsqualität entsteht durch Beziehungslosigkeit. Zentrales Kennzeichen einer machtvollen hegemonialen Männlichkeit – Dominanz durch emotionale Distanzierung – kann in dieser Deutung einer „offenen Beziehung“ hergestellt werden.

Herr Schmidt, der sich ebenfalls eine offene Beziehung als Spielart der „reinen Beziehung“ wünscht, spricht von seiner „Entwicklung als Mann“, die er weder in der Familie, noch in seiner Rolle als Vater oder in der Partnerschaft verfolgen konnte:

„(...) und meine Entwicklung als Mann sich dann einfach, ich hab dann angefangen, Männerseminare zu nehmen, Männerkreise und -gruppen für mich wichtig zu finden und irgendwie den Punkt zu suchen, wo ich in der ganzen Geschichte bin. Und da hat für mich ne andere Entwicklung angefangen. (...) Und deswegen war auch unweigerlich klar, entweder gibt es einfach diese Weite in unserer Definition von Partnerschaft. Ja. Oder die Partnerschaft kann das nicht mehr aushalten.“ (IG_Herr Schmidt_13)

In der Enge der Partnerschaft kann er sein Autonomiebestreben nicht mehr umsetzen, was für ihn das Ende der Partnerschaft bedeutet. Autonomie, Freiheit, „Weite“ sind zentraler Bestandteil seiner männlichen Entwicklung. Vaterschaft wird nicht genannt. Die „Entwicklung als Mann“ führt aus der Familie und aus der Partnerschaft heraus.

Zusammenfassend lässt sich daher feststellen, dass hier „reine“, emotionalisierte und entwicklungsbezogene Partnerschaftskonzepte zu erkennen sind, die mit traditioneller Aufgabenteilung der Eltern verwoben werden: Die meisten Frauen dieser Subgruppen, finden Selbstverwirklichung durch Mutterschaft und in der gemeinsamen emotionalen Entwicklung mit dem Partner. Die Väter suchen ihre Selbstverwirklichung hingegen eher in der Überwindung ihrer beziehungsbezogenen Emotionen und außerhalb der Partnerschaft und Familie. Partnerschaft hat, so lässt sich schlussfolgern, in diesen Subgruppen eine konträre Bedeutung für weibliche und männliche Befragte. Analog zum bürgerlichen Modell suchen die hier befragten Frauen ihre Erfüllung im eigenen Inneren, in der Partnerschaft und der Familie. Die befragten Männer hingegen suchen ihre Erfüllung im Außen und in der eigenen Unabhängigkeit. Die „reinen“ Beziehungsaspekte wirken wie eine Tarnkappe für traditionelle Partnerschaften mit den bekannten Benachteiligungen, die in diesen Fällen erst im Verlauf der Trennung ans Tageslicht treten.

Der Wert *Egalität* wird in diesen Interviews nicht genannt oder beschrieben. Man geht nicht von einer Gleichheit der Geschlechter aus, sondern von natürlich gegebenen Unterschieden. Diese Unterschiede zu betonen und auszuleben, wird als Authentizität und Freiheit gedeutet. Der Befund, dass in anscheinend egalitär ausgerichteten Gesellschaften, die traditionellen

Rollenverteilungen freiwillig gewählt und mit Selbstverwirklichung verbunden werden, bestätigt sich in diesen Daten (vgl. Kaiser 2019; Schmitt et al. 2017). Die Arenen der Selbstverwirklichung und der Selbsterkenntnis unterscheiden sich grundlegend zwischen den Geschlechtern.

11.3 Trennungsgründe: Ungleichgewicht

Es wurde gezeigt, dass bei den drei Trennungsstrategien *Abwertung*, *Vergebung* und *Distanzierung* Emotion zur Herstellung von Geschlecht genutzt wird. Die Typen *Vergebung* und *Distanzierung* können als männliche und weibliche Seite einer Medaille gesehen werden. Diese beiden Typen werden daher in Bezug zueinander beschrieben. Es werden bestimmte Konstellationen im Trennungsprozess herausgearbeitet, die emotional missbräuchliche Dynamiken aufweisen.

Die beiden Frauen, die dem Typus *Abwertung* zugeordnet wurden, erleben die Trennung weit weniger missbräuchlich und traumatisierend und nehmen selbst eine dem Vater übergeordnete Rolle ein. Es gibt etliche Beispiele, die teilweise massive Abwertung der Väter durch die Mütter zeigen und ebenfalls als missbräuchlich bezeichnet werden können. Hier konnten allerdings die Ex-Partner nicht befragt werden und es lassen sich daher keine Aussagen über deren Erleben der Trennung treffen.

Dieses Kapitel beginnt mit der Beschreibung der Trennungsgründe bei Frau Wagner (IG) und Frau Kramer (SRS), die dem Typus *Abwertung* zugeordnet wurden.

11.3.1 Unterschiedliche Entwicklungsstufen

Der Fokus auf Entwicklung und Wachstum (IG_Frau Wagner, 109) impliziert die Möglichkeit eines Aufstiegs bzw. einer Hierarchie. Demzufolge haben die Befragten den Eindruck, in ihrer persönlichen Entwicklung „weiter“ zu sein, als die Väter ihrer Kinder. Wie Therapeutinnen oder Lehrerinnen stellen sie sich über den Vater und beurteilen dessen Entwicklungsstatus im Vergleich zum eigenen. Verhaltensweisen und Charaktereigenschaft des Ex-Partners werden nicht als „krank“, „verrückt“ oder „nicht normal“ dargestellt, wie es bei den strittigen Eltern der Fall ist, sondern als eigentlich nicht verwunderlich, weil seinem Entwicklungsstand entsprechend. Das Gefühl „weiter“ zu sein als der Partner, verhindert in diesen Fällen ein Täter-Opfer-Denken.

Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: Frau Kramer wünscht sich „(...) einen Mann, der schon also so im Leben steht und mir nicht so alles recht macht“ (SRS_Frau Kramer, 23). Ein Mann soll ihr Paroli bieten können und sich nicht immer ihren Wünschen fügen, damit sie ihn respektieren kann. Ihren Ex-Partner hingegen beschreibt sie als „großes Kind“:

„Ah, das ist wie so ein großes Kind, wo ich echt gedacht habe: ‚Mein Gott, ein paar Sachen hat man dir nicht beigebracht!‘ Und ehm oder essen. Es gab so viele Sachen, die ich grausig fand. (...) Aber wenn er zu Hause war, hat er immer so gegessen. Grauenhaft. Es gab so vieles. Und dass er halt ehm // er hat immer ‚Ja und Amen‘ gesagt und das ist nichts für mich.“ (SRS_Frau Kramer, 23)

Wie eine Lehrerin beschreibt sie ihn als schlecht erzogen, eklig und in seiner Persönlichkeit unterentwickelt. Seine Anwesenheit im Krankenhaus während der Geburt erlebt sie als „unbeholden“: „Alles hat er falsch gemacht, einfach alles“ (ebd. 33). Etliche weitere Schilderungen seiner Person und seiner Verhaltensweisen, sind durchdrungen von Verachtung und Negativität. Laut Schneewind und Wunderer (2003a) wird Partnerschaft dann als positiv wahrgenommen, wenn „beziehungsförderliche Kognitionen“ vorhanden sind, die sich in einem „wohlwollenden Attributionsstil“ niederschlagen. Daraus entsteht Vertrauen in die „gemeinsame Handlungswirksamkeit als Paar“ und eine Wahrnehmung von vielen „Gemeinsamkeiten, Gleichberechtigung und Investitionen“ in die Beziehung (vgl. ebd. S. 213 und Kapitel 5.3.2). Die Partner/-innen orientieren ihre persönlichen Handlungen an der Partnerschaft. Nichts davon ist in diesen Schilderungen zu erkennen, wie zum Beispiel folgende Schilderung eines nächtlichen Vorfalls zeigt:

„Am Samstagabend nachts um drei hab ich angerufen und meinte: ‚Du, ich muss jetzt aufstehen, ich muss K jetzt eine Flasche gegeben. Hast du ihm heute um acht eine Flasche gegeben? Nein? Na gut, ich wollte dir nur mal spüren lassen, wie es ist. Ich muss jetzt aufstehen, mal gucken, wie lange er wach ist!‘ Und da hab ich ihn noch lange wach gehalten, (...). Oh, und das hat // muss ich mal gucken, ob ich das nochmal mit ihm mache. Ich meine, wenn er es nicht spürt, checkt er das ja nicht.“ (SRS_Frau Kramer, 151)

Frau Kramer stellt selbst fest: „Also wir hatten nicht sehr viel Respekt voreinander, wie kann man nur so respektlos miteinander umgehen“ (ebd., 23). Es kommt auch zu „Handgreiflichkeiten“ ihm gegenüber „wenn er mir voll auf die Nerven geht. Was ich noch nie entdeckt habe an mir (...) ich kann dann auch brüllen“ (ebd., 19). Frau Kramers Ex-Partner wird verbal und körperlich misshandelt und massiv abgewertet. Lenz (2007) stellt fest, dass die Viktimisierung von Männern in Partnerschaften weitgehend im toten Winkel der Forschung liegt. In einer repräsentativen Studie zu Gewalterfahrungen bei Männern wurden 266 Männer befragt und ein gutes Viertel der Befragten gab an, in der Partnerschaft Opfer von körperlichen Übergriffen geworden zu sein (ebd. S. 119). Einige Befragte berichteten in dieser Studie von Einschüchterungen, Beleidigungen, Demütigungen und sozialer Kontrolle. Es wurde auch von schweren Übergriffen, sogar mit Krankenhausaufenthalten erzählt, keiner der Befragte schaltete allerdings die Polizei ein (ebd. S. 120). Auch Frau Kramer hat nicht den Eindruck, Täterin geworden zu sein. Sie ist selbst erstaunt über ihre Wut und begründet ihre Übergriffe als eine Art Erziehungsmaßnahme für den Vater, weil er es sonst nicht „checkt“. Frau Kramer konstruiert sich hier als kompetente Mutter im Vergleich zu einem weitgehend unselbständigen Vater, den sie kontrollieren und steuern muss.

Auch Frau Wagner wertet den Vater ihrer Kinder ab, indem sie ihm jede eigenständige Entscheidungsfähigkeit abspricht und die Meinung vertritt, dass er ohnehin immer nur ihr gefolgt

ist, ihre Werte, Meinungen und Ansichten übernommen hat und keine wirklich eigene Persönlichkeit besitzt:

„Der macht die Sachen, die die Frau // der hat // findet die Interessen gut, die die Frau interessant findet. Es gibt Männer, die ohne Frau quasi // so sagt ´s er immer: ‚Männer ohne Frau tingeln verloren in der Welt rum.‘ Und ich erlebe es so. Deshalb wundert es mich auch nicht, dass er jetzt, wo es nicht mehr ist, dass es ihn eher rauszieht [raus aus der IG, Anmerk. M.B.]. Dass jetzt das, was die andere Frau macht, eher interessant ist.“ (IG_Frau Wagner, 63)

Ihren Erwartungen an „Reden“ und Körperlichkeit konnte er auch nicht gerecht werden: „Und Trennung war vor allen Dingen, weil ich gemerkt hab, mir fehlt körperlich und mit Reden extrem viel“ (IG_Frau Wagner, 35). Frau Wagner legt großen Wert auf Persönlichkeitsentwicklung und sucht daher einen Partner, der mit ihrer Entwicklung Schritt halten kann und ihr auch Impulse gibt. Ihren Ex-Partner sieht sie in diesem ihr so wichtigen Feld deutlich hinter sich und daher nicht in der Lage, ihr auf Augenhöhe zu begegnen:

„Er fängt grade an, also er fängt grade an, (...) und ich bin so fortgeschritten, (...) Und das ist, glaub ich, was, was ich ganz viel gespürt hab. Ich merk dieses, der eine ist da, der andere ist da [zeigt großen Abstand mit den Händen, Anmerk. M.B.] oder wie auch immer, dieses auf verschiedenen Niveaus stehen // (...) aber er ist halt am Anfang von der Arbeit, und ich bin viel, viel weiter.“ (IG_Frau Wagner, 129)

Die Vokabel „fortgeschritten“ erinnert an Sprach- oder Sportkurse und zeigt das Feld der Persönlichkeitsentwicklung als kompetitiv und hierarchisch. Außerdem kann ihr Ex-Partner ihr in Phasen, in denen es ihr schlecht geht, weder „Stütze“ noch „Gesprächspartner“ sein (ebd. 103). Auf die „Arbeit“ mit ihr und an sich kann er sich nicht einlassen.

Als Frau Wagners Ex-Partner wenige Monate nach der Trennung eine neue Beziehung eingeht, bewirkt ihre abwertende Haltung ihm gegenüber, dass sie weit weniger leidet als die Mütter, die dem Typus *Vergebung* zugeordnet wurden. Sie sieht die neue Beziehung als ein weiteres Zeichen seiner Schwäche und seiner Unfähigkeit, allein glücklich zu sein und sich mit „seinen Themen“ auseinanderzusetzen:

„Also so mein Fokus ist einfach drauf, selbst erfüllt zu sein und nicht aus einem inneren Loch heraus mit jemand zusammen zu sein, sondern weil ich mit ihm zusammen sein will. Und das ist bei ihm ziemlich sicher nicht.“ (ebd., 283)

Beide Frauen können aber aufgrund ihrer therapeutischen, psychologischen und pädagogischen Kenntnisse erklären, warum ihre Ex-Partner so sind wie sie sind. Frau Kramer zum Beispiel berichtet, dass die kleine Schwester ihres Ex-Partners am plötzlichen Kindstod verstorben sei und seine Mutter ihn daher nie mehr wertschätzen konnte: „Man hat ihm wahrscheinlich lange das Gefühl gegeben, er ist nichts wert.“ (SRS_Frau Kramer, 47)

Die Befragten zeigen Verständnis für ihre Ex-Partner. Die männliche Sozialisation oder eine traumatisierende Kindheit werden als Gründe für deren Konfliktunfähigkeit und Lebensuntauglichkeit angeführt. Dennoch beobachtet Frau Wagner, dass Männer im Allgemeinen, nicht mit Konflikten umgehen können und auf Konflikte mit Rückzug reagieren:

„Na ja, sobald die Frau anfängt zu meckern und aggressiv zu werden oder mal so // da können, glaub ich, die wenigsten, oder viele Männer nicht stehen, wenn die Frau // oder auch gemein werden. Das find ich auch typisch Frau, dass dann // da geht der Mann in den Rückzug und ist weg. Ja.“ (SRS_Frau Wagner, 59)

Die Interviews liefern noch etliche weitere Beispiele für Abwertungen, die man in ähnlicher oder vergleichbarer Form („kann nicht stehen“, keinen eigenen Willen bzw. „verloren in der Welt“, „muffelt“, „grausig“, niederes Niveau etc.) bei keinem anderen Trennungstypus findet. Die Befragten kritisieren vor allem die geistige und emotionale Entwicklung des Ex-Partners. Im scheinbaren Widerspruch dazu steht, dass beide Befragte mit ihren Ex-Partner als Vater ‚zufrieden‘ sind und die Beziehung zwischen Kind und Vater in jedem Fall unterstützen.

„Also er ist der stolzeste Vater, den es gibt hier. Und ich glaube, er sagt da nicht viel. Aber insgeheim hat er sich sehr gefreut. Also // weil er hat jetzt einen Sohn, der ihn bedingungslos liebt, der nichts an ihm Scheiße findet. Der nichts eh an ihm rummäkelt. (...) Also bei ihm kriegt er so richtig das Gefühl, was er braucht und was er noch nie bekommen hat, glaube ich. Auch ich hab oft gesagt: Wie dämlich bist du denn eigentlich, nicht? Also so. Und K liebt ihn.“ (SRS_Frau Kramer, 145)

Die Formulierungen zeigen, dass die Befragten sich hier als verantwortungsvolle und starke Mütter darstellen kann, weil sie den Vater in seiner Rolle als Vater unterstützt und ihn gleichzeitig abwertet. Die Vater-Kind-Beziehung sieht sie als Möglichkeit für den Vater, eigene Kindheitsprägungen zu heilen, indem er positive Erfahrungen des Geliebt-Werdens mit dem Kind erleben kann.

Traditionelle Rollenbilder mit asymmetrischer Aufgaben- und Machtverteilung bleiben auch bei den *abwertenden* Frauen erhalten. Die Frauen behaupten auf dem klassisch weiblichen Feld der Erziehung, Care- und Gefühlsarbeit eine sehr mächtige Position. Die Männlichkeit dieser Väter wird von den Partnerinnen auf ganzer Linie „annulliert“ (vgl. Connell 2015, 194), die Männer erhalten Kind-Status, indem sie als unreif, schwach, sexuell unattraktiv und wehrlos dargestellt werden. Das Fehlen von Dominanzstreben und das Zeigen von Gefühl, Schwäche und Verletzlichkeit reichen den Männern hier nicht zu einer attraktiven, sensiblen Männlichkeit (vgl. ebd.), sondern zu einer abgewerteten Männlichkeit, die bei den Frauen Mitleid aber auch Verständnis auslöst.

Dennoch gelingt es durch die *Abwertung*, eine Verbindung zum Vater aufrecht zu erhalten – er wird nicht völlig verteufelt. Dies ist ein zentraler Unterschied zu den *strittigen* Elternschaften.

Ebenso wenig wird verziehen, denn die Mütter dieser Subgruppe werden durch den Vater nicht verletzt, sondern vor allem enttäuscht. Es lässt sich vielmehr annehmen, dass hier die Väter Opfer von emotionalem und körperlichem Missbrauch werden. Auf dem Feld der persönlichen Entwicklung, „Gefühlsarbeit“ und Mutterschaft wird eine toxische Weiblichkeit erkennbar.

Im nächsten Abschnitt werden die Trennungsgründe vorgestellt, die bei den Typen *Vergebung* und *Distanzierung* geschildert wurden. Trennungen finden in dieser Subgruppe dann statt, wenn aufgrund eines Ereignisses die Asymmetrie in der „reinen“ Partnerschaftsorientierungen manifest wird. Dies passiert in diesem Sample entweder durch die Geburt eines Kindes oder durch ein unterschiedliches Verständnis davon, wie eine „offene Beziehung“ gelebt werden soll.

Zunächst werden die unterschiedlichen Deutungen und Instrumentalisierungen einer „offenen Beziehung“ unter geschlechtsspezifischen Aspekten dargelegt.

11.3.2 Die „offenen Beziehung“ – geschlechtsspezifische Deutungen

Offene Beziehungen spielen bei den Typen *Vergebung* und *Distanzierung* in fast allen Fällen eine trennungsrelevante Rolle. Die „offene Beziehung“ wird darin eine Möglichkeit gesehen, alternative, ehrliche und freie Beziehungsmodelle zu leben. Manche haben selbst negative Erfahrungen in ihrer Kindheit gemacht, erlebten die Trennung oder lieblose Beziehungen der eigenen Eltern. Teilweise führt sie die gezielte Suche nach alternativen Lebens- und Liebesformen in eine IG. Lambing (2014) zeigt, dass eine Aufgeschlossenheit für unkonventionelle Liebesbeziehungen in dem sozialen Milieu der IG zwar vorhanden ist, meist wird sie aber nicht umgesetzt. Auch in IG leben die meisten in dauerhaften monogamen Beziehungen (vgl. Kapitel 3.1.2), wenn auch sicher Unterschiede je nach Ausrichtung der IG zu beobachten sind. Zahlen darüber liegen nicht vor.

Offene Beziehungskonzepte werden häufig als eine kritische Reaktion auf heteronormative und benachteiligende Beziehungskonzepte verstanden (Schadler und Villa 2016, S. 12). Die Befragten dieses Samples, und dies stimmt mit den Befunden von Schadler und Villa überein, suchen aber in offenen Beziehungskonzepten eher Authentizität ohne „Scheinheiligkeit“ (ebd.). Die Auswertung der hier vorliegenden Interviews zeigt, dass trotz paarinterner Reflexion und Aushandlung, die Vorstellungen davon, was genau mit offener oder polyamorer Beziehung gemeint ist, sich geschlechtsspezifisch unterscheiden, ja erneut konträr sind.

Zunächst wird die Sichtweise der befragten Mütter beschrieben:

Frau Rieger und Frau Peters führen vor der Familiengründung offene Beziehungen mit ihren Partnern. Frau Peters erklärt:

„Es gibt monogam offene Beziehungen, also das heißt da ist das dann wirklich, man bezieht sich als Hauptpartner aufeinander und hat nebenbei eben noch Liebschaften oder One-Night-Stands.“ (IG_Frau Peters, 38)

Die „Hauptpartnerschaft“ steht „Liebschaften“ und „One-Night-Stand“ gegenüber, also flüchtigen Episoden mit sexuellem Fokus. Die Deutung von Sex als kurzfristig, flüchtig, rein der Lustbefriedigung dienend, ohne weitere Bedeutung kommt in den benutzten Vokabeln (Liebschaft, One-Night-Stand, Affäre) zum Ausdruck. Der Widerspruch zu der ansonsten angestrebten Authentizität, Tiefe und „innerer Arbeit“ fällt ins Auge, wird aber von den Befragten an keiner Stelle ausgeführt oder thematisiert.

Sexuelle Beziehungen ihres Partners mit anderen Frauen sind für Frau Peters daher auch „kein Problem“, denn es gab „auch ne Entspannung in mir, oder auch ne Mitfreude“ (IG_Frau Peters, 39). Sie spricht nicht von „Entlastung“, wie Herr Paulsen. Affären und eher flüchtige sexuelle Begegnungen mit anderen Menschen werden von den weiblichen Befragten dieser Gruppe als Mittel genutzt, Vertrauen und sogar „Treue“ in der „Hauptbeziehung“ zu festigen.

„Und wenn // wenn Dinge abgesprochen sind: ‚Wie sind wir mit anderen, mit Kondom, oder nicht, oder passt des jetzt heute, dass ich mit jemand schlafe oder küsse, oder was auch immer?‘ Also, dass dadurch die Treue und das Vertrauen entsteht, indem ich das ausspreche, was für Interessen ich habe.“ (IG6_Frau Peters, 40)

Aushandlungsprozesse stellen ein zentrales Merkmal offener Beziehungen dar, denn – so zeigt es sich in diesen Daten – es muss in jeder Situation wieder neu ausgehandelt werden, ob die Offenheit gewollt und wie genau sie gestaltet werden soll. Aushandlung erreicht allerdings Grenzen, wenn ein Partner sich „verliebt“ (IG_Frau Rieger) und aus einer offenen Beziehung eine polyamore wird bzw. werden soll.

„Also für ihn war es so Wunsch, zwei Beziehungen parallel nebeneinander zu führen. (...) Das war, ist für mich zu schmerzhaft. Wie, dass es in ner Beziehung, wie den sicheren Raum miteinander zu halten. Also, dass das mein Wunsch ist. Und es kann auch sein, dass man auch mit anderen ist, und, wenn aber so dieser Raum miteinander gehalten ist.“ (IG_Frau Peters, 40)

Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Wege der Herstellung von Geschlecht und der verschiedenen Fühlrichtungen – sicherer gemeinsamer Raum, Vertrauen und Treue durch Zulassen von Affären vs. „Erhabenheit“ durch Überwindung von Eifersucht (vgl. Kapitel 9) – verwundert es nicht, dass Herr Paulsen sich eine polyamore Beziehung wünscht und Frau Peters sich dies nicht vorstellen kann. Sie fühlt sich betrogen, da sie durch Affären die Beziehung festigen wollte, er aber „aus dem Kontakt geht“ und Konflikten mit ihr – so ihre Interpretation – aus dem Weg geht, was völlig der Abmachung widerspricht, die offene Beziehungsgestaltung auszuhandeln und transparent zu sein:

„Und in dem Fall, also bei Y war es so, dass es für mich, so mein, dass ich das Gefühl hatte, dass er da bestimmte Konflikte in der Auseinandersetzung mit mir nicht angeht und sich stattdessen dann halt in diese Verbindung stürzt. Ehm. Und dass das für mich das Verletzende da dran war, dass er eigentlich mit mir aus'm Kontakt gegangen ist. Ehm. Genau. Ehm. (Pause 5 Sek) Und in der Intensität in der er's getan hat, kann ich da nicht das fühlen, das ist da wie so, das ist, das ist, das sprengt mein bisheriges Fühlvermögen oder mein Eintauchen in bestimmte Schmerzanteile. Da bin ich grade nicht fähig dazu. Und wenn er das tut, bedeutet das letztendlich die Trennung. (Pause, 7 Sekunden) Genau. Und ich hätt es mir glaub ich sanfter gewünscht, so dass es unser Beziehungsband hält, und dass ich aber wieder, um da gemeinsam hin zu entwickeln, dass er sein Liebesbild leben kann und ich meins, ja.“ (IG6_Frau Peters, 40)

Die konträre Deutung der „offenen Beziehung“ wird hier klar: Ihre Intention war es, durch die offene Beziehung eigene Gefühle und Muster besser kennen zu lernen, Treue genau dadurch zu zeigen, dass man zusammen bleibt, obwohl andere sexuelle Kontakte bestehen. Das „aus dem Kontakt gehen“ stellt für sie daher den größtmöglichen Betrug dar, den sie emotional missbräuchlich erlebt, wie im folgenden Zitat besonders deutlich wird:

„Es gibt ein Gefühl von, weiß ich nicht, so ein tiefes Selbstwert, was dann angegriffen ist, oder zu // also das gab in mir son Punkt, wo ich gemerkt hab, das löst son krassen Schmerz aus, da bin ich nicht fähig den zu fühlen.“ (IG_Frau Peters, 39)

An dieser Stelle soll Herr Schmidt zitiert werden, der eine in IG gängige Auffassung vertritt, dass „Betrug“ ein Konstrukt einer konservativen Gesellschaft darstellt, um Sexualität nur in einer festen Beziehung bzw. Ehe zu erlauben:

„Und gesellschaftlich gibt es eine Übereinkunft, dass genau dazwischen ne unbrechbare Linie ist. (I: mhm) Also selbst unsere Kinder, die auch vieles anderes hier kennen, reden immer von ‚betrügen‘, wenn Justin Bieber ne Neue hat. Das ist archaisch aus den letzten tausend Jahren oder was weiß ich wie, steckt das drin. Da ist diese unbrechbare Grenze. Und das macht viel Mühe, weil selbst wenn sich, was weiß ich, die X und ich und es gäb noch ein Paar und wir würden dann wie auch immer über Kreuz uns einig sein und Kontakt haben, ist es immer mühsam, weil dieses Ding drin hängt.“ (IG_ Herr Schmidt, 21)

Das stete Verhandeln von Zugehörigkeit ist für Herrn Schmidt nur dann „mühsam“, wenn die gängige Norm der Monogamie und des „Betrugs“ besteht. Eifersucht und „Betrug“ nicht zu empfinden, scheint das Ziel der „inneren Arbeit“ zu sein.

Vor dem Hintergrund dieser offenen Werteorientierung, die mehr Freiheit, Ehrlichkeit und Autonomie ermöglichen soll, wird es für Frau Peters quasi unmöglich, das „aus dem Kontakt gehen“ ihres Partners als Betrug oder Verrat zu bezeichnen.

Am Beispiel von Frau Schmidt kann man besonders eindrücklich sehen, wie die moralische Offenheit, wenn sie als Entwicklungsschritt gedeutet wird, dazu führen kann, sich selbst abzu-

werten und als unfähig wahrzunehmen. Auch bei Frau Schmidt führt der Wunsch ihres Mannes, eine offene Beziehung zu führen, letztendlich zur Trennung. Die Familie befindet sich gerade in einer krisenhaften Lebenssituation mit finanziellen Schwierigkeiten, vielen Umzügen und Jobwechseln. Eine offene Beziehung wurde vorher nicht gelebt und kommt für Frau Schmidt nicht in Frage. Dennoch deutet sie ihre Eifersucht als ihr Versagen:

„Also ich hab das in einem konkreten Fall ganz doll arg versucht (lacht), also wirklich zu gucken, mich zu öffnen, auch die Beziehung zu öffnen und damit umzugehen, mit mir, mit der Frau in Kontakt zu gehen, zu dritt irgendwie in Kontakt zu gehen. Und ich fand das ganz, ganz, ganz arg schwer. Und ich hab immer gedacht, mit mir ist irgendwas falsch, oder ich bin halt nicht richtig, ja, weil mir das nicht so locker von der Hand geht oder weil ich das vielleicht gar nicht will. Aber also ich weiß, ich hab jedenfalls ganz arg versucht, das irgendwie zu händeln und damit irgendwie umzugehen. Und das ist mir nicht gelungen. Ich weiß jetzt auch gar nicht, wann ich // wann ich da irgendwie gesagt hab: ‚So, ich kann’s halt nicht, und ich will’s nicht, und ich mag da in die Richtung nicht weitermachen.‘“ (IG_Frau Schmidt, 41)

Im Vergleich dazu sieht Herr Schmidt die Sache wesentlich einfacher: Es sei keine „moralische Katastrophe, eine andere Frau zu lieben“ (ebd. 23). Diese bestechende Logik führt dazu, dass Frau Schmidt sich als „falsch“ sieht. Ihre Schlussfolgerung ist aber nicht, dass ihr Wunsch, monogam zu leben, legitim ist und eigentlich alles mit ihr in Ordnung, sondern dass es in Ordnung ist, Defizite zu haben und etwas nicht zu „können“. Es „gelingt“ ihr nicht, die offene Beziehung zu führen. Ihre Entscheidung für die Trennung deutet sie aber nicht als Mut oder Stärke, sondern eher als eine Resignation: „Ich kann’s halt nicht.“ Sie bleibt damit in einer defizitären Deutung von sich selbst. Ebenso stellt es sich für Herrn Schmidt dar. Sein Wunsch nach Offenheit und Ehrlichkeit in der Beziehung steht ihrem Unvermögen gegenüber:

„Das hat mir aber nicht getaugt, weißt, ich wollt gern wirklich einen offenen, starken, klaren Weg gehen. (I: mhm) Und da zu merken, dass da soviel Schmerz ist, der eigentlich nichts mit mir zu tun hat, und soviel Unmöglichkeit.“ (IG_Herr Schmidt, 23)

Herr Schmidt und Herr Paulsen nutzen die Offenheit der Beziehung dazu, sich als verletztlich und alternativ darzustellen, und erreichen damit klassische hegemonial-männliche Ziele: Sie bestehen darauf, eigene Wege zu gehen, Verletzlichkeit zu überwinden und von der Hauptbeziehung unabhängig zu sein. Sie vergrößern ihre Autonomie und stärken eigene Wünsche.

Konträr dazu dient die offene Beziehung den hier zitierten Frauen dazu, die Hauptbeziehung zu stärken und Polyamorie zu verhindern. Noch dazu geraten sie in Erklärungsnot und es kann ihnen Ungerechtigkeit nachgewiesen werden, wenn sie selbst die Vorzüge der offenen Beziehung genutzt haben, dann aber eifersüchtig auf die zweiten Beziehungen des Partners sind. An dieser Stelle ändert sich das Vokabular des Befragten, es wird von „Forderungen“, „Ansprüche“ und einem „engen Rahmen“ gesprochen:

„Und gleichzeitig [hat ihre Eifersucht mich, Anmerk. MB] auch verzweifelt gemacht, weil ich konnte sie verstehen so, sie hatte Angst, dass sich das, was wir in der Beziehung nicht mehr so sehr hatten, bei einer anderen Frau suche. Und äh (-) naja, das konnte ich schon nachvollziehen. Aber gleichzeitig hat sie auch einen sehr engen Rahmen gesteckt und Forderungen und Ansprüche erhoben, wo ich dann ab einem gewissen Punkt nicht mehr bereit war, es zu erfüllen.“
(IG_Herr Paulsen 174-175)

Erneut gelingt es, eine alternative *verletzliche Männlichkeit* herzustellen, und gleichzeitig die Verletzungen der Partnerin als ungerechtfertigt zu entlarven und emotional auf Distanz dazu zu gehen. Es stellt sich die Frage, welche Vorfälle innerhalb der Partnerschaft eine Verletzung ‚erlauben‘ würden.

Die Analyse dieser Interviewpassagen zu „offenen Beziehungen“ zeigt, dass beide Geschlechter eine Fühl-Kompetenz beanspruchen. Gefühle zu haben und sie zu verbalisieren ist nicht nur die Spezialität der Frauen. Allerdings wird die Berechtigung von Gefühlen verhandelt und in Frage gestellt: zwischen den Partner/-innen und im eigenen Inneren. Die unterschiedlichen Fühlrichtungen verursachen in diesen Fällen große emotionale Verletzungen und führen dann zur Trennung.

Die offene Beziehung ist bei drei Befragten der Subgruppe *Vergebung* ein Trennungsgrund, teilweise in Kombination mit der Geburt eines Kindes.

11.3.3 Geburt: zwischen „Nestbau“ und „Flucht“

Fthenakis et al. (2002) befragen 175 Paare vor der Schwangerschaft bis drei Jahre nach der Geburt und können zeigen, dass Paare nach der Geburt eines Kindes schnell in alte Rollenmusterverfallen und Frauen noch mehr Hausarbeit leisten als vor der Geburt, Männer dementsprechend weniger. Ein Befund, der sich, wie gezeigt wurde, auch in jüngeren Untersuchungen nicht verändert hat. Ein interessanter Befund dieser Studie ist zudem, dass Frauen mit dieser Tatsache besser zurechtkommen, wenn der Partner seinen geringeren Beitrag zugeibt und die Leistung der Partnerin anerkennt. Tut er dies nicht, übertreibt sogar noch seinen Beitrag und spielt den Beitrag seiner Partnerin herunter, führt dies zu einer besonderen Empörung der Partnerin. Die Geburt, die Fürsorge und Erziehung eines Kindes lässt sich als große Investition begreifen, die durch Anerkennung ‚entlohnt‘ werden muss. Vom Partner in dieser Lebenssituation unterstützt und anerkannt zu werden, „und nicht behindert zu werden, entspricht der stabilisierenden Funktion positiver Netto-Bilanzen in den austauschtheoretischen Modellen“ (Lösel und Bender 2003, S. 68).

Die Trennungsnarrationen der Mütter des Typs *Vergebung* sind allerdings geprägt von dem Gefühl, alleingelassen und mit ihrer intensiven Care-Arbeit für das gemeinsame Kind nicht wahrgenommen worden zu sein. Einige Frauen beschreiben auch das verletzende Gefühl,

genau in dieser Phase der großen Investition, zurückgewiesen bzw. „abgelehnt“ zu werden. Frau Bauer (SRS) beschreibt dies anschaulich:

„Nicht toll war diese Erwartung, dass Y jetzt doch auch mal da sein könnte. Und, also // der hat so überhaupt nicht diese Bindung an uns gehabt. So diese Sehnsucht, auch Zeit mit uns zu verbringen. Die hatte ich natürlich schon, weil das war, ist schon mein Konzept von Familie dann auch. Und das waren eher die traurigen Seiten. (...) Wenn ich sage: ‚Kannst du ihn mal nehmen für zwei Stunden oder so?‘ Ist es eine unheimliche Anstrengung für ihn. (unverständlich) Und das hat mich, hat mich verletzt. Obwohl's nicht mein Schuh ist, weiß ich heute. Aber damals hat's mich verletzt, als würde er, weiß ich nicht, uns jetzt ablehnen oder so.“ (SRS_Frau Bauer, 15)

Frau Bauer versucht die Zurückweisung ihres Partners nicht persönlich zu nehmen („nicht mein Schuh“). Diese Erkenntnis hilft hier zwar. Dennoch stellt sich die Frage, was einen noch persönlicher betreffen könnte, als die Zurückweisung durch den Partner kurz nach der Geburt.

Untersuchungen können zeigen, dass es für die emotionale Stabilität und den Umgang mit Krisen und Stresssituationen durchaus Parallelen zwischen der Mutter-Kind-Bindung und der Bindung an einen Partner im Erwachsenenalter gibt. Bei starken negativen Gefühlen (z.B. Angst, Unsicherheit) fordern Kinder die Nähe der Bindungsperson deutlich sichtbar ein, um sich beruhigen zu können. Dies tun Erwachsene zwar nicht mehr in dem Maße, aber Mikulincer und Shaver (2004) können zeigen, dass auch im Erwachsenenalter die körperliche Nähe zur Partnerin/ zum Partner in schwierigen Situationen und Lebenslagen am besten hilft. Erwachsene stehen aber darüber hinaus ihre verinnerlichten Vorstellungen und Modelle zur Verfügung, um sich zu stabilisieren. Den hier befragten Müttern wird aber in einer Lebensphase, in der sie besonderem Stress ausgesetzt sind, die Möglichkeit genommen, sich in ihrer Partnerschaft emotional zu stabilisieren – durch den Rückzug des Vaters steht auch eine verinnerlichte Vorstellung eines verlässlichen Partners kaum noch zur Verfügung (vgl. hier auch die Scheidungs-Stress-Bewältigungs-Perspektive nach Amato 2000). Dies könnte die existentielle Bedrohung erklären, die die Mütter durch den Rückzug des Vaters kurz nach der Geburt erleben.

„Grade wenn du als Paar ein kleines Kind hast, ehm, hab ich die Erfahrung gemacht also, dass das eigentlich, wenn das Kind grad auf der Welt ist, also wenn die Mutter schwanger ist und das Kind ist grad geboren, dann gibt's ja auch diesen Nestbautrieb und du baust dann so dein Nest. Und es ist ganz wichtig, dass der Vater mit an diesem Nest baut und das mithält. Und wenn der Mann dann zu anderen Nestern geht, das ist fast bedr // das ist was Bedrohliches. Als ob ne Existenz auseinander bricht, ne, so. Und die Erfahrung hab ich halt gemacht.“ (IG2_Frau Grimm, 42)

Obwohl die hier befragten Frauen ein in vieler Hinsicht bürgerlich-traditionelles Partnerschaftsbild haben, so bedeutet dies nicht, dass der Vater im familiären Bereich unerwünscht ist. Die Mütter haben nach der Geburt verstärkt den Wunsch, in der Partnerschaft ein Wir-Gefühl zu

erleben. Das Bedürfnis nach Sicherheit wird bei Frau Rieger durch eine Heirat aus „steuerlichen Gründen“ erfüllt. Die Heirat, obwohl keine Liebesheirat, markiert für Frau Rieger die Fusion als Paar und die damit verbundene Sicherheit, zusammen zu sein und zu bleiben.

„Und wenn's nur so ganz subtil ist, aber irgendwas gab's da schon, also wo wir da vorher einfach ganz klar in dieser Freiheit und Selbstverantwortung standen, und klar, mit Kind ändert sich das total, weil man ist zusammen verantwortlich, aber irgendwie gab's, also das ist jetzt vielleicht wirklich nur, nur son Gefühl, aber es ist wie, so dieses verheiratet sein ist dann nochmal mehr wie auch wirklich damit rechnen, dass der andere bleibt. (I: mhm) (Pause, 2 Sek.) Und dass das nicht aus freien Stücken jeden Tag ne neue Entscheidung ist, sondern dass das jetzt mal klar ist, dass der bleibt, weil wir sind ja verheiratet und wir haben jetzt ein Kind zusammen. (Pause 2 Sek.)“ (IG_Frau Rieger, 104-106)

Die Beispiele sollen verdeutlichen, dass eine an sich „reine“ Beziehungsausrichtung („aus freien Stücken jeden Tag ne neue Entscheidung“ Frau Rieger, s.o.), durch die Geburt für die Mütter ihre Ausrichtung verändert. Die Mütter wünschen sich nun doch eine Symbiose mit finanzieller und emotionaler Sicherheit. Durch die Geburt vermischen sich reine, traditionelle und nun auch symbiotische Beziehungsaspekte. Die Ausrichtung der Väter verändert sich aber in diesen Fällen nicht, was die Mütter auf sich selbst zurückwirft. Das Freiheitsstreben des Vaters steht in der Deutung der Befragten auf gleicher Ebene, wie das Sicherheitsstreben der Mutter kurz nach der Geburt. Es wird weder die Asymmetrie der Dringlichkeiten angesprochen noch die Benachteiligung der Mütter, die sich den Zwängen der Mutterschaft wesentlich schwerer entziehen können und die Mutterschaft ja auch wollten. Der Wunsch, Mutter zu werden, scheint ihnen die Berechtigung zu entziehen, Hilfe und Unterstützung einzufordern. Sogar existentielle Grundbedürfnisse werden so verhandelbar.

Die bis hierher erfolgte Darstellung der Trennungsgründe dient der Veranschaulichung einiger belastender Trennungskontexte. Die Paare trennen sich nicht aufgrund geringer Passung, einer Veränderung der übergeordneten Lebensziele – wie bei *Individuation* – oder weil die Arbeitsaufteilung als unfair empfunden und auch so benannt werden konnte, wie bei den *Egalitären*. In den in diesem Kapitel besprochenen Fällen, und dies wird im nächsten Kapitel beschrieben, lassen sich deutlich bestimmte Kennzeichen eines Trauma Bondings in Folge eines emotionalen Missbrauchs erkennen, der paradoxer Weise dazu führt, dass ein Coparenting nach der Trennung umgesetzt wird. Interessanterweise wird die Nachtrennungselternschaft durchweg sehr positiv beschrieben – viel positiver als bei den *egalitären* oder *individualisierten* Trennungstypen.

11.4 Trauma Bonding

Vergebung ist moralisch gut und stellt einen Wert, der fast einer göttlichen Gabe gleichkommt. Vergeben kann man nur, wenn etwas vorgefallen ist, das eigentlich eines Ausgleichs bedarf, zum Beispiel eine absichtlich zugefügte psychische oder physische Verletzung oder ein Verbrechen. Es muss eine Tat sein, die die „allgemeingültigen Fairness und Gerechtigkeitsvorstellungen“ missachtet (vgl. Fückler 2020, S. 7). Die quasi automatische Reaktion darauf wäre der Wunsch nach Vergeltung, Rache oder zumindest nach einer Widergutmachung (ebd.) Die Tat und da zugefügte Leid müssen zumindest anerkannt werden, um Gleichgewicht wiederherzustellen. Doch darauf verzichtet man, wenn man vergibt. Warum sollte man das tun? Sonja Fückler (2020) arbeitet in einer qualitativen Fallanalyse heraus, dass Vergeben nicht Vergessen und kein „Schwamm drüber“ bedeutet, was die grundlegende soziale Norm der Reziprozität völlig aufheben würde. Vergeben bedeutet vielmehr, den/die Verursacher/-in zu verstehen, seine Perspektive einzunehmen. Eine „Vergebungskultur“

„(...) erklärt niemanden für schuldig, dem man etwas heimzahlen könnte. Jemanden für schuldig zu erklären, setzt grundsätzlich voraus, ein bestimmtes Denken, Handeln, oder Verhalten abzulehnen. Sobald aber Handlungen, Motive oder Situationen im Sinne gelingenden Fremdverstehens entweder akzeptierbar oder durch die verstehende Anerkennung von Andersheit tolerierbar erscheinen, wird der Andere *entschuldigt*. Und somit macht das Akzeptieren oder tolerierende Verstehen das Vergeben kurzum zu etwas anderem als das, was es sein soll, indem Betroffene ein Krisenereignis – *ex post* – so auslegen, dass es gar keines ist.“ (ebd. 344-345)

Daher ist es relativ leicht, Kindern zu vergeben oder unwissenden, unerfahrenen Menschen, die ohne Absicht Schaden angerichtet haben. Der/-m eigenen Partner/-in zu vergeben bedarf allerdings mehr eines künstlichen Zurechtlegens oder Schönredens, oder – und hier wird die psychologische Dysfunktionalität deutlich – einer Selbstbezeichnung. In diesem Kapitel soll das in den Daten gefundene Zusammenspiel von *Vergebung* (hier tun dies nur Frauen) und *Distanzierung* (hier tun dies nur Männer) als eine psychologisch problematische Missbrauchs-konstellation gezeigt werden, die Hand in Hand mit Genderkonstruktionen geht. Außerdem, und das ist ein konstituierender Faktor dieser Situation, kann sie nicht als solche erkannt werden. Diese Dynamik verunmöglicht zudem ein dyadisches Coping (vgl. Kapitel 5.3.2) mit Krisen und Konflikten, denn es kann kein Aufeinanderzubewegen stattfinden. Vielmehr gibt eine Seite alle Ansprüche auf, die andere Seite fokussiert die eigenen und zieht sich zurück.

Die erlebte Zurückweisung ihres Bedürfnisses nach Sicherheit und Geborgenheit („Nest“) während der Familienphase mit intensiver Care-Arbeit, in der sie auf Unterstützung angewiesen sind, erleben die befragten Mütter dieser Subgruppe als Verletzung ihres „tiefen Selbstwerts“ (IG_Frau Peters). Wie Queen et al. (2009) und Lammers et al. (2005) und Howard (2019)

aufzeigen, ist dies als emotionaler Missbrauch zu bezeichnen. Der Begriff des „Emotional Abuse“ ist schwer fassbar, da er unsichtbar, schwer rekonstruier- und abgrenzbar und subtil abläuft. Queen et al. (2009) können mit 15 qualitativen Interviews mit Frauen in emotional missbräuchlichen Beziehungen, zeigen,

“that (1) IP [Intimate Partner, Anmerk. M.B.] emotional abuse has no prerequisite for partner rage or obvious emotional manipulation, (2) the absence of caring and respectful partner behaviors was just as powerful in creating an emotionally abusive experience as openly abusive behaviors, and (3) being emotionally abused was a life journey, encompassing multiple culminations, secondary physical and mental health symptoms, and quality of life issues that extended well beyond the immediate abuse experience.”⁷¹ (Queen et al. 2009)

Schon mangelnder Respekt und fehlende Fürsorge können emotionalen Missbrauch darstellen. Die Situationen, die von den hier befragten Frauen geschildert wurden, finden in einer hoch vulnerablen Lebensphasen statt, die per se mehr Unterstützung und Wertschätzung bedarf. Die Vermutung liegt daher nahe, dass es gerade durch die hohe Vulnerabilität der Mütter in der Kleinkindphase und der Unausweichlichkeit der Situation durch die Mutterschaft zu Compliance mit den Personen kommt, zu denen eine emotionale, meist auch finanzielle und praktische Abhängigkeit besteht. Als „Überlebensstrategie“ wird daher die Sichtweise der Väter übernommen. Die Identifizierung mit der Person, die den Missbrauch verursacht, wird als Stockholm Syndrom bzw. Trauma Bonding bezeichnet.

„In hostage negotiation it is defined as the psychological tendency of a hostage to bond with, identify with, or sympathize with his or her captor. Although there is no DSM or ICD diagnosis for either Stockholm Syndrome or Trauma Bonding it appears to be an unconscious emotional response to the terror of being captive and that protection is entirely in the hands of the captor or abuser. This puts the aggressor right where they want to be; in complete control.“ (Logan 2018, S. 67)

⁷¹ „dass (1) emotionaler Missbrauch durch den Intimpartner nicht an die Wut des Partners oder offensichtliche emotionale Manipulation gebunden ist, dass (2) fehlende Fürsorge und fehlendes respektvolles Verhalten des Partners ebenso als emotional missbräuchlich erlebt wurde, wie offener Missbrauch und dass (3) die Erfahrung, emotional missbraucht worden zu sein, lebenslang bewältigt werden musste. Dies schließt das Durchlaufen mehrere Kulminationspunkte ebenso mit ein, wie sekundäre psychische wie physische Symptome und Gesundheitsbeeinträchtigung und eine Beeinträchtigung der Lebensqualität, die weit über die tatsächliche Missbrauchserfahrung hinaus geht.“ (Übersetzung M.B.)

Logan (2018) regt an, den Begriff des Trauma Bonding dringend auch auf missbräuchliche Beziehungsmuster anzuwenden, aus denen sich viele Betroffene nur schwer befreien können. Selbst wenn hier häufig keine körperliche Gewalt oder Gefangennahme stattfindet, können die psychologischen Mechanismen ähnlich sein:

„The concept should receive more attention in the arena of domestic abuse and in the study of trauma. It is, in fact, represented in these domains under the title of Trauma Bonding and Narcissistic or Psychopathic Victim Abuse. These terms are much more descriptive and germane to those who are thriving despite having been in the grip of an abuser or those who currently are in an abusive relationship.“ (ebd.)

Jede Beziehungskonstellation in der eine Machthierarchie zu beobachten ist, kann traumatische Bindungsmuster hervorbringen (ebd.). Wie in Kapitel 5.1.3 bereits beschrieben, wechseln sich in dysfunktionalen Beziehungen häufig intensive Glücks- und Verliebtheitsphasen mit Phasen der Abwertung ab. Die Abgewerteten hoffen immer wieder auf die glücklichen Phasen und versuchen sich daher mit dem manipulativen Partner zu identifizieren, ihn zu verstehen, es besser zu machen und sich seinen Wünschen anzupassen. Durch das sogenannte „intermittent reinforcement“⁷² kann Suchtverhalten auftreten, was die missbrauchte Person in der Beziehung hält.

Es konnte bis hierher gezeigt werden, dass bei den Trennungstypen *Vergebung*, *Distanzierung* und *Abwertung* Geschlecht über Emotionen und unterschiedliche Fühlrichtungen als Position innerhalb einer Machtbeziehung konstruiert wird (vgl. Connell und Kapitel 2.4.2). Emotionalen Missbrauch zuzufügen oder zu erleiden soll daher als geschlechtstypisches Persönlichkeitsmuster beschrieben werden. *Distanzierung* und *Vergebung* stellen hier den Untersuchungsfokus, da hier drei getrennte Paare befragt werden konnten. Es ist denkbar, dass eine ähnliche Partnerschaftskonstellation auch beim Typ *Abwertung* – aber unter umgekehrten Vorzeichen – beschreibbar wäre, allerdings fehlt in diesem Sample die väterliche Seite.

Eine Auswahl konkreter Beispiele aus dem Datenmaterial soll diese These untermauern.

11.4.1 Unausweichlichkeit

Ein besonders anschauliches Beispiel für die ungewollte Abhängigkeit von Vater, liefert Frau Bauer (SRS). Sie nennt den Vater ihres Kindes ein „geliebtes Hassobjekt“ (SRS_Frau Bauer,

⁷² „Intermittierende Verstärkung“ – damit ist ein unvorhersehbares Belohnungssystem gemeint. Ähnlich einem Spielautomaten, weiß man nur, dass irgendwann eine Belohnung – diese kann klein oder groß sein – kommt. Es ist aber nicht vorauszusagen, wann sie kommt. Dieser Mechanismus kann Suchtverhalten verursachen.

19). Einerseits fühlt sie sich abgewiesen und abgewertet, da er nicht mit ihr und dem Kind zusammen sein möchte (s.o.), andererseits ist sie auf ihn angewiesen, da er das Kind „mal einfach nimmt oder bespaßt, wenn ich grade mal einfach mal rumräumen muss, 20 Minuten“ (ebd.). Sie ist angewiesen auf den Menschen, der sie durch seine Zurückweisung am meisten verletzt. Frau Bauer hat keine andere Wahl, und muss die geringe Hilfe des Vaters, der nicht länger als zwei Stunden auf das Kind aufpassen kann, annehmen. In diesen akuten Situationen ist sie dem Vater sogar dankbar.

Ein wichtiger Faktor, der in IG als besonderer Stressor ausgemacht werden kann, ist die räumliche Nähe, die in einigen Fällen des Typs *Vergebung* dazu führt, dass die Befragte täglich mit der neuen Partnerin des Ex-Partners konfrontiert ist. Die Befragten erleben sich ohnmächtig ausgesetzt, denn das Dorf bietet wenig Möglichkeiten, sich aus dem Weg zu gehen. Frau Grimm reagiert mit Ausweichtaktiken und Rückzug:

„Und da hätt ich mit gewünscht, (...) diese geographische Trennung also ist so wichtig. Und ehm, oft bei Führungen hier wurde so oft gesagt: ‚Ach ist ja toll, wenn die Eltern noch [Gestik für: nach der Trennung noch nah beieinander leben; Anmerk. M.B.]‘. Und ich dachte immer: ‚Son Blödsinn! (...) Was erzählen die denn da?‘ Und ich beobachte das auch an anderen Paaren. Ich hab auch an anderen Paaren, die Kinder haben und sich getrennt haben // soviel Dramen. Also so schmerzvolle Dramen erlebt, weil der Anspruch: ‚Ja, wir leben trotzdem zusammen in Gemeinschaft, wir wollen vielleicht das Beste fürs Kind. Und wir wollen ja eigentlich in einer Gemeinschaft leben und ehm, ehm, irgendwie‘. Man hat versucht was zu leben, was wir gar nicht können. So, ne. (I: mhm) Und, und eigentlich waren es dann nur Dramen. Also, der ganze Prozess hat dann viel länger gedauert. Der Trennungsprozess, also auch die innere Trennung. Also, man kann ja, es gibt ne äußere Trennung, (...). Aber das Gefühl ist ja noch // das kann ja ewig dauern. (I: ja) Ne, bis da wirklich. Und da ist ja, also, wenn man zusammen Kinder hat, wird das nie ganz, das ist immer, da ist immer ne Bindung, ne. (I: ja) Und das war für mich richtig anstrengend in Gemeinschaft, als ich dann gesehen hab, wenn der sich mit anderen Frauen trifft, dann war es schon so, dass ich sein Fahrrad gesehen hab und schon irgendwie anfang zu schwitzen, das nicht aushalten konnte, Boa Stress, und ich nicht sehen wollte, wenn er mit andern Frauen, wenn ich das nicht konnte, weil mir das alles so weh tat. (...) Und bei ner geographischen Trennung ist das nicht. Das ist, also es braucht die Zeit. Brauch wirklich ne achtsame Zeit der Trennung, ne.“ (IG_Frau Grimm, 49)

Eine Zeit des Abstands nach der Trennung und des „achtsamen“ Umgangs sind durch die räumliche Nähe in der IG nicht möglich:

„Und dann war’s auch so, dass nach eins, zwei Monaten hatte Y dann ne Geliebte hier aus der Gemeinschaft. Und dann hab ich gedacht: ‚Das ist ja der Horror!‘, ne. (I: mhm) und dann konnte ich // also da fehlte mir auch so ne Achtsamkeit, ne. (...) Ja, von ihm. (...) ich konnte dann jeden Tag ihn sehen mit der neuen Frau, und dann bin ich schon allein, wenn ich wusste, es ist Mittagessen und die sitzen vorne am Gemeinschaftsraum, bin ich schon, dann bin ich da lang hinten rumgefahren, damit ich ihn nicht sehen muss. Und war dann immer wieder der Schmerz hochkommt.“ (ebd. 104-106)

Frau Schmidt erlebt auch Jahre nach der Trennung immer wieder Momente, in denen der Trennungsschmerz wie ein Flashback durch Begegnungen aufflammt:

„In dem Vorbeigehen [an Ex-Partner und seiner neuen Partnerin, Anmerk. M.B.] hab ich gemerkt, oh Gott, es wallert einfach hoch. Und dann, dann hab ich so geheult, einen ganzen Vormittag lang einfach nur geweint, nur geweint, nur geweint.“ (IG_Frau Schmidt, 105)

Frau Peters möchte „klar wissen“, wann die neue Freundin am Platz ist, vermeidet jeglichen Kontakt und besteht darauf, nicht in die Situation zu kommen, ihr „zufällig am Platz zu begegnen“. Die letztendlich Trennung führt sie genau darauf zurück, dass sie deutlich verboten hat, dass die neue Freundin in der gemeinsam bewohnten WG übernachtet: Es gibt in ihr „nicht die Bereitschaft (...), sie jetzt noch mit in unsere//“ (IG_Frau Peters, 62) WG aufzunehmen.

Das starke Bedürfnis der Befragten nach Sicherheit und emotionaler Schonung wird kaum wahrgenommen. Die schmerzhaften Situationen sind durch das enge Zusammenleben in IG nicht zu vermeiden. Die geschilderten Situationen, z.B. ein Fahrrad, eine Begegnung lösen ein emotionales Flashback aus.

Viele Mütter dieser Gruppe sehen zudem den eigentlichen Trennungsgrund im eigenen Verhalten, nämlich in ihrer ‚Unfähigkeit‘ ihre Eifersucht zu kontrollieren. Die Trennung erfolgt in diesen Deutungen wegen ihrer gezeigten Wut und fordernden Art.

11.4.2 Selbstbeziehung

Während und nach der Trennung nehmen die Frauen nicht selten die Perspektive ihres Ex-Partners ein. Sie erlauben sich nicht, Forderungen zu stellen oder Erwartungen zu haben⁷³. Bei Frau Schmidt und Frau Rieger wird dies besonders deutlich.

⁷³ Nach Rosenberg 2010 stellt es Menschen immer wieder vor größere Herausforderungen, eine Bitte zu äußern, ohne dass eine Forderung „gehört“ wird. Auf eine Forderung kann man laut Rosenberg nur mit Abwehr reagieren, denn sie ist mit Zwang verknüpft (Rosenberg 2016, S. 99). Auf eine Bitte oder einen Wunsch kann man hingegen einfühlsam und empathisch reagieren. Eine Bitte zeichnet sich dadurch aus, dass die/der Bittende nicht mit Schuldzuweisungen oder beleidigt reagiert, wenn die Bitte nicht erfüllt werden kann.

Im Elternkontext sind allerdings viele Situationen vorstellbar, in denen um konkrete Hilfe gebeten wird, die dringend nötig ist, da die Mutter z.B. einen Betreuungseingpass hat, erschöpft ist oder konkrete praktische Unterstützung benötigt, da sie z.B. mit einem Säugling keine Reparaturen vornehmen kann o.ä. Wird eine solche Bitte als Forderung verstanden und dann abgelehnt, steht die Mutter mit der Notwendigkeit bestimmte Grundbedürfnisse von sich und ihrem Kind zu erfüllen, alleine da. Es geht in

Frau Rieger geht soweit, ihren Unterstützungsbedarf nach der Geburt als „Erwartungshaltung“ zu bezeichnen:

„Ja, ich glaub, dass er sich da auch unter Druck gefühlt hat. (I: mhm) Und ich glaub, ja, bei mir war schon ne Erwartungshaltung da, dass er halt mich unterstützt, wenn ich da bin mit nem kleinen Kind und (Pause) // “ (IG_Frau Rieger, 104-106)

Ihr teilweise vehementes Einfordern von praktischer und emotionaler Unterstützung und Wertschätzung nach der Geburt, bezeichnen sie selbst als „Vorwurf“ oder „Forderung“. Dies ist umso beeindruckender, da die Mütter dies selbst als unzulässig bezeichnen und darin den eigentlichen Auslöser der Trennung identifizieren:

„Es gab halt einfach viel Wut von meiner Seite, also in der Überforderung auch mit dem kleinen Kind, vor allem noch zuhause hab ich einfach schon manchmal (Pause, 2 Sekunden) // ja, hab ich ihm Vorwürfe gemacht und war einfach sehr wütend auf ihn und das hat ihn so verletzt und er sagt immer, dass das der Grund war, warum er sein Herz verschlossen hat. Dass er das nicht mehr konnte, dass ihm das einfach so im Herz wehgetan hat. Und dass er das auch nicht so schnell wieder aufmachen kann. (I: mhm) Und das war natürlich für mich irgendwie ne ganz also ne superschwierige Situation, dass er da mit verschlossenem Herzen ist, aber dann geht er zu dieser anderen Frau in Stadt X und dann ist er superverliebt. Also das war auch für mich irgendwie schon lange nichts mehr, was mich irgendwie genährt hat oder wo ich irgendwie zur Ruhe gekommen wäre oder so.“ (IG_Frau Rieger, 62)

Ihre Wut kann sie allerdings nicht dazu einsetzen, die Dringlichkeit ihres Bedürfnisses deutlich zu machen und durchzusetzen (vgl. Chemaly 2018). Weder die Kausalzusammenhänge werden gesehen, noch ihr existenzielles Grundbedürfnis nach Anerkennung, Sicherheit und Unterstützung (vgl. Maslow 2013). Ihre deutlich gezeigte Wut liefert dem Vater einen legitimen

diesen Fällen nicht um bestimmte Bedürfnisse der Mutter, z.B. einen Abend nicht alleine zu verbringen (Beispiel von Rosenberg 2016, S. 99ff), sondern es geht um die Notwendigkeiten, Grundbedürfnisse erfüllt zu bekommen. Rosenberg stellt in einem Rollenspiel die Frage:

„GFKler: Nun, jetzt bin ich sehr frustriert, weil ich nicht weiß, wie ich dich wissen lassen kann, was ich gerne möchte, ohne dass du es so hörst, als sei eine Forderung drin versteckt. Ich kenne für diese Situation nur zwei Möglichkeiten: nichts zu sagen und meine Bedürfnisse nicht erfüllt zu bekommen oder zu sagen, was ich gerne haben möchte, und zu riskieren, dass du es als eine Forderung hörst. Ich verliere, egal welchen Weg ich wähle. Könntest du mir sagen, was du jetzt gerade von mir gehört hast?

Teilnehmer/-in: Häh?“ (Rosenberg 2010, S. 19)

Grund, sich von ihr zu distanzieren, sein „Herz zu verschließen“, als trüge letztendlich sie die volle Verantwortung für die Trennung. Sie selbst stellt sich als überfordert, wütend und unkontrolliert dar und kann daher nachvollziehen, dass der *verletzliche Mann* zum Opfer ihrer Wut wird und sich als logische Konsequenz von ihr entfernt. Lapidar bezeichnet sie die Situation als „superschwierig“.

Die Verdrehung von Kausalitäten und das Gleichsetzen seiner und ihrer Bedürfnisse wird nur ganz subtil kritisiert, wenn sie darauf aufmerksam macht, dass das alles sie nicht „genährt“ hat. Dass aber die Negierung ihrer Grundbedürfnisse („gaslighting“⁷⁴) eine Missbrauchssituation laut Logan (2018) darstellt, kann die Befragte nicht sehen oder benennen.

Teil der *verstehenden Weiblichkeit* ist der Wunsch, keinerlei Wirkung auf andere zu haben, denn das wird als Manipulation ausgelegt⁷⁵. Auch an diesem Beispiel wird deutlich, dass Frau Rieger die Wirkung ihrer Wut – sein „verschlossenes Herz“ – bereut. Als hätte die Beziehung gerettet werden können, wenn sie nur nicht so wütend geworden wäre. Sie hätte sich besser kontrollieren müssen, denn sie erkennt in ihrem Wunsch nach Unterstützung durch den Vater des Kindes „Abhängigkeitsmuster“ und eine „Vaterprojektion“:

„Na bei mir, also wie gesagt, also dieses Gefühl von Abhängigkeitsmuster, ich glaub, ich war tatsächlich auch in ner Vaterprojektion mit ihm. Und das war mir irgendwie bewusst aber trotzdem emotional hab ich das irgendwie nicht gelöst gekriegt.“ (IG_Frau Rieger, 48)

Es bleibt hier unklar, was genau mit Vaterprojektion gemeint ist, handelt es sich doch de facto um den Vater ihres Kindes. Die gesamte Trennungsgeschichte wird so zu ihrer Versagensgeschichte. Es findet eine komplette Umdeutung ihrer ursprünglichen Gefühle der Wut, Angst und Überforderung statt. Diese Gefühle gelten als manipulativ, sollen nicht gezeigt werden und keine Wirkung haben.

⁷⁴ Der Begriff „Gaslighting“ geht auf einen gleichnamigen Film von 1930 zurück, indem ein Ehemann die Gasbeleuchtung manipuliert, seine Frau dadurch extrem verängstigt und dann aber abstreitet, dass die Beleuchtung flimmert. Die Ehefrau beginnt ihrer Wahrnehmung zu misstrauen und wird schließlich verrückt (Durvasula 2019, 36ff)

⁷⁵ In der GFK ist die Äußerung einer Erwartung gleichbedeutend mit einer Forderung. Bitten werden nach Rosenberg sehr leicht als Forderungen „gehört“ (vgl. ebd. S.99). Eine Forderung kann nur mit „Unterwerfung oder Rebellion“ (ebd.) beantwortet werden. Erwartet die Sprecherin, dass ihre Bitte auch erfüllt wird und reagiert sie beleidigt oder mit Schuldvorwürfen, so handelt es sich eindeutig um eine Forderung, die Zwang ausübt und kein einfühlsames Eingehen auf eine Bitte möglich macht.

11.4.3 Vergebung und Exkulpation

Um die existenziell bedrohlich wahrgenommene Trennung zu bewältigen nimmt Frau Grimm allein an verschiedenen Seminaren in anderen IG teil, die die Themen Liebe, Selbstliebe und Vergebung behandeln:

„Also für mich war dann noch so wichtig, dass ich son inneren Frieden finde, ne. (I: Ja) Und ehm, und da hab ich mir, da war so, ich hab viel reflektiert, nachgedacht, und ich dachte, okay, wir schaffen es nicht kommunikativ, das geht einfach nicht, wir sind da so unterschiedlich. Wir sind beide verletzt⁷⁶, da schwierig // Und da dacht ich, ich muss meinen inneren Frieden selber finden, bei mir. Dass ich vergeben, mit all dem was passiert ist und wo ich mich verletzt gefühlt hab und ich meinen Frieden finde. Ne, so. Und das war für mich dann richtig Friedensarbeit. (...) Und ein wichtiger Weg war, ich war dann mal in nem Seminar (...). Ehm, und ich weiß, ich bin noch mit som Schmerz hingefahren, dass ich irgendwie noch innerlich noch immer in diesem Trennungsschmerz war oder in dem Verletzungsschmerz und was auch immer (...). Und da ist ja viel das Thema Liebe, steht im Fokus, jetzt nicht nur in Paarbeziehungen, sondern auch überpersonelle Liebe und grundsätzlich globale Liebe oder zu sich zu finden. Und (...) diese Öffnung in diesem Seminar hat mir doch auch echt weitergeholfen. Also da hab ich einiges verstanden. (I: mhm) Ich weiß gar nicht, ob ich das jetzt so ausdrücken kann, ne. Ist auch n Gefühl. Also da gab's ne Gruppendynamik und da gab's ne große Öffnung, und ehm, zu erfahren ehm, Liebe zu entdecken zu einem Gegenüber unabhängig was der macht, was der ist, welches Geschlecht, also, so das ist, eigentlich hab ich gedacht, das ist son tiefer Schatz, den ich so in mir ehm wieder hochgeholt hab. Son altes Ahnenwissen. (I: mhm) ne, son altes Wissen. (I:mhm) (...) Und dass ist dann viel einfacher ist, dem Gegenüber zu vergeben oder empathisch zu sein und einfach Zuwendung (unverständlich) zu haben und einfach Frieden zu finden.“ (IG_Frau Grimm, 52)

Der erlebten Abwertung und Nichtbeachtung ihrer Gefühle („keine Achtsamkeit“, s.o.), begegnet sie durch ein Wiederfinden ihrer Selbstliebe in der „globalen Liebe“. Auf diese Weise erfährt sie eine bedingungslose, passive, überpersonelle Liebe. Connell (2015) beschreib die „Ideologie der organischen Ganzheit“ (ebd. S. 187) in der Umweltschutz- und spirituellen Szene. Das Verbunden-Sein mit der Natur und dem Kosmos wird als Gegensatz zur modernen Entfremdung und Verstädtterung gesehen. Frau Grimm ist dadurch nicht mehr abhängig von der Liebe und Anerkennung einer bestimmten Person, sondern kann sich mit einer globalen Liebe verbinden, im Sinne einer liebevollen Bejahung des Lebens an sich. Darin liegt eine große emotionale Befreiung, die es ihr ermöglicht, zu vergeben und Frieden in sich selbst zu finden. Mit Hilfe der Seminare und der erlangten „Vergebung“ kann sie ihre Gefühle und Verletzung gänzlich von seinem Verhalten trennen und in einem nächsten Schritt sogar versuchen, ihn zu verstehen:

⁷⁶ Worin seine Verletzung liegt, wird im Interview nicht erläutert.

„Also da hab ich wirklich ganz bewusst gearbeitet, dass ich wirklich loslasse, egal ob er ne neue Liebhaberin hat und wie oft ich sie sehe und, ehm, immer son bisschen also auch in der Kommunikation versucht, hab ich viel versucht so ihn zu verstehen.“ (IG2_Frau Grimm, 51)

Frau Grimm nimmt ihren Ex-Partner somit komplett aus der Verantwortung und transformiert ihre Eifersucht in globale Liebe – nicht in „Erhabenheit“, wie dies Herrn Paulsen gelingt. Die Bezogenheit auf einen Partner verwandelt sie in eine globale Bezogenheit, deren Teil sie ist. So kann ihre Selbstliebe unabhängig von einem Partner wieder erstarken.

Auch Frau Bauer (SRS) ist mit ihrem Ex-Partner „im Frieden“ (ebd. 9), nachdem sie „bis zur Selbstaufgabe“ versucht hat, die Beziehung zu retten. Sie erlangt diesen Frieden, indem sie ihm zugutehält, dass er von Anfang an gesagt hat, dass er „auf keinen Fall Kinder möchte“ (ebd.). Ähnlich wie bei Frau Rieger wird die ursprüngliche Weigerung des Vaters, ein Kind zu zeugen, ihm dann zugutegehalten. Jede Weigerung, Care-Aufgaben zu übernehmen, lässt sich damit legitimieren. Im Sinne einer verantworteten Elternschaft übernehmen die Mütter die volle Verantwortung dann überwiegend allein und sind meist auch noch dankbar dafür, überhaupt Mutter geworden zu sein und für die seltene und sporadische Unterstützung des Vaters.

Auch Frau Peters wählt den Weg der Vergebung. Allerdings wünscht sie sich, mit ihrem Ex-Partner gemeinsam mittels eines Rituals, Vergebung zu erlangen. Es ist ihr „dringendes Anliegen“ (IG_Frau Peters, 50) in einem „Verabschiedungsritual“ mit „innerer Vergebungsarbeit“, die Beziehung zu „betrauern und zu würdigen“. Vergebung bezieht sich hier auch darauf, sich selbst zu vergeben⁷⁷:

„Und das geht um Vergebungsarbeit. Um eigene innere Vergebungsarbeit. Oder (unverständlich) gegenüber. (3 Sekunden Pause) Auch so Anteile von ehm, mich selbst schuldig dafür zu machen oder zu fühlen, ich hab's nicht auf die Reihe gekriegt.“ (IG_Frau Peters, 54)

Hier wird explizit das Wort „schuldig“ benutzt. In keinem der Interviews wird sonst davon gesprochen, dass ein Partner Schuld an der Trennung trägt. Nur hier, wo es darum geht, „selbst schuldig“ zu sein, wird noch der Aspekt der Selbstvergebung hinzugefügt. Ihr Ex-Partner hat kein Interesse an diesem „Endritual“: „Er hat dann immer gesagt, ich soll selber mal kucken,

⁷⁷ Die Befragte bezieht sich auf die sogenannte Tipping-Methode. Der britische Arzt Colin Tipping geht davon aus, dass unaufgelöste Gefühle von Wut, Ärger und Groll den Heilungsprozess, z.B. bei Krebspatienten erschweren oder die Krankheit sogar verursacht haben. Er entwickelt eine Methode der „Radikalen Vergebung“, die auf drei Säulen basiert: 1. In Frieden kommen mit dem Leben; 2. Sich selbst annehmen und lieben; 3. Wünsche erfolgreich verwirklichen. Vgl. Tipping und Schossig 2010; <https://www.tipping-methode.de/lebensberatung-manifestation/> (zuletzt geprüft am 17. März 2019)

wo ich mit meinem Schmerz und meinen Sachen hingehge und er will dadran nicht beteiligt sein“ (IG_Frau Peters, 50).

Frau Schmidt kommt ebenfalls mit ihrem Schmerz am besten zurecht, wenn sie die Ursachen dafür in sich verortet. Ihren auch Jahre nach der Trennung immer wieder kehrenden Schmerz bearbeitet sie in vielen Prozessen, in denen sie lernt, dass niemand außer sie selbst für ihren Schmerz verantwortlich ist:

„Und mittlerweile bin ich aber also durch so viel Prozesse auch schon gegangen, dass ich einfach weiß, das ist // also das ist mein Schmerz und das ist mein Thema. Also es hat weder was mit der Frau zu tun, noch mit ihm. Sondern das ist einfach meins, mit dem ich da umgehen // also ich muss nicht mehr hingehen und ihm das irgendwie vor die Füße kotzen oder, oder rumheulen und schreien oder so was. Gar nicht, weil das hat nichts mit ihm zu tun.“ (IG_Frau Schmidt, 59)

Ihr Ex-Partner erscheint unantastbar und muss weder sein Verhalten ändern noch hinterfragen, noch in irgendeiner Weise Rücksicht nehmen. Ihm seine totale Freiheit gewähren zu können, deutet sie als Erfolg der vielen Prozesse, die sie durchlaufen hat.

11.4.4 „Gaslighting“

Distanzierung und *Vergebung* als männliche und weibliche Trennungsstrategien werden anhand drei ehemaliger getrennt voneinander befragter Paare und zwei weiteren Müttern nachgezeichnet. Verstehen, Verzeihen oder Perspektivübernahme – Strategien, die von den befragten Frauen beschrieben werden, um Frieden zu finden – werden in den Interviews mit den sich distanzierenden Vätern nicht thematisiert. Anstatt mit *Vergebung*, reagieren sie mit emotionaler *Distanzierung*. Dabei sind Strategien wie „Gaslighting“ - also eine Negierung der Wahrnehmung des/-r Anderen – oder „narcissistic flip“ (vgl. Korobov 2020, S. 2) an vielen Interviewpassagen zu beobachten. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen:

Herr Paulsen rechtfertigt seinen Rückzug mit der Emotionalität seiner Ex-Partnerin, mit der er nichts zu tun haben möchte. Ihre Gefühle werden ignoriert:

„Das ist auch so ein grundsätzliches Problem zwischen uns. Weil // weil ich schlicht und ergreifend keine Lust habe, mich mit ihren Emotionalitäten auseinanderzusetzen, die halt bei ihr oft mit einer großen Wucht kommen.“ (IG_Herr Paulsen, 220)

Diese Begründung für seine Distanzierung ist umso erstaunlicher, da Herr Paulsen an anderer Stelle das Leben in der IG mit der dort umgesetzten bewussten Kommunikation über Gefühle als sehr positiv für seine eigene Persönlichkeitsentwicklung beschreibt:

„Ich werde ganz gesehen sozusagen. Und als ganze Person, als ganzer Mensch mit allen Gefühlen, seien sie jetzt noch so irrational, wie sie erscheinen

// trotzdem getragen oder anerkannt und gemocht auch. (...) Ja, es macht ja freier auch.“ (IG_Herr Paulsen, 91-93)

In der paarinternen Auseinandersetzung mit seiner Ex-Partnerin gilt dies aber scheinbar nicht.

Ein weiteres Beispiel für „Gaslighting“ schildert Frau Rieger. Sie bezeichnet die Zeit der Schwangerschaft als „unsere beste Zeit“. Es wurde geplant, im ersten Babyjahr viel Zeit zusammen als junge Familie zu verbringen und „nicht in das klassische Rollenmuster“ zu verfallen (IG_Frau Rieger, 25). Der Vater geht allerdings wenige Wochen nach der Geburt eine neue Beziehung ein. Dies führt bei Frau Rieger dazu, dass sie die Welt nicht mehr versteht:

„Ich war superviel mit dem Kind zuhause allein. Ich hab's überhaupt nicht begriffen, warum er nicht da ist. (...) ‚Das gibt's doch gar nicht, wo ist er denn? Wir haben doch jetzt ne Familie, wir haben n Säugling!‘“ (IG_Frau Rieger, 25)

Der Begriff des „Future Faking“ (leere Versprechungen machen) ist eine Art des Gaslighting und wird im therapeutischen Kontext als Taktik beschrieben, Versprechungen zu machen, die nie eingehalten werden, um den Partner/die Partnerin im Moment zu beschwichtigen, an sich zu binden und manipulierbar zu machen (Cikanavicius 2019). Diese Strategie wird insbesondere mit narzisstischen Persönlichkeiten in Verbindung gebracht.

Diese Umdeutungen und „Flips“ können anhand vieler Beispiele aus dem Interviewmaterial herausgearbeitet werden. Herr Beer weigert sich, das Kind länger als zwei Stunden zu betreuen:

„Wenn ich aber jetzt weiß, das dauert jetzt noch länger, da, äh, keine Ahnung, da krieg ich dann (2 Sek.) Krisen (l: mhm) und möchte ihn loswerden. Und diese loswerden wollen aber nicht loswerden können, weil ich ihn ja habe, ähm, (2 Sek.) damit kann ich gar nicht umgehen.“ (SRS_Herr Beer, 73)

Dies ist für ihn eine unveränderliche Tatsache, für seine Partnerin aber nicht, die wütend darauf reagiert. Anstatt ihre Wut ernst zu nehmen, unterstellt er ihr „Neid“ (ebd. 45) darauf, dass er eigene Wege geht und sie nicht. Ein besonders anschaulicher „narcissitic flip“, der die Emotion der Mutter nicht nur negiert, sondern als Anzeichen ihres problematischen Charakters darstellt. Der Mechanismus wird von Korobov (2020) und Durvasula (2019) wie folgt beschrieben: Erst wird eine Person in eine extrem überfordernde, bedrohliche und herausfordernde Situation gebracht, und wenn sie dann Wut, Angst und Verzweiflung zeigt, wird genau daran festgemacht, dass wohl etwas mit ihr nicht stimmt.

Herr Paulsen nimmt seine Partnerin als zunehmend aggressiv wahr:

„X, um das zu verändern, ähm, auf ihre Art relativ kraftvoll und aggressiv dann reagiert, ja. Das wiederum hat mich mehr und mehr gestresst. Und letztendlich hat sich das dann immer mehr gesteigert. Ich bin immer weiter aus dem Kontakt gegangen, sie ist aggressiver geworden. Ich habe mich weiter zurückgezogen,

sie wurde dann noch impulsiver und aggressiver in ihren Forderungen sozusagen.“ (IG11_Herr Paulsen, 158)

Die Wut der Mütter wird nicht als Zeichen von Überforderung oder Existenzangst gewertet, sondern als unbegründete „Forderung“, die mit „Aggressivität“ gleichgesetzt wird.

Die Wut seiner Ex-Partnerin beschreibt er mit männlich-konnotierten Attributen („Kraft“, „Aggressivität“, „Forderung“, „Wucht“), die der Situation nicht angemessen erscheinen. Erneut zeigt sich, dass Wut und Aggressivität der Ex-Partnerin sofort gegen sie verwendet wird. Es stellt sich hier immer wieder die Frage, wie die Mütter denn sonst auf ihren Unterstützungsbedarf aufmerksam machen sollen.

Ein letztes Beispiel verdeutlicht noch einmal die Negierung kraftvoller Gefühlsäußerungen bei Frauen. Die Berechtigung ihrer Wut wird ihr abgesprochen, ihre Wahrnehmung problematisiert, als unbeherrscht, falsch und unbegründet geschildert:

„Das heißt, auch selbst wenn X mir gegenüber ruhig ist, wenn wir uns getroffen haben und sie gut gelaunt war und mir wohl gesonnen war, gingen bei mir, habe ich dann gemerkt, so körperliche Alarmreaktionen los so, der Stress ist einfach gestiegen. Weil ich die Erfahrung gemacht hatte, dass es schnell einfach umschlagen kann, und sie dann einfach auch ihre Emotionen auslebt. (I: Ok.) Und das konnte ich nicht gut handhaben, und das ist auch ein Umgang, den ich jetzt nicht will. (...) Ja, das Problem ist, wenn man so sich emotional stark ausfährt und auslebt, dann ist es mit Sicherheit gut, wenn beide sich quasi für dieses Setting entscheiden. Und, ja, für mich ist es so, dass zum Beispiel mit in Wut gesagten Dinge, auch wenn man weiß, auch wenn ein Setting geklärt ist so, und man sagt: ‚Wir fahren uns jetzt beide aus, oder du kriegst jetzt deinen Rahmen, du darfst dich austoben sozusagen, und ich darf das dann vielleicht auch.‘ Selbst in so einem bewussten Setting, finde ich, gesagte Dinge einfach verletzend. Und das wirkt nach. Umso schwieriger finde ich das, wenn sie halt für sich entscheidet, das jetzt auszuleben, auszudrücken und sich auszutoben, und ich aber gesagt habe ‚Nee, ich möchte jetzt nicht‘. Für mich ist es nicht so, dass wenn wir einen Streit hatten, und dann sich gegenseitig verletzende Dinge an den Kopf geworfen hat (Pause), dass man sich danach in den Arm nimmt und alles ist wieder gut. (...) Sie kann das. Das ist für sie wichtig. Sie legt da Wert drauf.“ (IG11_Herr Paulsen, 222-231)

Ihre „Emotionalität“ erscheint in dieser Schilderung egoistisch, verletzend und unkontrollierbar. Ihre Launen können „umschlagen“ wie das Wetter und sind daher für ihn nicht „handhabbar“. Die Formulierung „sie lebt einfach ihre Emotionen aus“ unterstreicht diese Interpretation. Sie macht sich mit ihren Emotionen breit, „fährt sich aus“ wie auf der Autobahn, sie nimmt sich „einfach“ den Platz, den sie möchte. Für ihn ist das übergriffig, rücksichtslos und egoistisch. Er scheint sich von den Emotionen seiner Ex-Partnerin geradezu be- oder verdrängt zu fühlen. Es steht ihr in seiner Wahrnehmung nicht zu, sich einfach „auszuleben, auszudrücken, auszutoben“, zumal wenn dies mit Forderungen an ihn verbunden ist. Gesprochene Worte bekommen Ding-Charakter („gesagte Dinge“), ohne Inhalt, einfach nur „verletzend“, ohne Bezug zu bestimmten Vorkommnissen. Nicht ihre Überforderung oder ihre Verletzung durch seinen

Rückzug werden als Ursachen für ihre Emotionalität ernst genommen, sondern es wird ihr als Aggressivität ausgelegt. Sie ist selbst schuld an seinem Rückzug und an ihrer Not. Ihre „Emotionalität“ ist negativ und wird gegen sie verwendet. Hier zeigt sich klassisch hegemonial männliches Verhalten. Die eigene Sichtweise wird als gerechtfertigt und gegeben angesehen und durchgesetzt. Die Partnerin ist handlungsunfähig.

Nicht nur das Fühlen ist geschlechtsspezifisch entgegengesetzt, sondern auch die Wahrnehmung von Konflikt. Frau Paulsen versucht über das Austragen von Konflikten, Nähe herzustellen, in Kontakt zu kommen und Verständnis zu generieren. Für den Zitierten ist diese Deutungsvariante ihrer Wut allerdings nicht zugänglich. Diese unterschiedliche Deutung von Gefühlsäußerungen löst eine Kettenreaktion der Verletzungen aus: Da er sich der Situation entzieht, fühlt sie sich verstoßen, bleibt sozusagen auf ihren Gefühlen sitzen, mit denen sie Klärung und Verständnis herstellen wollte. Es entsteht ein unlösbares Dilemma, in dem die weibliche Seite keine Berechtigung zu haben scheint: Ihre Wut wird als übergriffig gewertet und macht ihre Wahrnehmung insgesamt irrelevant.

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass die unterschiedlichen Deutungs-, Fühl- und Kommunikationsstile (vgl. Kapitel 5.2) sich insbesondere bei den drei Trennungstypen *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* in weitreichender Weise zeigen. Die Orientierung an traditionellen Rollenmustern verknüpft mit einem Fokus auf Emotion und Selbstentwicklung lassen in Partnerschaften, so zeigt es sich in diesen Fällen, ein ungleiches Machtfeld für die Herstellung von Geschlecht entstehen. Giddens' Annahme, dass „Machtspiele“, wenn sie nicht reflektiert sind, sich nicht vermeiden lassen, kann für diese Beispiele bestätigt werden.

Im nächsten Abschnitt soll die Ausgestaltung des Coparenting in diesen Fällen betrachtet werden.

11.5 Parallel-ambivalentes Coparenting

Die Nachtrennungselternschaft wird in dieser Subgruppe überwiegend als positiv dargestellt. Erneut wird die traditionelle Aufgabenverteilung als besonders fortschrittlich und gerecht dargestellt, wobei man meist in einem hegemonial-männlichen Deutungsschema bleibt, das dem Mann eine übergeordnete Rolle als Ernährer zuweist.

Das Coparenting korrespondiert mit den zugrundeliegenden Partnerschaftsleitbildern und Genderkonzepte. Die Kombination aus Vergebung und Vergebung führt in diesen Fällen zu einem Coparenting, das sich an den Bedürfnissen und Wünschen der Väter orientiert.

Bei den abwertenden Müttern kann ein Coparenting beschrieben werden, das von der Mutter gesteuert wird

11.5.1 Vaterorientiertes Coparenting

Wie bereits beschrieben, führt Frau Grimm das Gelingen eines Coparenting nach der Trennung darauf zurück, dass sie jeden Anspruch auf Anerkennung eigener Gefühle und Verletzungen, z.B. durch eine Entschuldigung aufgegeben hat:

„Oder ewig erwarte, dass er sich vielleicht entschuldigt, oder irgendwie anders wird das Gegenüber, ne, das ist völlig // ich kann das nur in mir selber. Und das hat auch Synergieeffekte, das geht ja auch ins Feld, ne wenn ich da im Frieden bin spürt er das auch. Und wir haben ne tolle Elternschaft. (I: Ja.) (...) Wir sind ein gutes Team als Eltern, ne. Wir haben ne konstruktive Elternschaft.“
(IG2_Frau Grimm, 51)

Sie geht davon aus, dass ihre Vergebung nicht nur ihr hilft, sondern auch ihm und sogar der Gemeinschaft insgesamt, da ihr innerer Frieden auf andere abfärbt. Die Nachtrennungselternschaft gelingt, da sie ihre Gefühle verwandelt hat.

Frau Grimm, die die Elternschaft mit ihrem Ex-Partner als „unumstößlich“ bezeichnet, möchte, dass er seinen Wohnort in der Nähe behält, damit der Kontakt zwischen Vater und Kind leicht gestaltbar ist. Er nimmt dennoch eine berufliche Chance wahr und zieht in eine weiter entfernte Stadt.

„Das war nochmal son Punkt. Er hat uns natürlich informiert, dass er das machen will und auch schon Jahre vor. Aber es gab nicht wirklich die Absprache, ne. Es gab nicht das: ‚Ist es in Ordnung für euch?‘ Und so. Weil es war nicht in Ordnung. Weil ich hab gesagt: ‚Nein, ich möchte das nicht!‘ Ich wollte nicht, dass er wegzieht, also für unseren Sohn, für unseren Sohn nicht. Also, ich hab mich da nicht so gewehrt. Hab gesagt: ‚Eigentlich möcht ich das nicht, ne!‘ Und unser Sohn hat gelitten, der hat geweint und der hat, er wurde dann auch, immer wenn Stresssituation war, hat er dann rumgeschrien. Und dann hab ich gemerkt, dass er das verarbeitet. Jetzt geht es wieder, aber die ersten Monate

war er sehr gestresst. Papa ist weggezogen // (...) Ja wir waren nicht einverstanden, er hat sich dafür entschieden, aber es gab jetzt nicht von meiner Seite das große Drama. ne. Und ich hab schon gelitten, ich war auch traurig. Es war jetzt nicht son Ärgerschmerz, sondern einfach ne Traurigkeit. Ne. Für unseren Sohn. Es tat mir für ihn weh. (...) Jetzt muss er hingefahren werden, abgeholt, jetzt kann er nur quasi in den Ferien dahin fahren. Man muss Wochenenden organisieren, oder er kommt mal her. Also, man muss das organisieren. Ein Stück Verbindlichkeit ist nicht mehr da und diese Präsenz. Das ist einfach (I: ja, ja). Auch wenn er jetzt neun ist, es is... aber er leidet (I: ja) So. Also, und ich weiß dass er, ich hab ihm das auch gesagt, hab gesagt: ‚Unser Sohn weint oft nach und das fällt ihm oft schwer und das ist ehm, wir müssen da irgendwie ne gute Regelung finden. (I: Ja, ja) Lass uns da irgendwie auch gut im Frieden sein und gucken, dass wir das //‘ Also wir haben irgendwie ne richtig schöne Elternschaft. So wohlwollend. Ich hab das Gefühl, wir sind beide miteinander wohlwollend, ne. Also für unser Kind und auch für uns. (...) Also das, die ganze Friedensarbeit hat sich wirklich gelohnt, muss ich sagen.“ (IG_Frau Grimm, 65-67)

Erneut passt Frau Grimm sich seiner Entscheidung an, empfindet keinen „Ärger“, nimmt erheblichen Mehraufwand in Kauf, um ihren Sohn zu seinem Vater zu fahren – und versteht den Vater. Obwohl der Vater seine berufliche Entscheidung durchsetzt, ohne wirklich ein Für und Wider mit seiner Ex-Partnerin und dem gemeinsamen Kind abgewogen zu haben, bleibt Frau Grimm dabei, eine „wohlwollende“ und „schöne“ Elternschaft zu haben.

Es konnte gezeigt werden, dass die Elternrollen in diesen Subgruppen auffallend traditionell sind. Diese Rollenverteilung erstreckt sich auch auf die Nachtrennungselternschaft. Frau Rieger sieht sich selbst als „Glücke“ und ist sich sicher, dass der Vater erst dann für das Kind eine wichtige Rolle spielt, wenn es etwas älter ist. Sie hat „eine hohe Wertschätzung“ für ihren Ex, der mit seinem Kind gern „raus geht“, „klettert“, „Rad fährt“. Teilweise ist sie enttäuscht darüber, dass er, wenn er sein Kind nach langer Zeit einen Tag sieht, es in den Kindergarten bringt – aber sie lernt „loszulassen“ und Sie ist dem Vater ihres Kindes dankbar, dass er arbeitet, ausreichend Unterhalt für sie und das Kind bezahlt und ihr so ermöglicht, sich ganz der Kindererziehung zu widmen:

„Und klar, irgendwann wird’s auch dran sein, dass ich meinen eigenen Unterhalt auch wieder verdiene, (...) aber ich hab da auch ne große Wertschätzung und Dankbarkeit dafür, dass er mich im Moment da noch so unterstützt (I: mhm) und dass er auch sone Haltung hat, dass er sagt: ‚Hey, es ist für mich grad wirklich leicht Geld zu verdienen.‘ Und er sagt das auch wirklich so, dass er halt seinen Beitrag so bringen will diese Ungleichheit zwischen Mann und Frau auszugleichen, die es halt gesellschaftlich so viel gibt. Wo wir nicht so dieses // wo ich nicht so gezwungen bin, jetzt schon in diesen Konkurrenzkampf mit einzutreten und mich komplett zu finanzieren und das Kind noch zu haben, so. Also da merk ich echt, das ist ne große Entlastung, die ich hab. Und da gibt es bei ihm auch n großen Wunsch beizutragen, wohlwollend.“ (IG_Frau Rieger, 144)

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird nicht angetastet. Als ungerecht wird es erlebt, die gesamte Care-Arbeit zu leisten *und* erwerbstätig sein zu müssen. Die Möglichkeit, sich die

Care-Arbeit zu teilen, wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Frau Riegers Ex-Partner versucht diese „Ungleichheit“ folgerichtig nicht durch ausgewogene Aufgabenverteilung zu verändern, sondern indem er seine traditionelle Rolle beibehält und ausreichend zahlt. So wird eine feministisch anmutende, verantwortungsvolle Männlichkeit hergestellt. Traditionelle Rollenauffassungen werden als modern, gerecht und fortschrittlich umgedeutet. Eine Reflektion oder gar Veränderung des eigenen Verhaltens ist daher nicht nötig. Dies deckt sich mit den Befunden von Zerle-Elsäßer und Li (2017), dass ein Mangel an Bewusstsein und Kenntnis geschlechtsspezifischer Benachteiligungen einer egalitären Arbeitsteilung entgegen stehen, weil Egalität gar nicht als Wert angestrebt wird. Vaterschaft bedeutet in diesem Fall auch nach der Trennung hauptsächlich die finanzielle Versorgung, nicht die emotionale Involviertheit.

Dennoch zeigt sich in diesem Fall ein Aspekt, der darauf hindeutet, dass die mangelnde emotionale und praktische Unterstützung der Mutter im Alltag wahrgenommen wird und ausgeglichen werden soll: Der biologische Vater unterstützt nicht nur Frau Rieger und das gemeinsame Kind, sondern auch Frau Riegers „Geliebten“ (IG_Frau Rieger, 72) finanziell, der gerade dabei ist, sich selbstständig zu machen. Dafür sittet dieser mehrmals pro Woche das Kleinkind. Mittlerweile ist das romantische Verhältnis beendet, er bleibt aber als „Pate“ des Kindes und als Babysitter erhalten.

Frau Rieger schildert die Fraternisierung des damaligen Geliebten und des biologischen Vaters:

„Die sind wie Brüder, die sind superähnlich, die haben sich vom ersten Moment an total gerne gemocht, da gab es nie Konkurrenz (lacht) phänomenal. (I: Wie erklärst du dir das?) (Pause, 4 Sekunden) Das ist echt schwer zu sagen. (...) Ich glaube es war einfach eher so für Y, dass er ne gespürt hat, dass da jetzt noch jemand ist, der sozusagen mein Bedürfnis nach Nähe auch irgendwie, wo sich das erfüllt, woanders, also auch dieser Druck auf ihn nicht mehr so lastet.“ (IG_Frau Rieger, 78-80)

Die ungewöhnlich offene Konstellation der „persönlichen Beziehungen“, die diese Nachtrennungskonstellation ausmacht, entpuppt sich als Konstrukt, in dem ein dem Vater besonders ähnlicher, durch eine zugeschriebene Bruderschaft in die Familie integrierter Mann, die Mutter unterstützt und die emotionale Vaterrolle einnimmt. Der biologische Vater wird dadurch „entlastet“. Dieser bezahlt dafür mit Geld und kann sich so aus der Beziehungsarbeit zu Mutter und Kind zurückziehen, um sich ganz der Erwerbsarbeit und seiner neuen Partnerschaft zu widmen. Gleichzeitig wird dieser Deal bagatellisiert, da der Vater das Geld, wie Frau Rieger betont, „ganz leicht“ verdient. Es ist daher keine Bezahlung für eine vereinbarte Leistung, sondern eine Art freiwilliger Ausgleich. Frau Rieger spricht von einer „gemeinsamen Kasse“ (ebd. 72) – in die aber nur der biologische Vater einzahlt. Weder das Babysitten noch die Erwerbsarbeit, noch die emotionale Unterstützung für die Mutter – nichts davon ist eigentlich Arbeit

und alles erscheint gleichwertig. Ungleichgewichte und faktische Abhängigkeiten werden so unsichtbar. Alles ist freiwillig, gewollt und „leicht“. Dennoch fließt Geld. Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, wie stabil diese Konstellation tatsächlich ist und ob für Mutter und Kind auf diese Weise langfristig emotionale und finanzielle Sicherheit hergestellt wird. Es drängt sich zudem die Vermutung auf, dass Care-Leistungen in dieser Konstellation nicht aufgewertet werden, sondern den Charakter eines Gefallens erhalten, der von wechselnden Personen erbracht werden kann. Die Fülle von symbolischen Umdeutungen in diesem Fallbeispiel führt letztendlich dazu, den Vater weitgehend aus der Care-Verantwortung zu entlassen und die Mutter-Kind-Dyade als einzige verlässliche Bindung übrig zu lassen. Dennoch ist die Zufriedenheit mit der Nachtrennungselternschaft groß und das Konstrukt wird als offen und fortschrittlich gewertet.

Ein Coparenting, im Sinne einer geteilten Elternverantwortung auf Augenhöhe kann auch bei den anderen Fällen dieser Typen nicht ausfindig gemacht werden. Einige Beispiele sollen dies veranschaulichen:

Herr Paulsen bespricht beispielsweise Erziehungsfragen oder das Wohlbefinden seines Kindes nicht mehr mit seiner Ex-Partnerin. Er wählt ein parallel-distanziertes Coparenting, das sich dadurch auszeichnet, dass er bestimmte Probleme oder Anliegen seiner Ex-Frau „nicht ernst“ nimmt (vgl. Gaslighting, s.o.) und ihrem Verantwortungsbereich zuschreibt:

„Generell kann man sagen, es gibt Dinge, die ich tue, die X nicht gut findet, und umgekehrt genauso. Zum Beispiel, wenn ich im Kontakt mit [unserem Kind], so wie ich generell bin, eher // X würde das als distanziert beschreiben und sie wirft mir oft vor, dass, wenn [das Kind] von mir kommt, dass er dann emotional aufgebracht ist und sich ausdrückt und schreit und wütend auf sie ist. Und ähm das habe ich aber jetzt mittlerweile auch gelernt, das so ein bisschen, nicht so ernst zu nehmen, weil sich bei mir die Erkenntnis eingestellt hat, dass [das Kind] bei mir so ist, wie ich das haben möchte oder wie ich bin, und bei [ihr] ist er halt eben so, wie [sie] es haben möchte und wie sie ist.“ (IG_Herr Paulsen, 291)

Die Ursache für von ihren angesprochenen Problemen wird bei ihr bzw. in ihrer Persönlichkeit gefunden. Eine gemeinsame Aushandlung des Problems und eine Einigung auf einen gemeinsamen Umgang damit, findet nicht statt. Auch hier zeigen sich die oben beschriebenen Mechanismen des „narcissistic flips“. Man fragt sich, welche Probleme oder Themen „ernst genommen“ und gemeinsam verhandelt werden können.

Die Nachtrennungselternschaften in diesen Subgruppen sind, ebenso wie die Trennungverläufe geprägt von Vergebung, Übernahme der väterlichen Perspektive, „narcissitic flips“ und Umdeutungen von Benachteiligungen, Abhängigkeiten und Ungleichgewichten.

11.5.2 Mutter lenkt und kontrolliert das Coparenting

Beide Frauen dieser Subgruppe (Frau Wagner aus IG, und Frau Kramer aus SRS) orientieren sich stark an dem Bild der verantworten Elternschaft. Der Vater als wichtige Person für die Entwicklung des Kindes, ist Bestandteil dieses Leitbildes. Es konnte aber gezeigt werden, dass die Mütter hier die Väter infantilisieren und abwerten. Die Gestaltung der Vater-Kind-Beziehung übernehmen daher die Mütter. Sie loben und tadeln ihre Ex-Partner und steuern den Kontakt zwischen Vater und Kind/-ern auch nach der Trennung:

„Also er ist ein sehr, sehr guter Papa, das muss man sagen. Und es ist, wir sind beides Scheidungskinder und für mich ist es unheimlich wichtig, dass [das Kind] einen Papa hat. Also ganz // es gibt nichts, was mir //.“ (SRS_Frau Kramer, 21)

Und an anderer Stelle: „Aber egal, wenn er ein Penner ist, er kriegt seinen Sohn, ne. So und daran merkt er auch, wie wichtig er mir ist. Also wie wichtig er mir als Mann // Quatsch, als Vater ist er mir//.“ (ebd. 151)

Deutlich wird auch hier die Deutung von Elternschaft als Mittel zur Heilung und Kompensation eigener Kindheitserfahrungen. Frau Kramer versucht ihren Ex-Partner in seiner Vaterrolle zu unterstützen, indem sie seine Unaustauschbarkeit als Vater betont. Die Vaterschaft ist nicht an Leistungen oder Eigenschaften geknüpft, sondern ist in jedem Fall gegeben und wichtig.

Wie eine Pädagogin wendet die Befragte Erziehungstricks an, um seine Väterkompetenzen in eine Richtung zu lenken, die sie gutheißen kann:

„Und dann hab ich halt irgendwann gesagt: Hey, du machst das super mit K, und dann kann ich viel mehr aus ihm rausholen. Also ich hab // (...) Er ist dann stärker und so.“ (SRS_Frau Kramer, 71-73)

Sie lobt und ermutigt ihn, um so seine Vaterschaft in ihrem Sinne zu befördern. Die Befragte gestaltet das Coparenting in erster Linie nach eigenen Vorstellungen und initiiert gemeinsame Feste:

„Das ist // es ist war kein // doch es ist eine Familie, es ist Y, ich und K. Wir haben auch seinen Geburtstag zusammen gefeiert, wir haben Heiligabend zusammen gefeiert, kam alles von mir. Fühlte sich sehr gezwungen, aber im Nachhinein fand er es ganz toll. Ich weiß ja auch, dass er sich danach sehnt.“ (SRS_Frau Kramer, 183)

Im Fall von Frau Kramer zeigen die Beispiele, dass der Vater für sie eine Art Marionette ist, deren Fäden sie zieht. Sie scheint zu wissen, was alle Beteiligten wünschen und was gut für sie ist und gestaltet. Die Elternschaft wird von ihr nach ihren Vorstellungen gesteuert und gefördert.

Frau Wagner, deren Ex-Freund zum Zeitpunkt des Interviews eine neue Partnerin hat, reduziert den Kontakt mit dem Ex auf ein Minimum. Den Kontakt zwischen ihm und den Kindern fördert sie aber und ist zufrieden damit:

„Der ist gut mit den Kindern. Ich krieg ihn nicht viel mit (...), aber wenn die beiden [Kinder] zurückkommen, sind die super drauf. Und die sind auch total gerne bei seiner Freundin. Von daher ist es // das passt schon.“ (IG_Frau Wagner, 85)

Am Zustand ihrer Kinder, wenn diese von Besuchen bei ihm zurückkommen, beurteilt sie die Erziehungskompetenz ihres Ex-Partner und dessen Partnerin ab. Frau Kramer – anders als die vergebenden Mütter – stellt auch Forderungen und gibt Anweisungen.

„So und dann hat er, [das Kind] einfach in den Laufstall getan und hat sich verdrückt, ist gegangen. Und das hat er öfters gemacht. Hab ich gesagt: ‚Das geht nicht, das kannst du nicht machen, das ist nicht in Ordnung (...)‘. Und das kam dann echt, ich kann ja auch brüllen.“ (41_Frau Kramer, 27)

Frau Wagner versucht, sich zurück zu nehmen und dem Vater seinen eignen Stil zu lassen: „Er hat Macken, die ich nicht mag so, aber mei, das ist ein anderer Stil, und er ist ein Mann“ (ebd., 97). Dennoch überprüft sie die Tasche, wenn der Vater die Kinder fürs Wochenende abholt:

„Dann haben sie halt nicht genug Klamotten dabei, wenn sie zu ihr [zur neuen Freundin, Anmerk. M.B.] gehen, okay. Also wenn ich da mal rein schau, dann pack ich noch Zeugs dazu, weil ich so denk (Pause) // (...) Aber (...) den Kindern geht's gut und Punkt. Also mehr brauch ich da nicht zu wissen.“ (ebd. 97-99)

Interessant ist hier die Formulierung „wenn sie zu ihr gehen“ – als ginge Frau Wagner davon aus, dass die Freundin die Hauptverantwortung trage, wenn die Kinder zu Besuch sind, und nicht der Vater. Dem Vater spricht sie einen anderen Stil zu, den man anscheinend mit ihrem mütterlichen Stil nicht vergleichen kann.

Frau Wagner und Frau Kramer sehen sich beide in Bezug auf Reife, Weitsichtigkeit, Erziehungskompetenz über ihren Ex-Männern stehend. Sie tragen die Oberaufsicht. Dies deckt sich auch mit den Befunden aus der SRS. Viele Mütter, verheiratet oder nicht verheiratet, getrennt oder zusammenlebend, erleben sich als das Ende der Fahnenstange bei allen Belangen, die das Kind betreffen: „Ich werde immer gefragt“ (vgl. Burschel und Schutter 2013). Die abwertenden Mütter behaupten diesen übergeordneten Platz in der Elternschaft. Bei den vergebenden Müttern und distanzierten Vätern tragen die Mütter zwar auch die Hauptverantwortung, der Vater behauptet aber seine dominierende Rolle, indem er, wie in Kapitel 11.4.4 dargelegt, die Mutter nicht „ernst nimmt“ oder wichtige Entscheidungen einfach ohne Absprache trifft.

Frau Wagner bespricht in moderierten Treffen mit ihrem Ex-Partner die Entwicklung der Kinder. Die Qualität ihrer Nachtrennungselternschaft bezeichnet sie als „im Vergleich zu anderen“ als „gigantisch“ (IG_Frau Wagner, 269). Als Beweis fügt sie hinzu: „Und wenn wir Gespräche haben, kriegen wir von jedem, der moderiert, zu hören, es ist super so wie’s ist.“ (IG_Frau Wagner, 269)

An anderer Stelle führt sie weiter aus:

„Also einfach auch, wie wir miteinander umgehen. Und je mehr ich lerne und wachse, desto // ich kann nicht beurteilen, was er an sich arbeitet, aber ich merk’s bei mir, dass ich super große Fortschritte mach und einfach auch // wir reden oft von Kind-Erwachsenen-Mutter-Ebene, also dass ich einfach auf einer Erwachsenenbasis bleibe und nicht ins Kind oder in die Mutter geh, weder ins ‚Uh‘ noch in den Zeigefinger. Das ist super. Also ich bin da total zufrieden im Großen und Ganzen.“ (ebd., 271)

Vor allem betont sie den Umgang miteinander, die Form der Kommunikation – weniger die Inhalte. Auch die moderierten Elterngespräche werden genutzt, um sich zu optimieren, den Kommunikationsstil zu verbessern. Es soll eine möglichst erwachsene, rationale Kommunikationsform gepflegt werden. Kommunikation auf der „Mutter-Ebene“ gilt als zu emotional und belehrend („Zeigefinger“) und soll daher vermieden werden.

Es fällt auf, dass Frau Kramer und Frau Wagner trotz der teils umfassenden Abwertung des Vaters, dennoch die Nachtrennungselternschaft („gigantisch“) und den Vater in den höchsten Tönen loben („sehr, sehr guter Vater“). In Kapitel 9 konnte im Vergleich dazu gezeigt werden, dass die *Egalitären* und *Individuierten* ihre Nachtrennungselternschaft wesentlich realistischer und weniger überschwänglich einschätzen. Man kann vermuten, dass die Superlative dazu dienen, das Coparenting als Resultat der eigenen Arbeit als gelungen darstellen zu wollen.

Im nächsten Abschnitt wird ein Blick auf die Rolle der Intentionale Gemeinschaft als Ort der Trennung geworfen werden.

11.6 Intentionale Gemeinschaft als Trennungsort

Sowohl Amaro (2000), Walper und Langmeyer (2019) als auch Sbarra und Coen (20017) beschreiben in ihren Bewältigungsmodellen die sozialen und strukturellen Ressourcen, die einem Menschen nach der Trennung zur Verfügung stehen, als wichtige Faktoren der Trennungsbewältigung. Insbesondere die Mütter der Typen *Vergebung* und *Abwertung* beschreiben die für sie besonders wichtige Funktion der Gemeinschaft im Trennungsprozess. Frau Schmidt hätte sich ohne die Gemeinschaft gar nicht trennen können:

„Wobei also // wobei, logisch, ja, die Trennung ist jetzt nicht von heute auf morgen passiert, das war eine Entwicklung. Und ich, einer so in der Rückschau kann ich für mich sagen, dass der // dass das Sein in Gemeinschaft mir den Schritt, mich zu trennen, ermöglicht hat.“ (IG_Frau Schmidt, 15)

Diese symbiotische Beziehung, die im Falle der Schmidts eher eine Fusion ist („wir haben immer alles zusammen gemacht“; ebd. 119), lässt sich für Frau Schmidt erst in der tragenden Gemeinschaft auflösen:

„Also wenn ich mich hier trenne, dann bin ich nicht allein. Ich hab ein Dorf, und dieses Dorf besteht aus Menschen, und es gibt Menschen, zu denen hab ich einfach eine stärkere Beziehung, und ich kann dahin gehen. Oder ich werde da ein Stück weit getragen, oder die kümmern sich um mich oder was auch immer die Gedanken waren.“ (Frau Schmidt, 69)

Die Sicherheit, auch nach der Trennung versorgt zu sein, hatte sie vorher nicht. Die Gemeinschaft kann die starke Bezogenheit des Paares aufeinander lockern, Sicherheit bieten und Individuation ermöglichen (vgl. Exkurs in Kapitel 11.4.2).

Frau Rieger wählt ähnliche Worte:

„(...) mein Gefühl ist eigentlich jetzt so, auch im Nachhinein betrachtet, dass wir die Gemeinschaft gebraucht haben, um diesen Schritt machen zu können, jetzt endlich zu trennen. Weil es schon glaub ich von beiden so den Wunsch nach Veränderung gab, und es viel so aneinander zerren und ziehen gab. Und wie dass es irgendwie so diesen Kontext oder so diesen, dass es den Container gebraucht hat, von Menschen um uns rum. Und (...) ist so ein Feld auch gewesen, wo wir viele andere Menschen auch hatten, mit denen wir unsere Prozesse auch machen konnten. Und es war klar, es gibt auch Menschen, die für [unser Kind, Anmerk. M.B.] auch mit da sind. Also, wenn wir dann mal Gespräche führen müssen, oder (räuspert sich) auch Momente sind, wo wir auch mal als Eltern das brauchen, dass uns jemand hält, dass dann auch jemand nach dem Kind schauen kann. Und das fühlt sich für mich wirklich so wie, vielleicht unterbewusst haben wir den Schritt hierher auch gewählt, damit das im Guten auch gehen kann mit der Trennung (I: mhm) Weil mein Eindruck schon ist, dass wir ehm, jetzt würd ich mal sagen, nein, ich kenn wenige Paare draußen, die sich so getrennt haben, oder, man kriegt's halt so am Rand mit, aber was ich gemerkt hab, war schon, dass wir viel auch immer noch auch Verbundenheit haben, auch.“ (IG_Frau Rieger, 11)

Amato nennt als einen die Trennung moderierenden Faktor, die „definition and meaning of divorce“ (Amato 2000, 1271). Das Zitat von Frau Rieger macht deutlich, dass in der Gemeinschaft alle Beziehungsthemen besonderes Aufmerksamkeit erfahren. Den Gefühlen der Sich-Trennenden wird viel Raum zugesichert. Die Trennung als „turning point“ im Leben, der emotional bewältigt werden muss und eine Neuorganisation des Lebens nach sich zieht, wird intensiv begleitet. Zudem gibt es auch in dieser Gemeinschaft Therapeut/-innen, Mediator/-innen, Coaches, Menschen mit viel Erfahrung in der Begleitung von Sich-Trennenden, die diese Aufgabe übernehmen. An dieser Stelle soll Herr Schmidt zitiert werden, der es als Aufgabe einer IG ansieht, die Unabhängigkeit der Menschen zu fördern. Seiner Erfahrung nach herrschen in vielen Paarbeziehungen Abhängigkeiten vor, die eine eigenständige Entwicklung der Menschen verhindern.

„Wir [die IG, Anmerk. MB] sind der Halt, wenn ein Mensch grade nicht allein stehen kann, dann sind wir der Halt. Und wir unterstützen das, dass Menschen sich nicht gegenseitig aneinanderklammern.“ (Herr Schmidt, 17)

In dieser Deutung, werden in einer IG äußere Sicherheiten geschaffen, um paarinternen Abhängigkeiten zu beenden. Neben dem Getragen-Sein im akuten Trennungsprozess, heben einige Mütter auch die soziale Lebendigkeit, die räumliche Nähe zu Ereignissen und vertrauten Menschen hervor, die die Trennung und das Leben nach der Trennung für alleinerziehende Mütter erleichtert. Frau Rieger vergleicht ihr Leben in IG direkt mit dem Stadtleben:

„Aber ich merk halt im Moment ist es halt einfach ne Riesenunterstützung für mich. Auch mit kleinem Kind so, weil ich ihn halt viel hab alleine. Würd ich auf keinen Fall irgendwo in ner Zweizimmerwohnung mit Kind wohnen wollen. Auf gar keinen Fall! Also, hier hab ich so viel mehr Möglichkeiten. Weißt du, ich kann, ich bring ihn abends ins Bett, mach mein Babyfon an, dann kann ich hier auf die Tanzparty gehen oder ich kann in die Dorfkneipe gehen oder ich kann sogar in die Sauna gehen und ich brauch keinen Babysitter. Und ich hab einfach so ein reiches soziales Umfeld, also irgendwie die Vorstellung irgendwo in ner Wohnung zu hocken, das ist einfach ganz schwierig für mich. (I: Warum? Was löst die Vorstellung bei dir aus?) Das ist ne Isolation. Also so voll das Gefühl dann (Pause) mein Leben überhaupt nicht mehr leben zu können, weil ich jetzt Mutter bin. Halt wahnsinnig viel Organisationsaufwand betreiben zu müssen, um mich nähren zu können, damit ich auch einfach wieder Kraft auch hab für das Muttersein.“ (IG_Frau Rieger, 92-94)

Erneut wird die Vulnerabilität der alleinerziehenden Mutter mit Kleinkind deutlich, der neben der konkreten Unterstützung im Alltag, vor allem die sozialen Kontakte in IG wichtig sind, um auch nach der Trennung sozial verbunden zu bleiben. Laut Baselinie Theorie sind Gesundheit und Wohlbefinden eines Menschen an das Vorhandensein von verlässlichen Beziehungen und Bindungen gekoppelt, was für alle Kulturen zutrifft (Coan und Sbarra 2015, S. 87). Trennungen und Scheidungen führen nicht selten zu einer Verschlechterung des Gesundheitszustandes

und zu einer geringeren Lebenserwartung (vgl. ebd.), weil es durch den Verlust der verlässlichen Bindung zur/-m Partner/-in mit einem erheblichen kognitiven und physiologischen Mehraufwand verbunden ist, das eigene Selbst und das eigene Überleben zu sichern (ebd.)⁷⁸. Coan und Sbarra (2015) sprechen von einem Anstieg der „predicted cost of the environment“ bei Verlust der Haupt-Beziehung (ebd. S. 90). Die Social Baseline Theory integriert Befunde aus der Bindungstheorie, der Verhaltensökologie, der kognitiven Neurowissenschaft und der Wahrnehmungsforschung (vgl. auch Kapitel 5.3.3). Das obige Zitat zeigt deutlich, dass im Falle der Frau Rieger, das Getragen-Sein in Gemeinschaft – Frau Rieger spricht an anderer Stelle von einem „Container (...) von Menschen um uns rum“ (ebd. 11), den die Gemeinschaft für sie darstellt – genau diese Funktion erfüllt. Wohlbefinden ist eng an die soziale Nähe zu anderen gebunden und an das Gefühl, trotz der Trennung, weder ausgegrenzt, noch abgetrennt oder allein zu sein.

Die Trennung wird symbolisch nicht als Versagen oder Scheitern gedeutet, sondern als kritische Lebensphase, deren Bewältigung zu mehr Eigenständigkeit und Unabhängigkeit führt. Der Trennungsprozess wird vor allem als innerer Prozess jeder/-n Einzelnen gedeutet, der Menschen vor große Herausforderungen stellen kann und daher der äußeren Sicherheit bedarf. Dieser Individuationsprozess wird gemeinschaftlich getragen und führt, so beschreibt es die Interviewpartnerin, nicht zur Isolation.

Exkurs: Haushalt

Am Beispiel Hausarbeit kann gezeigt werden, dass in IG die Auslagerung von vielen Haushaltstätigkeiten, z.B. das Vorhandensein einer Kantine, viel Entlastung für die Familien mit sich bringt. Auf der anderen Seite gibt es Hinweise darauf, dass diese Entlastung insbesondere Väter aus der Verantwortung nimmt.

Trotz der gewollten Sphärentrennung der weiblichen und männlichen Welt und der damit einhergehenden komplementären Aufgabenverteilung beschreiben sowohl die *vergebenden* als auch die *abwertenden* Befragten ihre Partnerschaften als gleichberechtigt und „modern“ (vgl.

⁷⁸ “Put another way, the human brain *expects* access to relationships characterized by interdependence, shared goals, and joint attention [6]. Violations of this expectation increase cognitive and physiological effort as the brain perceives fewer available resources and prepares the body to either conserve or more heavily invest its own energy [7]. This increase in cognitive and physiological effort is frequently accompanied by distress, both acute and chronic, with all the negative sequelae for health and well being that implies [8,9].” (Coan und Sbarra 2015)

Kapitel 11.2). Dies machen sie auch daran fest, dass ihre Ex-Partner sich an Haushalt und Care beteiligen. Frau Grimm bezeichnet ihren Ex als „modern“ (IG_Frau Grimm, 92), weil er sein Kind „auch wickelt“ und „da gab’s auch kein Theater“ (ebd. 90). Auf Nachfrage stellt Frau Grimm aber doch fest, dass er zwar praktisch „alles gemacht hat“, aber eher ein „Kopfmensch“ (ebd. 98) sei und sie sich auf der „emotionalen, sozialen Ebene“ gewünscht hätte, dass er „mehr da ist“ (ebd.). Auch bei Frau Rieger gab es kaum Konflikte um Haushaltsthemen, denn diese tauchen in Gemeinschaften häufig als Gemeinschaftsthemen auf, nicht als Paarprobleme:

„Mhm, nee, das war, ja damals waren wir ja auch in ner Gemeinschaft, also da gab es generell, mit allen hatten wir den Eindruck, dass Y wirklich weniger macht im Haushalt, weil er halt immer so wahnsinnig viel gearbeitet hat. Ehm. Aber das war halt nicht so eins zu eins, ne. Ich war nicht die einzige, die ihm das gesagt hat, sondern das war ja da auch schon in ner // von sechs, acht Leuten. Dadurch hat sich das nie in unserer Paardynamik so eskalierend zuge-spitzt oder so.“ (IG_Frau Rieger, 140)

Sinngemäß macht Frau Peters dieselbe Erfahrung. Putz-, Koch- und Aufräumdienste werden in den Kantinen und Gemeinschaftsräumen meist turnusmäßig erledigt. Sie erlebt es als große Entlastung, dass Fragen des Abwaschs, Kochens und Aufräumens nicht an der „Zweierbeziehung“ hängen bleiben, sondern jeder Einzelne sich bezüglich seines/ihrer Aufräumverhaltens mit der Gemeinschaft auseinandersetzen muss:

„Also da kommen dann halt irgendwelche anderen Leute, ehm, und sagen, ehm: ‚Wieso warst du nicht da? Wieso hast du dein Ding nicht gemacht?‘ Also, da gibt es in mir zum Beispiel ne Entspannung, ehm, dass dadurch dass der Y oder der Mann dann hier ist, ich bin dann nicht die Frau, die was weiß ich, Mutterprojektion, die ihn auf sein nicht gespülten Teller oder seinen nicht gemachten Hausputz hinweist, sondern es gibt auch noch genügend andere Gemeinschaftsmitglieder, die sagen: ‚Was soll das, räum dein Zeug auf!‘ Und dann hängt das nicht so an der Beziehung.“ (IG6_Frau Peters, 219)

Die Auslagerung einer Vielzahl an Haushaltsthemen in die Gemeinschaft entlastet die Paare zwar und kann geschlechtstypische Aufgabenzuweisungen teilweise auflösen. Dies führt allerdings nicht zu einer Aufwertung von Haushaltstätigkeiten, denn diese sind nach wie vor lästig und werden turnusmäßig von allen in einer vorher besprochenen Qualität erledigt. Grundmann (2011) zeigt auf, wie in einer von ihm untersuchten IG die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zum Teil diffundieren, z.B. durch die gemeinsame Organisation von Alltagsroutinen (Mahlzeiten). Dadurch wird der Einzelne zwar u. U. gefordert und eingeschränkt, gleichzeitig wirken die Dienste und Routinen aber gemeinschaftsbildend. Es entstehen Räume der Begegnung und des Austauschs (ebd. S. 292 ff, vgl. auch Kunze 2008). Haushaltstätigkeiten verschwinden so vermeintlich als Konfliktherde für Paare; vielmehr dienen sie dazu, die Gemeinschaft zu festigen. Haushaltstätigkeiten, die ja zusätzlich dennoch im familiären Wohnraum zu erledigen sind, können so unsichtbar werden. Frau Grimm schildert ihr

Leben nach der Trennung von ihrem Ex-Partner, der zwar gemeinschaftliche Dienste und bestimmte Aufgaben für das gemeinsame Baby übernimmt. Die Alltagslast bleibt aber dennoch bei ihr, wie folgende Schilderung zeigt:

„Ich dachte auch, ich schaff den Winter nicht, Y. zieht sich zurück, er unterstützt mich nicht in der Jurte, weil das heißt ja Holz machen für die Jurte. Also, du bist eigentlich den Winter über die ganze Zeit beschäftigt. Wickelst dein Baby, fütterst, stillst dein Baby, musst in den Pausen Holz machen, Holz holen, du musst [das ältere Kind] zur Schule bringen, wieder abholen, Hausaufgaben machen, Essen besorgen und alles so. Und alles schon so organisiert sein, dass wenn es morgen, wenn du morgens aufstehst und es sind Minusgrade draußen, dann ist das erste: Aufstehen, anziehen, Ofen einheizen. Dann auf Toilette gehen, raus gehen, Toiletten, Duschen sind außerhalb, also Jurtenleben halt.“
(IG_Frau Grimm, 28)

Die hier untersuchten Fälle deuten darauf hin, dass gemeinschaftliche Dienste durchaus für die Mütter eine entlastende Wirkung haben. Hausarbeit als Paarthema verlagert sich zwar ein Stück weit in die Gemeinschaft, dennoch fällt insbesondere mit Kleinkindern jede Menge Hausarbeit an – auch wenn man auf kleinem Raum in Wohnwagen oder Jurte lebt –, die weiterhin von den Müttern geleistet wird.

11.7 Zusammenfassung: Trennung als „Gefühlsarbeit“

Das parallele Coparenting bei den Typen *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* wird hier auf Grundlage der eingehenden Analyse als ambivalent bezeichnet, da es zwar von den Befragten als positiv wahrgenommen wird, in seiner Ausgestaltung aber benachteiligende und missbräuchliche Aspekte für die Eltern aufweist.

Folgende Faktoren konnten in diesem Sample als ein parallel-ambivalentes Coparenting begünstigend herausgearbeitet werden:

Es konnten emotionalisierte Geschlechtskonstruktionen herausgearbeitet werden. Das Sprechen über Gefühle und Sensibilität dient sowohl Frauen als auch Männern dazu, Geschlecht herzustellen. Allerdings sind die *Führrichtungen* geschlechtsspezifisch unterscheiden.

- Zur Konstruktion einer *verletzlichen Männlichkeit* werden eigene Gefühle und Bedürfnisse fokussiert, um diese auch gegen Widerstand durchsetzen. Die *verletzliche Männlichkeit* stellt sich daher als verdeckte Facette der hegemonialen Männlichkeit dar (vgl. Connell 2015).
- Zur Konstruktion einer *verstehenden Weiblichkeit* ist die Modellierung eigene Gefühle und Bedürfnisse nötig, um diese zu kontrollieren und zurückzuhalten. Die *verstehende Weiblichkeit* stellt sich als Spielart der „betonten Weiblichkeit“ dar (ebd.). Es geht hier nicht in erster Linie um offene Unterordnung und sexualisierte Kleidung, sondern vor allem um Zugewandtheit und die gefühlvolle Beziehungsgestaltung als positive Charaktereigenschaften, die sogar mit Reife und persönlicher Stärke assoziiert werden: Sowohl *Vergeben* als auch *Abwerten* basieren auf einem Verständnis für den Partner. Die empathische Fähigkeit, die Perspektive des Partners einzunehmen, kann in beiden Strategien dazu genutzt werden, Weiblichkeit zu konstruieren. Im Falle von *Vergebung* können deutliche Anzeichen eines Trauma Bondings aufgrund von Missbrauch gezeigt werden. Ist die Mutter nicht in traumatisierende Konstellationen eingebettet (z.B. kurz nach der Geburt allein zu sein), wird in einigen Fällen der Partner massiv *abgewertet*. Fehlen dem Vater Bereiche und Mechanismen zur Herstellung von Dominanz, wird er in einigen Fällen infantilisiert und bevormundet.
- Letztendlich führt die Emotionalisierung der Kommunikation und der Geschlechtlichkeit paradoxer Weise zu einer Problematisierung von Emotion an sich, da Gefühle meist auf das Verhalten des/-r Partner/-in bezogen sind und mit Forderungen verbunden werden können. Gaslighting und Narcissistic Flips sind die Folge. Aufgrund der unterschiedlichen geschlechtsspezifischen *Führrichtungen* werden bestehende Benachteiligungen durch die emotionalisierten Genderkonzepte betont und verstärkt.

- Es konnte die Deutung herausgearbeitet werden, dass eine emotionale Unverbundenheit als Beziehungsqualität und Reife verstanden wird. Für bestimmte Gefühle zum Beispiel Wut und Aggression gelten fast schon Fühl-Tabus. Dies gilt, wie gezeigt werden konnte, insbesondere für Frauen.
- Die GFK, die eine ich-bezogene emotionalisierte Sprache postuliert, um gewaltfrei und friedlich sprechen zu können, kann dazu führen, dass der/die faktisch auf Unterstützung angewiesene Partner/-in, basale Bedürfnisbefriedigung nicht mehr eingefordert kann. In den hier vorliegenden Fällen handelt es sich um Mütter, meist kurz nach der Geburt eines Kindes. Der emotionalisierter Kommunikationsstil kann dysfunktionale Verdrehungen bzw. Umdeutungen ermöglichen. Insbesondere die Empfehlungen der GFK, keine Forderungen zu stellen und die eigenen Gefühle zu offenbaren, stellt sich als riskant dar, da aufgrund der Subjektivität von Gefühlen, diese als das eigentliche Problem ausgelegt werden und sich dann gegen den/diejenigen selbst wenden können, der/die das Problem angesprochen hat. Das Datenmaterial liefert eine Fülle von Beispielen für diese Mechanismen.
- Partnerschaftsleitbilder, die auf Emotionalität und geistige Entwicklung ausgerichtet sind („reine“ und offene Beziehung), können geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als naturalistisch und Teil der geschlechtsspezifischen Entwicklung deuten und geschlechtsspezifische Zuschreibungen verstärken. Die traditionelle Rollenverteilung setzt sich nach der Trennung in vielen Fällen fort. Das Coparenting nach der Trennung ist daher als ambivalent zu bezeichnen, da etliche Beispiele zeigen, dass das Coparenting häufig entweder auf Nachgeben, oder Bevormunden und Ignorieren des anderen Elternteils basiert. Das Coparenting ist entweder an den Bedürfnissen des Vaters ausgerichtet (*Vergebung* und *Distanzierung*), die machtvoll durchgesetzt werden. In vielen Fällen fokussiert der Vater hier seine Rolle als berufstätiger Haupternährer, der ohnehin erst in späteren Jahren für das Kind wichtig ist. Oder das Coparenting wird von der Mutter gesteuert (*Abwertung*). In diesen Fällen wird der Vater in seiner Wichtigkeit für die Entwicklung des Kindes instrumentalisiert. Die Mutter erlebt sich als Zuständige bzw. als Kontrolleurin für die Gestaltung der Beziehung zwischen Vater und Kind.
- Care und Erwerbsarbeit werden als völlig gleichwertige Arbeitsfelder dargestellt, ohne zu berücksichtigen, dass damit völlig unterschiedliche Kompetenzen und Charaktereigenschaften verbunden sind, die die Augenhöhe zwischen Männern und Frauen in weitreichende Schieflage bringen.

Aufgrund der emotionalisierten Kommunikation, die in Gemeinschaften praktiziert wird, finden sich diese drei Trennungstypen in diesem Sample vor allem in IG.

Die IG bietet insbesondere für die *vergebenden* Mütter einen sicheren „Container“, der zur sozialen Integration, Vernetzung beiträgt. Zusätzliche Belastungen nach der Trennung, zum Beispiel durch Isolation, können so vermieden werden (Social Baseline Theory). Allerdings gibt es Hinweise darauf, dass insbesondere die emotionale und soziale Unterstützung in IG unter Umständen eher unverbindlich und nicht langfristig gewährleistet werden kann. Ebenso gibt es im Datenmaterial Hinweise darauf, dass die Berufsorientierung und emotionale Distanzierung des Vaters noch verstärkt werden, wenn die Mutter ihre sozialen und emotionalen Grundbedürfnisse in Gemeinschaft befriedigen kann. Hier ist weitere Forschung nötig.

In Tabelle 17 sind die im Auswertungsprozess vergebenen Codes und Kategorien abgebildet.

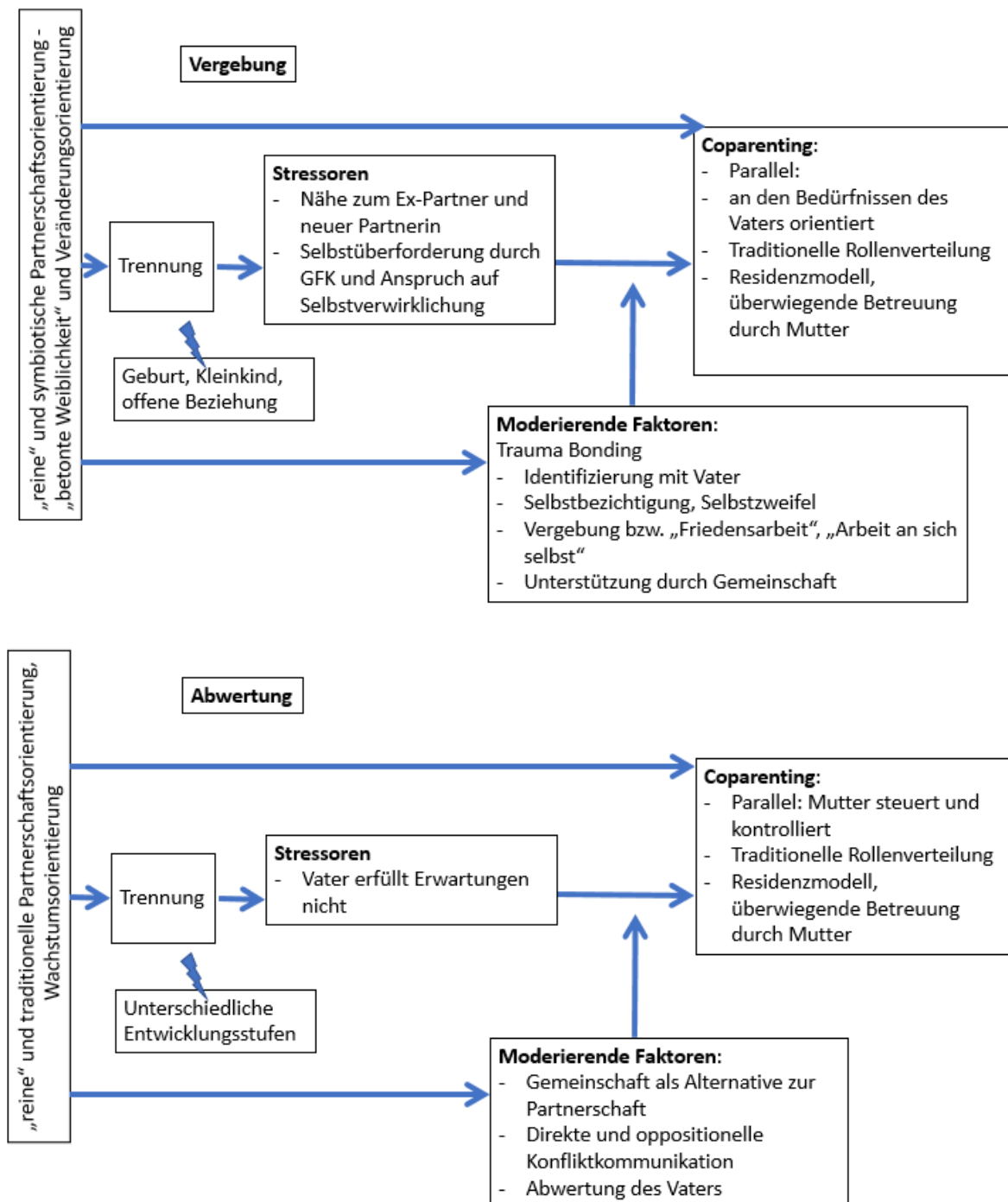
Tabelle 17: Codes zur Typisierung von Distanzierung, Vergebung und Abwertung

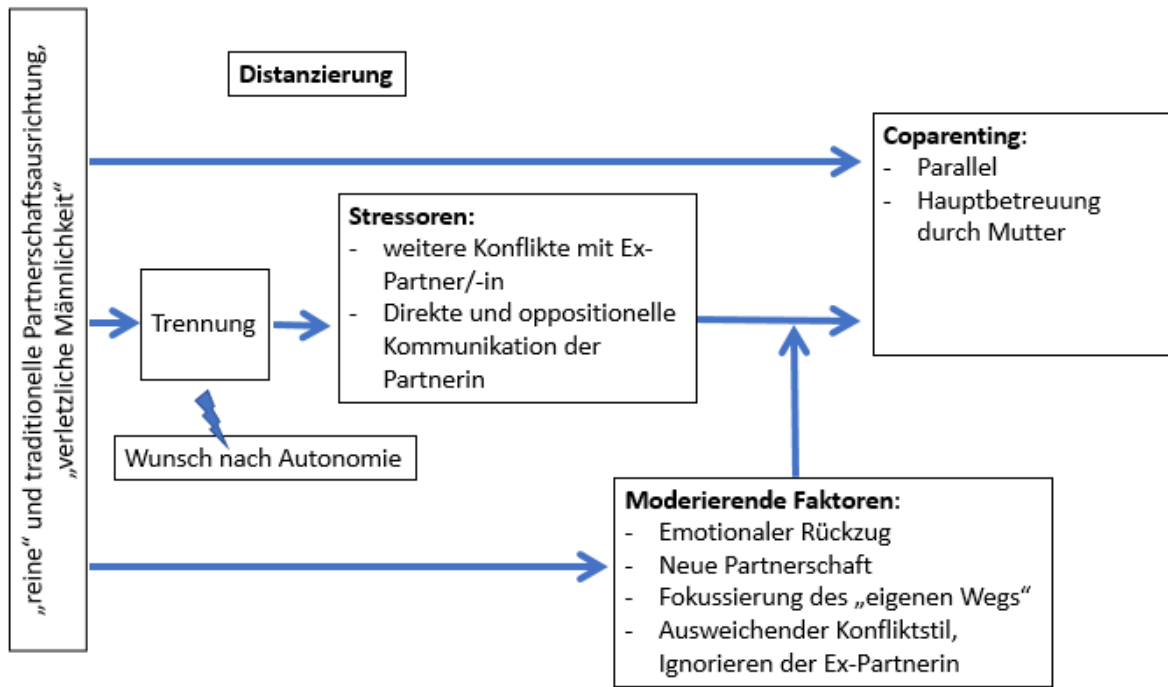
Typus	Distanzierung	Vergebung	Abwertung
Beziehungs-konzept	<ul style="list-style-type: none"> - Utilitaristisch, „reine Beziehung“ - „Offene“ Beziehungskonzepte 	<ul style="list-style-type: none"> - Symbiose und „reine Beziehung“ - „Offene“ Beziehungskonzepte 	<ul style="list-style-type: none"> - „rein“ - Wachstum und Entwicklung
Eltern-schafts-konzept	<ul style="list-style-type: none"> - Traditionell, naturalistisch - Vater wird erst für ältere Kinder wichtig - Care ist Aufgabe der Mutter 	<ul style="list-style-type: none"> - Traditionell-naturalistisch - Mutterschaft zwischen Aufopferung und Selbstverwirklichung 	<ul style="list-style-type: none"> - Traditionell-naturalistisch - Selbstverwirklichung, Selbsterkenntnis - Heilung
Erwerbs-Bild	<ul style="list-style-type: none"> - Selbst-verwirklichung - Männlichkeit: Verantwortung des Vaters 	<ul style="list-style-type: none"> - Männlicher Ernährer - Berufstätigkeit als Stressor - Berufstätigkeit als Ausgleich 	
Trennungs-grund	<ul style="list-style-type: none"> - Geburt - Wunsch nach offener, polyamorer Beziehungsgestaltung 	<ul style="list-style-type: none"> - Offene Beziehung, Polyamorie - Geburt - Emotionaler Rückzug des Vaters - „tiefe Verletzung des Selbstwerts“, „Schmerz“ 	<ul style="list-style-type: none"> - Ungleiche Entwicklungs-niveaus
Konflikt-verhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Herstellen von „Erhabenheit“ - Konflikt-vermeidend - „gaslighting“ 	<ul style="list-style-type: none"> - Suche nach Einigung, Verständnis, Aussprache - Trauma Bonding: Identifikation mit väterlicher Perspektive - Konflikt als „Gefühlsarbeit“ - Abwertung von Wut, Ärger und Aggressivität - Forderungs-Tabu 	<ul style="list-style-type: none"> - Direkt, oppositionell - fordernd - abwertend, attribuierend
Trennungs-strategie	<ul style="list-style-type: none"> - den „eigenen Weg“ gehen 	<ul style="list-style-type: none"> - „Friedensarbeit“, Nachgeben, „Vergebung“ als Zeichen von Reife, - IG als sicherer „Container“ 	<ul style="list-style-type: none"> - Alternativen suchend
Coparen-ting	<ul style="list-style-type: none"> - Parallel - Geringes Väterengagement - Distanz zur Mutter 	<ul style="list-style-type: none"> - Parallel, Residenzmodell - kein erhöhtes Vaterengagement nach der Trennung - Immer wiederkehrendes Vergeben („Gefühlsarbeit“) - Anpassung an Bedürfnisse des Vaters - Zufriedenheit und Dankbarkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Kontrollierend - Lenkend - Fordernd

(eigene Darstellung)

Auch diese drei Trennungstypen werden auf das Schema der Selektions- und Trennungs-Stress-Bewältigungsperspektive übertragen und in Abbildung 14 dargestellt:

**Abbildung 14: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive:
Paralleles, ambivalentes Coparenting**





(eigene Darstellung)

Im nächsten Kapitel soll ein Blick auf die strittigen Nachtrennungselternschaften geworfen werden. Beide Partner/-innen beharren hier darauf, im recht zu sein. Weder *Vergebung* noch ein *Verstehen* des Ex-Partners sind hier Optionen der Trennungsgestaltung.

12 Negatives Coparenting

Die letzte Trennungsstrategien ist durch eine traditionelle Partnerschaftsorientierung und ein überwiegend negatives Coparenting gekennzeichnet. Das Kind/ die Kinder leben ganz überwiegend bei den Müttern, jeder Kontakt der Eltern ist konflikthaft, es werden auch Konflikte vor den Kindern ausgetragen, die Befragten erleben sich als Opfer, die Schuld wird dem anderen Elternteil zugeschrieben. Damit werden die Befunde von Dietrich et al. (2010) weitgehend bestätigt.

Im Folgenden sollen auch einige geschlechtsspezifische Aspekte dieses Trennungstyps Beachtung finden.

12.1 Fallbeschreibung

Herr Nürnberg (SRS, *Polarität*) ist zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt, sein Kind ist sechs Jahre alt und er lebt seit vier Jahren endgültig getrennt von der Mutter seines Kindes. Er hat gerade ein Praktikum in einem Baumarkt beendet und hofft hier auf eine Festanstellung. Sein Kind hat er seit der Trennung nur sehr selten gesehen.

Er lernt die Mutter seines Kindes mit Anfang 20 in einem Nachtclub kennen. Es entwickelt sich eine Affäre und nach nur wenigen Wochen stellt sich eine ungewollte Schwangerschaft ein. Herr Nürnberg möchte zunächst, dass seine Freundin abtreibt, denn er fühlt sich noch nicht bereit, Vater zu werden. Außerdem schätzt er die Partnerschaft als noch nicht gefestigt ein, er kennt seine Freundin ja erst ein paar Wochen. Sie ist 20 Jahre alt und arbeitet in einer Kantine als Küchenkraft. Er selbst berichtet von seiner frühen Selbstständigkeit im Vertrieb von Bauelementen. Außerdem besitzt er einen Bausparvertrag, Ersparnis und kann sich eine Zweizimmerwohnung leisten. Da seine Freundin nicht abtreiben möchte, möchte der Befragte, dass sie zu ihm zieht, wie „ein normales Paar“ (SRS_Herr Nürnberg, 25). Er plant, bald eine Dreizimmer-Wohnung zu beziehen.

Schon während der Schwangerschaft kann er viele ihrer Handlungen nicht nachvollziehen. „Angeblich“ (ebd.) sei ihr in der Kantine wegen der Schwangerschaft gekündigt worden, was seiner Meinung nach illegal ist. Man dürfe doch einer schwangeren Frau nicht kündigen und er fragt sich, ob das der echte Grund für die Kündigung gewesen sei. Seine damalige Partnerin fühlt sich, so seine Schilderung, in der Schwangerschaft sehr hässlich und habe deshalb Depressionen bekommen. Sie verbringt viel Zeit zuhause, fühlt sich einsam. Sie habe ihn stets kontrolliert und sei sehr eifersüchtig gewesen. Sogar beim Autofahren habe er sich nicht um-

schauen dürfen (Schulterblick), da sie ihn immer in Verdacht hatte, anderen Frauen nachzuschauen. Nach der Geburt werden die Streitereien heftiger, das Paar schreit sich an und wird „handgreiflich, gegenseitig“ (ebd. S 47). Es kommt häufig vor, dass die Polizei auch von Nachbarn alarmiert wird und den Streit schlichten muss. „Es gehören immer zwei dazu“, betont Herr Nürnberg (ebd.).

Herr Nürnberg wünscht sich, dass seine Freundin in seiner Familie aufgenommen wird. Er ist unzufrieden, da sie weder seine Mutter noch seine Geschwister „mit Respekt“ behandelt. Sie habe sich nicht in die Familie einfügen können, habe „schon sehr ihren eigenen Kopf“, was dann „zu vielen, vielen Streitereien geführt“ habe (ebd. 216).

Sie kritisiert die Beziehung zunehmend, verbündet sich – so die Wahrnehmung von Herrn Nürnberg – mit ihren Freundinnen, und eines Tages zieht sie für ihn völlig überraschend mit dem gemeinsamen Kind in ein Frauenhaus. Auf dem Tisch hinterlässt sie einen Abschiedsbrief. Herr Nürnberg vermutet, dass sie von ihren Freundinnen angestachelt wurde und nur ins Frauenhaus ging, um schneller vom Wohnungsamt eine eigene Wohnung zugewiesen zu bekommen. Zeitgleich bekommt Herr Nürnberg massive finanzielle Probleme, da ein wichtiger Kunde nicht bezahlt. Er beginnt zu trinken und sieht seine Tochter sieben Monate lang gar nicht, worunter er sehr leidet. Mehrmals hat er mit dem Jugendamt zu tun, das ihn wegen Unterhaltszahlungen anschreibt. Da seine Ex-Freundin ihm vorwirft, sie und auch das Kind geschlagen zu haben, kommt es zu mehreren Gerichtsterminen, die er als sehr parteiisch für die Mutter erlebt.

Zufällig trifft er nach fast einem Jahr eine Freundin der Mutter seines Kindes, die es sich zur Aufgabe macht, den Kontakt zwischen den Eltern wiederherzustellen. Herr Nürnberg hat zu dem Zeitpunkt wieder einer neuen Partnerin, die ihm „viel Kraft gibt“ (ebd. 86) und ihn ermutigt, die Beziehung zur Mutter aufzunehmen, um das Kind wieder regelmäßig zu sehen. Der Kontakt zwischen den Eltern beginnt friedlich und beide versuchen aufeinander zuzugehen und eine Umgangsregelung zu finden. Daraufhin kann das Kind sogar zweimal beim Vater übernachten. Nach einem Umgangsbesuch bringt er das Kind abends zur Mutter zurück. Diese bittet ihren Ex-Freund in ihre Wohnung und bereitet eine gemeinsame Mahlzeit zu. Im Verlauf des Abends gehen die Eltern erneut eine Beziehung ein und Herr Nürnberg zieht wenige Wochen später wieder bei ihr ein, trennt sich von seiner aktuellen Freundin und gibt seine Wohnung auf. Dies bezeichnet er retrospektiv als „großen Fehler“ (ebd. 94). Kurze Zeit später beginnen die Streitereien erneut. Die Mutter kontrolliert wieder das Handy ihres Freundes, erhält aber selbst – so erlebt es Herr Nürnberg – verdächtige Nachrichten und führt heimliche Telefonate. Sie nimmt Kontakt zu seiner Ex-Freundin auf und beide erzählen sich Geschichten über ihn. Herr Nürnberg berichtet, dass sie ihm drohte und ihn mit dem Kind erpresste. Er

dürfe es nie wiedersehen, sollte er nicht machen, was sie wünscht. Es beginnt eine längere Zeit in der Herr Nürnberg mehrmals einzieht und dann wieder ausziehen muss. Wieder kommt die Polizei. Teilweise lebt Herr Nürnberg auf der Straße, beginnt zu trinken und nimmt 20 Kilo zu, „lässt sich gehen“ (ebd. 86). Seine Familie kann ihn nicht mehr verstehen und Freunde ziehen sich zurück. Er ist „am Ende“ (ebd.).

Ein Bekannter bietet ihm schließlich eine Praktikumsstelle an, was ihn wieder motiviert. Er wird Mitglied in einem Fitness Studio, verliert Gewicht und sein psychischer und physischer Gesundheitszustand verbessern sich. Er versucht zum Zeitpunkt des Interviews das Praktikum zu absolvieren und seine neue Wohnung zu halten. Mit Hilfe eines Anwalts möchte er sein Recht auf Umgang durchsetzen. Dies gestaltet sich jedoch schwierig, da er kein Geld hat, einen Anwalt zu bezahlen. Außerdem hat er beim Jugendamt und vor Gericht mehrmals die Erfahrung gemacht, dass er als Vater immer „schlechter“ (ebd. 88) dasteht.

Da er selbst bei seiner Großmutter und ohne Vater aufgewachsen ist und „diese Liebe halt nie da war“ (ebd. 75), wünscht er sich sehr, für sein Kind als Vater da zu sein und seine Liebe geben zu können. Er wird nun auch von einem Berater des Jugendamts darin unterstützt, mit der Mutter eine Einigung über den Umgang zu erreichen. Aber auch dieser kann nichts tun, wenn seine Ex-Freundin den Umgang verhindert, was mehrmals vorgekommen ist, wenn sie zum Beispiel kurzfristig absagt. Er hat das Gefühl, machtlos zu sein.

„Und das ist eben hier in dem // weil ich hab ein paar Freunde, die haben das auch nicht anderes. In dem System auch nicht. Frau ist immer die Gute und Mann ist böse. Mann ist das, Mann ist hier. Frau sagt: ‚Mann schlägt mich!‘ Ehm dann ist man immer schlecht. Obwohl es vielleicht nicht so war.“ (SRS_Herr Nürnberg, 290)

12.2 Partnerschaftsorientierung: Normalität

Die Fälle, die dem Typus *Polarität* zugeordnet wurden, orientieren sich an einer angenommenen Normalität mit traditioneller Aufgaben- und Rollenverteilung. Die „klassische Familie“ gilt als „Normalitätsfolie“ (Lück und Ruckdeschel 2018, S. 64), an der sich die Befragten dieses Typus ausrichten. Es werden keine anderen Familienformen oder Lebensweisen reflektiert oder gesucht. In den Interviews wird auch nicht berichtet, dass gemeinsame Gespräche darüber stattgefunden hätten, wie Familie aussehen könnte, wie man mit der Situation anders umgehen könnte oder wie man sich überhaupt ein Familienleben wünscht. Dies ist deshalb erwähnenswert, weil die Lebenssituationen, in denen die Schwangerschaft eintritt, nicht den bürgerlichen Normalitätsvorstellungen entsprechen. Eine Ausnahme stellt der Fall Thomas dar, der einen Laden betreibt. Alle anderen Befragten sind beruflich noch nicht etabliert, sie sind noch in Ausbildung oder Studium oder arbeiten z.B. in „Jobs“ oder Aushilfstätigkeiten („im Nachtleben“: Herr Nürnberg; „Job im Nagelstudio“: Frau Danner; „Studium im Ausland“: Herr Eder)

Die Schwangerschaften treten relativ schnell ein und sind in drei Fällen ungewollt. Der Fall des Herrn Thomas stellt eine Ausnahme dar, denn hier wird die Schwägerschaft „forciert“ (SRS_Herr Thomas, 25), da die Eltern bereits älter sind ihren Kinderwunsch bald umsetzen möchten. Obwohl einige Befragten – überraschenderweise als einzige aus dem gesamte Sample – eine anfängliche Phase der Verliebtheit schildern („[kennen] und lieben, das darf man ja nicht vergessen“, SRS_Herr Thomas, 17; „Es war ganz aufregend“, Frau Danner, 15 „eigentlich schon sehr verliebt“, Herr Nürnberg, 15) stufen sie die Beziehung zunächst als „Affäre“ (Herr Nürnberg, 24) ein, die noch keine Entscheidung fürs Leben darstellt. Einzige Ausnahme stellt Herr Thomas dar. Er und seine damalige Partnerin sind „schon etwas älter“ und wünschen sich ein Kind. Im Nachhinein befürchtet Herr Thomas allerdings, von der Mutter seines Kindes lediglich be- bzw. ausgenutzt worden zu sein:

„das hat vielleicht auch was mit dem Bio-Rhythmus zu tun. Vielleicht war ich einfach da. Verstehen Sie. Vielleicht war es gar keine wirkliche Liebe. In diesem Moment. Ja. Vielleicht haben dann Frauen ein anderes Problem als wir Männer.“ (SRS_Herr Thomas, 33)

Mit Feststellung der Schwangerschaft versuchen die Eltern ihrer Normalitätsfolie zu entsprechen. Sie möchten wie ein „normales Paar“ (vgl. SRS_Herr Nürnberg, 25) leben, obwohl die Familiengründung gar nicht gewollt war. Sie beschließen, zusammen zu ziehen, eine größere Wohnung zu suchen und finanzielle Sicherheiten zu schaffen mit einem männlichen Hauptverdiener und einer Mutter, die nach einer Babypause wieder in den Beruf einsteigt. Details des gewünschten gemeinsamen Lebens, Alternativen dazu oder andere gemeinsame oder

individuelle Ziele werden in den Interviews nicht angesprochen. Elternschaft wird außerdem kaum als Teil ihrer Selbstverwirklichung, Selbsterkenntnis oder Heilung gedeutet.

Bis auf Herrn Thomas erwägen alle Befragte zunächst einen Schwangerschaftsabbruch. Dieser wird dann aber aus eher diffusen moralischen Gründen nicht durchgeführt. Bei der Entscheidung für das Austragen der Schwangerschaft ist es Herrn Eder wichtig, „Leben irgendwie weiter zu geben“ (SRS_Herr Eder, 19). Sollte sich seine Freundin dennoch für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden, wolle er mit der Sache „nichts zu tun haben“ (ebd.). Herr Nürnberg wünscht sich zunächst eine Abtreibung, was er „heute bereut“. Bei Frau Danner freut sich über die Schwangerschaft. Der Vater ist sie allerdings „schockierend, weil er auch zwei Jahre jünger ist“ (SRS_ Frau Danner, 15).

Man kann zusammenfassen, dass alle Schwangerschaften eintreten, als die Partnerschaften noch nicht gefestigt sind. Die Schwangerschaft zwingt die Befragten plötzlich dazu, sind mit Fragen der familialen Lebensgestaltung auseinanderzusetzen und sie beziehen sich auf gängige Normalitätsfolien der Klein- bzw. Kernfamilie. Wie ein Leben mit Kind aussehen könnte, welche Wünsche und Bedürfnisse die Eltern haben, wird weder reflektiert oder besprochen. Ebenso wenig wird die Eltern-Dyade in Frage gestellt. Die Möglichkeit Elternschaft unabhängig von der Partnerschaft zu betrachten, wird nicht erwogen. Das klassische Familienbild ist normativ und handlungsleitend, obwohl es zu den gegebenen Lebensumständen gar nicht passt.

12.3 Trennungsgründe: Schuldzuschreibungen

Kurz gesagt, wird in diesen Fällen der Grund für die Trennung im anderen Elternteil gesehen. Charakter und Verhalten des/-r Partner/-in sind nicht mit den eigenen, wenn auch ungenauen Normalitätsvorstellungen vereinbar.

Die Befragten des Typus *Polarität* ist der „falsche Konsenseffekt“ (Kalicki 2003, S. 383) zu beobachten. Unhinterfragt wird davon ausgegangen, die eigenen Vorstellungen seien allgemeingültig und damit richtig. Andere Perspektiven werden nicht wahr- oder eingenommen, was für eine geringe Verbundenheit und Verträglichkeit spricht (Bröning 2011, S. 30). Es scheint sich auch in diesen Daten zu bestätigen, dass bestimmte problematische Persönlichkeitseigenschaften die Vorstellung, im Recht zu sein, begünstigen.

Folgendes Zitat zeigt exemplarisch ein deutliches Schwarz-Weiß-Denken (hier: „krank“- „gesund“), wenig Offenheit für andere Deutungsmöglichkeiten und damit wenig Verträglichkeit: „Ich persönlich halte sie für krank, aber das ist eine ganz andere Sache. Weil ich ehm // wer gesund ist, handelt anders. Ist so.“ (SRS_Herr Eder, 35)

Er geht davon aus, dass sein Urteil über seine Ex-Partnerin richtig ist und der Wahrheit entspricht („Ist so.“). Auch Herr Nürnberg beharrt auf der Faktizität seiner Einschätzung, indem er zum Beispiel seine Einschätzung als „Fakt“ postulieren: „Nee, der Fakt, (...) es war eine totale Lappalie“ (SRS_Herr Nürnberg, 138).

Daher ist es logisch, dass die Schuld für das Scheitern der Beziehung dem Charakter der Partnerin zugeschrieben wird. Die Befragten erwarten ein ganz bestimmtes Verhalten und So-Sein ihrer Partner/-innen. Da diese Erwartungen, die als richtig und berechtigt eingeschätzt werden, nicht erfüllt werden, liegt die Schuld für die Trennung im Verhalten und im Charakter des/der Partner/-in.

Herr Nürnberg fühlt sich zum Beispiel berechtigt, bestimmte als von ihm normal erachtete Vorstellungen regelrecht eingefordert: „Okay, dann, wenn wir das Kind haben, kein Problem. Aber sie muss halt zu mir ziehen wie ein normales Paar. Das wollte sie am Anfang auch nicht“ (SRS_Herr Nürnberg, 25). Er kann die Perspektive seiner Partnerin nicht einnehmen und spricht ihr die Berechtigung ab, eine eigene Meinung zu äußern: „Also sie ist sehr wild gewesen. Man musste sie schon // sie hatte schon ihren eigenen Kopf gehabt. Das hat dann noch zu vielen, vielen Streitigkeiten geführt“ (ebd. 41).

Dieses Berechtigungsdenken führt zu einer wenig empathischen, fordernden Kommunikationsweise. Herr Nürnberg gibt ein Beispiel:

„Und ja, sie hat angefangen gleich rumzuschreien und Sachen // also richtig extrem. Man kann nicht normal sich hinsetzen und sagen: ‚Du, das, das, das passt mir nicht. Kannst du es ändern, kannst du es probieren, Kompromisse einfach mal finden. Ging nicht. Immer rungeschrien. (SRS_Herr Nürnberg, 224)

Der Befragte erwartet, dass seine Kritik an seiner Partnerin unbedingt ernst genommen wird und eine Verhaltensänderung zur Folge hat. Zwar gibt er sich kompromissbereit, dennoch wird deutlich, dass er die Berechtigung seiner Kritik nicht in Frage stellt. Hier unterscheidet er sich von den befragten Müttern der Typen *Abwertung* und *Vergebung*, die sich selbst verbieten, Forderungen zu stellen oder Schuld zuzuweisen. Jede Unzufriedenheit mit der Beziehung erleben diese als rein subjektiv und versuchen dies ‚für sich‘ auf der inneren, emotionalen Ebene zu lösen. Sollte der Partner sein Verhalten ändern und ihren Wünschen anpassen, würden sie befürchten, manipuliert zu haben. Die Kommunikationsstile könnten konträrer nicht sein.

Schulduzuweisungen regulieren zwar in gewisser Weise das Verhalten in Beziehungen, da die Partner/-innen versuchen, sich so zu verhalten, dass der/die Andere nicht verletzt oder enttäuscht wird (Nave-Herz 1990, S. 117). Gleichzeitig liegt genau hierin die Gefahr, dass Schuldzuweisungen als Machtmittel benutzt werden und Partner/-innen in ihrem Verhalten manipuliert werden. Nave-Herz (ebd.) findet heraus, dass Schuldzuschreibungen per se eine Konfliktlösung vereiteln. Wer „im Recht ist“ muss sich nicht hinterfragen und verlangt demzufolge eine Verhaltensreflektion und –veränderung nur vom anderen. Was in dieser Sichtweise allerdings unter Umständen übersehen werden kann, ist, dass es durchaus möglich ist, „im Recht“ zu sein. Herr Nürnberg bezieht sich in diesem Beispiel auf ihr „Rumschreien“ als Grund für das Scheitern der Kommunikation. Inhalte nennt er nicht. Auch den im Fallbeispiel erwähnten Abschiedsbrief kritisiert er als Kommunikationsart, Inhalte gibt er nicht wider:

„Und da wo sie mich verlassen hat, das war auch so eine Sache, ich hab einen Brief gelesen, also ich kam nach Hause, war ein Brief: Ich hab dich verlassen und ehm ein längerer Brief. Im Einzelnen weiß ich nicht, was da alles stand. Auf jeden Fall, sie hat dann ihre Nummer gewechselt, Handynummer.“ (SRS_Herr Nürnberg, 82)

Lautstärke und Art der Kommunikation werden als Indiz für Schuld gedeutet und dazu benutzt, die Vorwürfe der Partnerin (hier der Vorwurf, sie und das Kind geschlagen zu haben) können dadurch für nichtig erklärt werden. Herr Nürnberg legt hier dasselbe Deutungsmuster an den Tag wie Herr Paulsen, der seiner Freundin vorwirft, „aggressiv“, „wütend“ zu sein und Forderungen mit „Wucht“ vorzubringen. Auch er beschließt aufgrund der Art der Kommunikation, sein Ex-Freundin „nicht ernst“ zu nehmen.

Der Vergleich der Typen macht folgendes deutlich:

- Die Kommunikationsstile der *stittigen* Väter ist mit denen der *distanzierten* Väter vergleichbar. Die Väter stellen weniger auf die Inhalte und Kausalitäten ab, dafür mehr auf

die Art und Weise, wie ihre Ex-Partnerinnen sprechen. Wut und Aggression der Partnerin sind schuld an ihrem Rückzug und der Trennung. Eigene Anteile werden kaum reflektiert – dies trifft auf die *strittigen* und auf die *distanzierten* Väter zu.

- Die *strittigen* Väter stellen allerdings keine „verletzliche Männlichkeit“ her. Es gibt in den Interviews kaum Anzeichen für eine emotionalisierte Kommunikation. Vielmehr werden offene hegemonial-männliche Kommunikationsmuster sichtbar, wie Berechtigungsdenken und Dominanzanspruch.

Die hier befragten strittigen Eltern weisen dem anderen Elternteil Schuld an der Trennung zu. Frau Danner, die einzige Frau in dieser Subgruppe, gibt dem Vater Schuld an Trennung, weil dieser sich der Elternverantwortung entzieht. Frau Danner ist überfordert und entschließt, „dann lieber ganz allein“ (ebd. 49)

„Das Stressige war, dass es einfach an der Kraft von einem selber zehrt und dass es an den Nerven zehrt, dass ständig irgendjemand was will. Dass man eigentlich geplant hatte, zu zweit zu machen. Und dann plötzlich alleine ist. Ja, also ich musste wirklich alles alleine machen.“ (SRS_Frau Danner, 25)

Es lässt also im Vergleich feststellen, dass die Schuldzuschreibung von Frau Danner mit ihrer Überforderung begründet ist. Die Schuldzuschreibungen der befragten Väter beziehen sich vor allem auf den Charakter und die Art und Weise, wie die Mutter kommuniziert.

Diese Unterschiede lassen sich geschlechtsspezifisch erklären und zeigen nicht nur die grundsätzlich unterschiedlichen Themen, mit denen Mütter und Väter nach der Trennung konfrontiert sind (vgl. Kapitel 4.3), sondern auch die in der Persönlichkeit und im Kommunikationsstil manifesten Genderkonzepte, die es den Vätern eher erlauben, Berufstätigkeit und eigene Bedürfnisse zu priorisieren.

Diese Muster setzen sich in der Nachtrennungselternschaft fort, wie im Folgenden gezeigt wird.

12.4 Negatives Coparenting: Gegnerschaft

Im Falle der *polarisierenden Trennung* erleben sich die Väter nach der Trennung als Opfer der Willkür der Mütter, was die Konflikte noch eskalieren lässt. Es ist typisch für strittige und hochstrittige Elternschaften, dass die Konflikte nach der Trennung weitergehen und eine emotionale Trennung zwischen Paar- und Elternebene nicht möglich ist (Dietrich et al. 2010, S. 14).

Alle Aspekte, die zur Trennung geführt haben – die diffusen Normalitätsvorstellungen, der falsche Konsenseffekt und die negativen Attribuierungen – zeigen sich in der Nachtrennungselternschaft wieder und verschärfen sich: Die Befragten sind der Überzeugung, selbst im Recht und berechtigt zu sein, dem anderen Elternteil endlich Normalität beizubringen. Ein Befragter möchte seine ehemalige Partnerin „(...) teilweise grade biegen und (...) ein bisschen beeinflussen, dass [sie] dann wieder normal wird“ (SRS_Herr Nürnberg, 47).

Außerdem wird der Charakter des anderen insgesamt als krank, gemein, defizitär und „nicht normal“ dargestellt, dem anderen Elternteil wird teilweise auch ein schlechter Einfluss auf die Kinder zugeschrieben, häufig auch verbunden mit dem Verdacht, die Mutter würde den Kontakt zwischen Vater und Kind subtil verhindern oder erschweren (vgl. hierzu ausführlich Walper und Fichtner 2011; Walper et al. 2011).

Auch nach der Trennung ist ein Perspektivwechsel unmöglich. Zwar wünschen sich alle Befragten rhetorisch ein positives Coparenting, in ihrer Wahrnehmung ist dies allerdings wegen des anderen Elternteils nicht umsetzbar (vgl. auch Dietrich 2010, S. 15). Analog zu den Befunden von Dietrich et al. erleben sich die befragten Väter als Opfer des anderen Elternteils, dessen Handlungen häufig als direkter Angriff auf die eigene Person gedeutet werden.

Die befragte Mutter fühlt sich vor und nach der Trennung als Opfer des Vaters. Allerdings ist sie weniger dessen Willkür ausgeliefert, sondern sie kann anhand vieler Beispiele seinen unzuverlässigen und egoistischen Charakter belegen, z.B. habe er mehrmals vergessen, die Kinder von der Kita abzuholen, obwohl es verabredet war. Es fällt auf, dass sie eine Vielzahl von konkreten Beispielen in Form von detaillierten Narrationen anführt, um ihre Opferhaltung inhaltlich zu begründen. Ein Beispiel:

„Er stellt sich auch so viele Sachen so leicht vor, wenn er // zum Beispiel er sagte vor 14 Tagen zu mir: Er möchte die Kinder gerne übers Wochenende mit zu seiner neuen Freundin nehmen. Wo ich mir dann dachte: Du kannst doch jetzt nicht Donnerstag anrufen und mir sagen, du willst deine Kinder am Wochenende haben, jetzt plötzlich nach zwei Monaten, wo du sie gar nicht gesehen hast. Ich sag und dann noch gleich noch in eine fremde Umgebung, die sie beide nicht kennen. Ich sag, zu fremden Leuten, die sie beide nicht kennen. Ich sag, dann sollen sie dann schlafen, essen, trinken, das ganze Wochenende. Ich sag, wie stellst du dir das vor? Na, sind doch Kinder, die gewöhnen sich doch so schnell an irgendwelche Sachen. Wo ich mir dann dachte: Nee, da

gewöhnen die sich nicht dran. (...) Und ich möchte auch nicht, dass meine Kinder zu irgendwelchen oder bei irgendwelchen Leuten übernachten, die ich nicht kenne. Ja, wo wo ich nicht weiß, was die eigentlich den ganzen Tag macht oder ob die überhaupt was den ganzen Tag macht. Oder ob sie nicht vielleicht auch in irgendwelchen Kreisen sich verkehrt oder sich umgibt, mit denen ich meine Kinder eigentlich auch nicht konfrontieren möchte. Ja, wo ich mir dann dachte, klar das sind so Sachen, wo ich immer denke: Ihm fehlt so jeglicher Draht zu den Kindern, auch um abschätzen zu können, ob das jetzt gut für die Kinder wäre oder nicht. Und wo ich dann gesagt habe: Nein, das gibt es nicht. Was dann, ja, dann gut hat er gesagt. Ja, da war ich wieder die Böse in dem ganzen Spiel und ich hatte das jetzt versaut und er hätte sich ja gekümmert, aber ich habe ja gesagt nein. Wo ich mir dann dachte: Gut, okay. So wird da kein Schuh draus.“ (SRS_FrauDanner, 83)

Frau Danner bringt hier ihre Gedanken, Sorgen und Bedenken hinsichtlich der Verlässlichkeit und Tragfähigkeit der Vater-Kind-Beziehung zum Ausdruck. Sie versucht weder den Vater zu verstehen, noch stellt sie ihre Sichtweise in Frage, sondern bleibt dabei. Wie schon in anderen Beispielen gezeigt werden könnte, gereicht ihr dies zum Nachteil. Der Vater kann ihre Argumente nutzen und sagen, sie sei selbst schuld daran, dass er kaum Umgang mit den Kindern pflege. Die Fronten verhärten sich.

Im Vergleich dazu sind die konkreten Beispiele der Väter überwiegend kürzer und beziehen sich meist auf konkrete Verfehlungen der Mutter. Mit wenigen Ausnahmen beziehen sich die von den Vätern vorgebrachten Beispiele nicht auf die grundsätzliche Beziehung zwischen Mutter und Kind oder auf ihre Verlässlichkeit. Herr Thomas stellt zum Beispiel fest, dass die Schuhe seiner Kinder nicht passen:

„Mh, ich kenne ja auch meine Ex irgendwo, dass wir auch über die Schuhe, Schuhe müssen passen. Das finde ich auch richtig. Die kann sicherlich mal bei den Kindern irgendwo zwei Nummern zu groß sein. Und wenn es drei Nummern, geht es irgendwo auch noch. Aber muss man vorsichtig sein. Da kenne ich sie auch, dass sie da schon genau war. Da war ich schon sehr überrascht. Da war ich einfach überrascht. Da war ich einfach // habe ich nicht gedacht von ihr. Weil wir schon über das Thema Schuhe geredet haben, wie wichtig das auch ist. Auch nicht den Gang oder das alles zu versauen. Ne. Letzte Konsequenz ist, wir sind am Freitag einkaufen gegangen, ich hab Schuhe gekauft. Wissen Sie.“ (SRS_Herr Thomas, 231-33)

Die neuen Schuhe dürfen die Kinder aber nur beim Vater tragen, denn er zahle Unterhalt, der eigentlich für passende Schuhe ausreichen sollte (ebd.). Die Väter in dieser Subgruppe erleben sich als Opfer der Mutter, die den Kontakt zum Kind absichtlich erschwert oder verhindert. Mehrere Väter schildern teilweise dramatische Situationen, die sich auch in Anwesenheit der Kinder abspielen, wenn die Mutter sich beispielsweise weigert, das Kind zu vereinbarten Terminen zu übergeben. Andere Befragte fühlen sich von ihren Ex-Partnerin kontrolliert, diese suche bewusst Fehler, um dann alles gegen die Väter zu verwenden:

„Man hat ja schon Angst, wenn die Kinder Durchfall haben, dass man auch ja nichts verkehrt macht. Dass das nicht so ehm als negativ dargelegt wird.“
(SRS_Herr Thomas, 359)

Sie erleben sich als machtlos der Willkür der Mütter und der Rechtsprechung ausgeliefert. Auch die Justiz sei im Trennungsfall stets auf der Seite der Mütter. Gerichtstermine werden als Farce erlebt:

„Der erste Richter sagte: ‚Was haben Sie überhaupt? Sie können doch froh sein, wenn Sie Ihr Kind überhaupt sehen!‘ Sagte der (schallendes Gelächter).“
(SRS_Herr Eder, 45)

Anders als bei den *Egaliären* und *Individuierten*, die ebenfalls Konflikte gerichtlich lösen, ist es für die Strittigen kaum möglich, Gerichtstermine konstruktiv zu nutzen. Gerichte werden als Institution nicht ernst genommen. Gerichtliche Auseinandersetzungen tragen hier nicht zu Einigung oder Lösung bei, sondern bestärken die ohnehin schon vorhandene Haltung, machtlos und Opfer zu sein.

Die zentralen Faktor der strittigen Nachtrennungselternschaft zeigen sich auch in diesen Daten: das Täter-Opfer-Denken, ein Gefühl der Berechtigung („Entitlement“), Schuldzuweisungen bzw. die Unfähigkeit ist, sich in andere Perspektiven zu versetzen. Die hier vorliegenden Daten deuten auf geschlechtsspezifische Unterschiede hin: Väter fühlen sich von den Müttern eingeschränkt, beschreiben einzelne Fehler und Versäumnisse der Mutter. Ihre Ambitionen als Vater würden durch die Mutter verhindert. Sie fühlen sich schikaniert, ausgebeutet und falsch eingeschätzt. Die Mutter hingegen fühlt sich vom Vater allein gelassen und zurückgewiesen. Sie ist mit den Care-Aufgaben überfordert und hat kein Vertrauen in die grundlegende Tragfähigkeit der Vater-Kind-Beziehung.

Dennoch lässt sich feststellen, dass die Typen *Vergebung*, *Abwertung* und *Distanzierung* Konflikte dadurch vermeiden, dass sie durch teilweise neurotische Dynamiken ins Innere verlegt werden. Die Eltern, die dem polarisierenden Trennungstypus zugeordnet wurden, beharren hingegen auf ihren Ansichten und Situationsdeutungen, es gibt kein Verzeihen oder Vergeben, sondern es entsteht Gegnerschaft.

12.5 Umfeld: Bestätigung

Eine Betrachtung des Umfelds der befragten Eltern zeigt, dass sich die Befragten des Typs *Polarität* teilweise gezielt ein Umfeld schaffen, in dem ihre Sichtweise bestätigt wird. Die Bestätigung von außen dient dabei erneut unterschiedlichen Zielen.

Beispielsweise schließen sich Herr Thomas und Herr Eder Väterinitiativen an, um dort Unterstützung zu erfahren. Hier finden sie neben Information und Austausch auch Verständnis. Herr Eder nutzt die Beratung hauptsächlich dazu, sein Ohnmachtsgefühl gegenüber der Justiz zu bestätigen:

„Die Probleme fingen damit an, zum Beispiel mit der Kommunikation. Wie erhalte ich die Kommunikation? Welche Rechte habe ich, ehm, wenn die Kinder fordern: ‚Mama, halt doch mal an. Ich möchte Papa mal umarmen‘ oder was weiß ich alles. Und Mama sagt: ‚Nein!‘ Ehm darf sie das so ungefähr. Und da werde ich auf einmal darauf hingewiesen vom netten Mitmenschen, die das sicherlich anonym machen: ‚Ehm, da hast du schlechte Karten. Da kannst du dich auf den Kopf stellen, da kannst du irgendwie genauso gut einen Baum in China pflanzen und hoffen, dass da Gold draus wird.‘“ (SRS_Herr Eder, 211)

Herr Nürnberg kann eine spezielle Väterberatung, die ihm im Jugendamt vorgeschlagen wurde, nicht annehmen. Er vermutet dort nur „Versager“:

„Aber ich glaube, solche Väterdinger bringt einem nur noch runter. Man muss schon dahin gehen, wo einer einen aufbaut. (...) Klar, man kann sich da Gedanken machen und sagen: Ja, hätte schlimmer kommen können. Aber da sitze ich mit 20 Versagern in einem Boot sozusagen. Nee, das ist Fakt.“ (SRS_Herr Nürnberg, 304)

Die Abwertung dieser „Väterdinger“ kann auch ein Hinweis darauf sein, dass Herr Nürnberg es vorzieht, sein Verhalten nicht zu reflektieren oder verändern zu wollen. „Versagen“ scheint nicht in sein Selbstbild zu passen. Die anderen hier befragten Väter nutzen Selbsthilfe- und Beratungsgruppen, um die eigene Perspektive zu stärken. Verhaltensreflektion oder -veränderung wird so allerdings ebenfalls unnötig.

Auch Frau Danner umgibt sich mit Menschen, die ihre Perspektive unterstützen, allerdings aus anderen Gründen. Sie sucht verlässliche Alltagsunterstützung. Als mehrere Versuche scheitern, den Vater ihrer Kinder in die Betreuung einzubinden und auch eine gemeinsame Beratung beim Jugendamt keine Veränderung herbei führt, resigniert sie und stützt sich seither ausschließlich auf ihre Geschwister, ihre Eltern und ein befreundetes Paar, die sie bei der Betreuung der Kinder verlässlich unterstützen. Diese Menschen bestätigen sie auch in ihrer Sicht der Dinge. Die Hoffnung auf eine kooperative Elternschaft mit dem Vater hat sie aufgegeben:

„Dass er auch gar nicht mehr anruft und ja, wie gesagt, sich überhaupt gar nicht mehr interessiert. Und und wenn wenn es dann mal der Fall ist mmh er dann aber auch am liebsten gleich danach einen Orden für den besten Papa der Welt hätte. Ja, also dass er auch dann so tut: Ja, ich hab mich jetzt aber mal zwei Stunden auf dem Spielplatz um die Kinder gekümmert. Wo ich mir dann denke: Ja, es sind zwei Stunden von ganz, ganz vielen Stunden, die du verpasst hast. Aber wie gesagt, ich sage dazu auch nichts mehr, weil weil ich denke, dass er irgendwann selber merken oder auch einsehen wird, dass es halt ein Fehler ist. Ja, aber wie gesagt, ich drängel ihn dazu nicht mehr und ich ärger mich auch nicht mehr, ‚Du musst jetzt‘, oder beziehe ihn mit ein, wenn irgendwas mit den Kindern ist, weil ich mir einfach denke, ich muss mir nicht // ich muss mir das nicht ständig anhören: ‚Ich kann jetzt nicht oder ich hab jetzt keine Zeit oder ich muss jetzt dies und das erledigen.‘“ (SRS_Frau Danner, 47)

Da sie keine Wertschätzung ihrer Arbeit durch ihn erfährt, stellt sie Wertschätzung für ihre Arbeit selbst her, indem sie dem Vater prophezeit, später seine Abwesenheit zu bereuen.

Im Vergleich zu den *vergebenden* Müttern, sieht sie weder Mutterschaft als zentralen Teil ihrer Selbstverwirklichung, noch leistet sie innere Vergebungsarbeit. Sie sucht konkrete Hilfe für die Alltagsorganisation und grenzt sich vom Vater ab. Ein Trauma Bonding findet nicht statt. Sie entschuldigt sein Verhalten in keiner Weise und lässt sich auch auf keine weiteren Versuche ein.

Im Falle der Väter dient die Bestätigung durch das Umfeld der Stärkung der Opferrolle, im Falle der Mutter dient sie der Alltagsbewältigung und verhindert Trauma Bonding.

Die zentralen Ergebnisse der Studie werden nun im letzten Kapitel zusammengefasst und mit den in den Kapiteln 2 bis 5 dargestellten soziologischen und psychologischen Theorien, Befunden und Aspekten in Beziehung gesetzt.

12.6 Zusammenfassung: Trennung als Gegnerschaft

Kennzeichen dieses Trennungstyps ist eine unversöhnliche Gegnerschaft. Beide Elternteile – allerdings geschlechtsspezifisch mit unterschiedlichen Schwerpunkten – fühlen sich machtlos und ausgeliefert. Folgende Aspekte können eine polarisierte Elternschaft mit konflikthaftem und negativem Coparenting begünstigen, die sich weitgehend mit den Befunden von Dietrich et al. (2010) decken:

- Normalitätsvorstellung, die vage aber dennoch starr sind. Normalität stellt sich als eine allgemein gültig angenommene Realität dar, mit einer klaren Einteilung in 'richtig' oder 'falsch'; 'gesund' oder 'krank' etc.
- Wenig offene und wenig verträgliche Persönlichkeiten, Perspektivübernahme ist kaum möglich.
- Schuldzuweisungen und Opferhaltungen: in diesem kleinen Subsample lassen bestimmte Aspekte darauf schließen, dass Schuldzuweisungen und Opferhaltung geschlechtsspezifisch gedeutet und konstruiert werden.
 - o Väter erleben sich als ohnmächtig und eingeschränkt, sind Opfer der mütterlichen Willkür, die rechtlich auch noch begünstigt wird.
 - o Die hier befragte Mutter erlebt sich als überfordert und vom Vater allein gelassen, gering geschätzt, ausgebeutet und betrogen.
 - o In ihrem Umfeld suchen die Befragten Bestätigung, was die Fronten verhärtet. Die befragte Mutter sucht im Umfeld neben der emotionalen vor allem die verlässliche Unterstützung im Alltag. Die Väter suchen nach Gleichgesinnten bzw. Leidensgenossen.

Die andauernden Konflikte zwischen den Eltern sind verhärtet und bestärken Väter darin, sich als *Kämpfer* gegen strukturelles Unrecht und gegen weibliche Aggressivität darzustellen. Auf der anderen Seite kann die Opferhaltung weiblich zugeschriebene Rollen stärken, hier besonders die Aufopferung der verantwortlichen Mutter.

In Tabelle 18 werden die Codes und Kategorien dieses Typs vorgestellt.

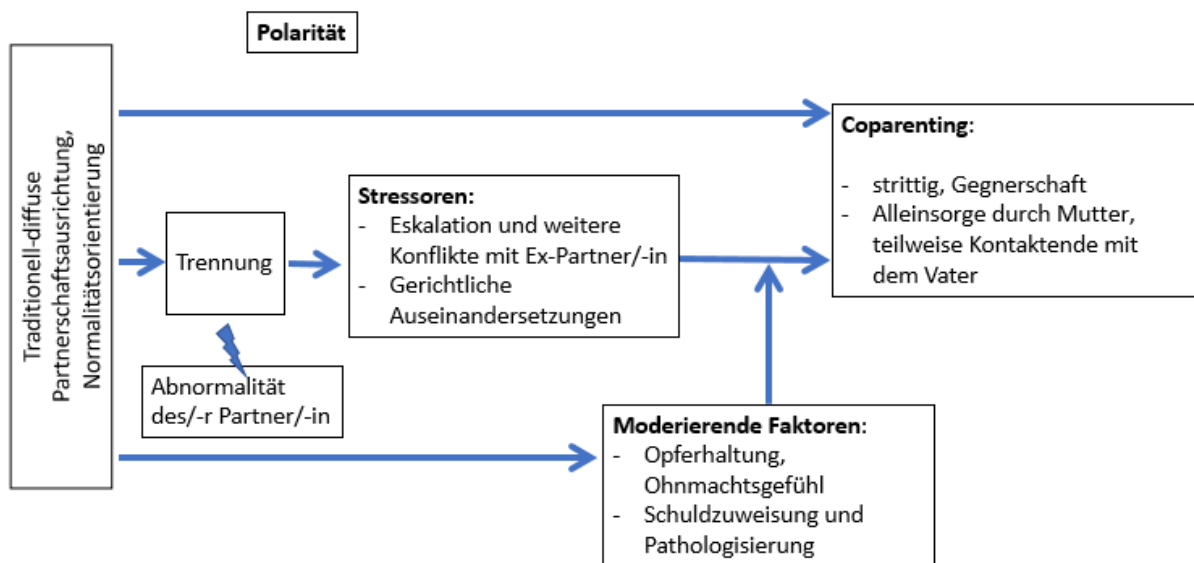
Tabelle 18: Codes zur Typisierung: Polarität

Typus	Polarität
Beziehungs-konzept	<ul style="list-style-type: none"> - Romantisch - Traditionell
Elternschafts-konzept	<ul style="list-style-type: none"> - Traditionell, bürgerlich - Normalitätsvorstellungen
Trennungs-grund	<ul style="list-style-type: none"> - Partner/-in - Abweichung von Normalitätsvorstellungen - Schuldzuschreibungen
Konflikt-verhalten	<ul style="list-style-type: none"> - Konfrontativ - unversöhnlich
Trennungs-strategie	<ul style="list-style-type: none"> - geschlechtsspezifische Opferhaltung: von Willkür bzw. Überforderung
Coparenting	<ul style="list-style-type: none"> - konflikthaft, negativ - Haupt- meist Alleinsorge der Mutter

(eigene Darstellung)

In Abbildung 15 wird dieser Trennungstyp auf das Bewältigungsschema nach Amato (2000) und Walper und Beckh (2006) übertragen.

**Abbildung 15: Selektions- und Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive:
negatives Coparenting**



(eigene Darstellung)

Die zentralen Ergebnisse der Studie werden nun im letzten Kapitel zusammengefasst und in Bezug zu den in den Kapiteln 2 bis 5 dargestellten soziologischen und psychologischen Theorien, Befunden und Aspekten, die hier als sensitizing concepts dienten, gesetzt.

13 Schlussbetrachtung

Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse der Studie zusammengefasst und ihr Beitrag für die psychologische und soziologische Trennungs- und Scheidungsforschung reflektiert. Es wird zudem eine Kernkategorie beschrieben, die die zentrale Orientierung im Trennungsgeschehen der sechs Trennungstypen integriert. Danach werden die Grenzen dieser Untersuchung dargestellt und ein Ausblick auf weiteren Forschungsbedarf gegeben.

13.1 Zentrale Befunde

Es wurden 21 qualitative Interviews aus zwei Samples ausgewertet, um Faktoren zu bestimmen, die den Trennungsverlauf und das Coparenting nach der Trennung beeinflussen.

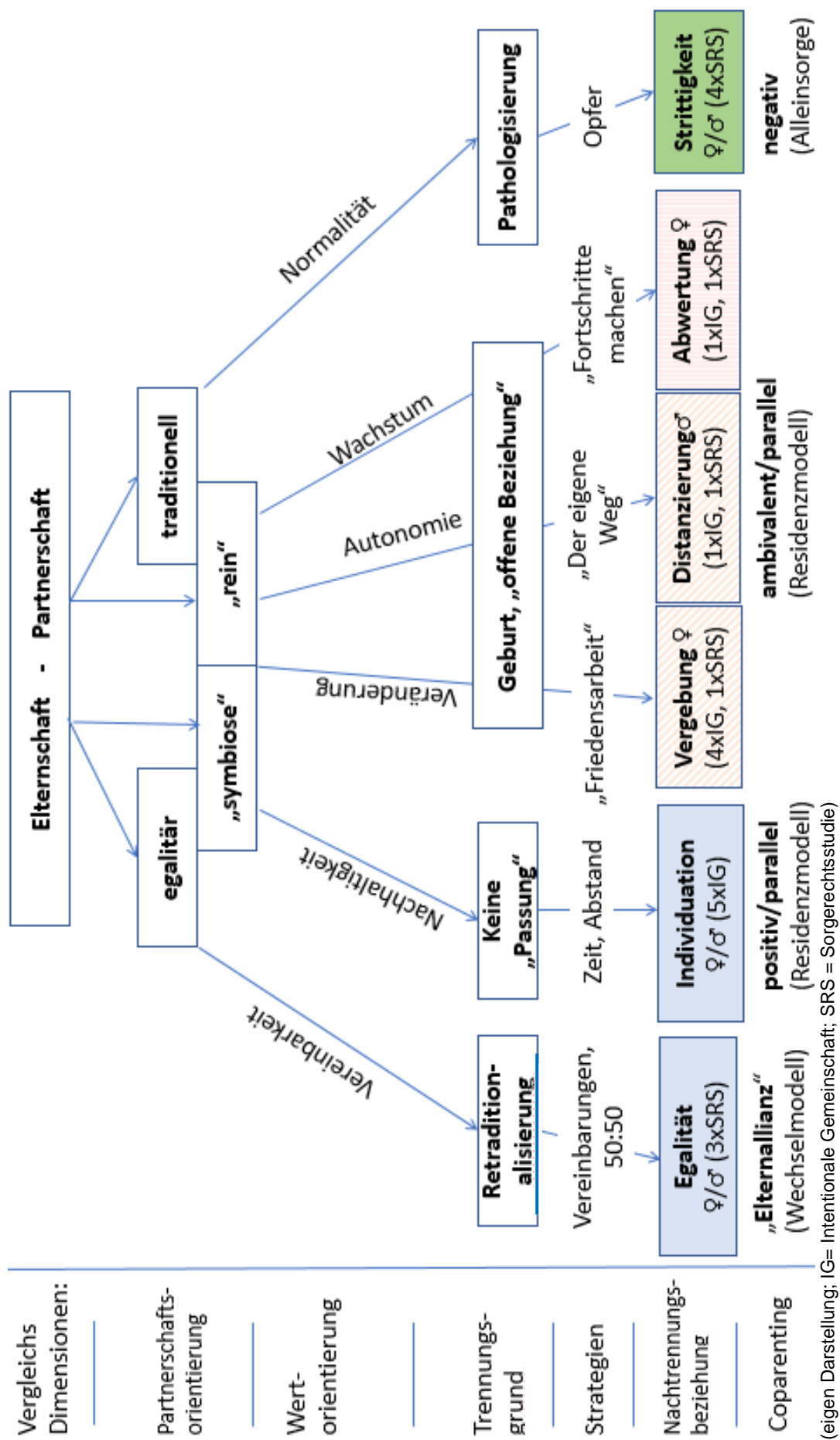
Die Interviews wurden in unterschiedlichen sozialen Milieus durchgeführt. Ziel der Untersuchung war es, den Einfluss verschiedener Partnerschafts- und Familienleitbilder auf den Trennungsverlauf zu untersuchen. Es konnten im Datenmaterial *traditionelle*, *egalitäre*, *sympiotische* und „*reine*“ Partnerschafts- und Familienleitbilder herausgearbeitet und miteinander verglichen werden. Der Vergleich sollte Erkenntnisse darüber bringen, welche Leitbild-Aspekte eine positive Nachtrennungselternschaft begünstigen, die mit wenig oder keiner Belastung für Eltern und Kinder verbunden ist.

Im Untersuchungsfokus stehen elf Interviews, die in Intentionalen Gemeinschaften durchgeführt wurden. In diesem sozial und ökologisch innovativen Milieu findet sich eine zum Teil ausgeprägte Orientierung an gefühlsbetonten Partnerschaftsleitbildern, die Intimität zwischen den Partner/-innen, Authentizität, Autonomie und Freiwilligkeit betonen (vgl. „reine Beziehung“ nach Giddens). Insbesondere diese Leitbildaspekte sollten im Trennungsverlauf betrachtet und mit den anderen verglichen werden.

Da der Fokus der Untersuchung auf den an Nachhaltigkeit orientierten Intentionalen Gemeinschaften liegt, wurde das Konzept der „sozialen Nachhaltigkeit“ herangezogen, um die Nachtrennungselternschaft einzuschätzen. Sozial nachhaltiges Handeln kann, so wird in Kapitel 3 gezeigt, als verbindendes Handeln verstanden werden, wenn Menschen sich solidarisch verhalten, den gegenseitigen Nutzen im Blick haben und miteinander kooperieren. Die verschiedenen Trennungsverläufe und Coparenting-Stile nach der Trennung sollen daher im Hinblick auf den Aspekt der *Verbindung* untersucht und eingeschätzt werden.

Die sechs in dieser Untersuchung herausgearbeiteten Trennungstypen werden in Abbildung 13 anhand eines Fließdiagramms im Überblick dargestellt:

Abbildung 16: Überblick über Vergleichsdimensionen und Trennungstypen



Der Vergleich der 21 Interviews zeigt ein Spektrum der Trennungsverläufe zwischen einer partnerschaftlichen Nachtrennungselternschaft und einer strittigen. Ein Einfluss der Partnerschaftsleitbilder kann gezeigt und detailliert beschrieben werden. Die Ergebnisse geben deutliche Hinweise darauf, dass ein egalitäres Partnerschaftsleitbild, eine kooperative Nachtrennungselternschaft begünstigt.

Am anderen Ende des Spektrums steht die hochstrittige Elternschaft, die durch die Orientierung an teilweise diffusen Normalitätsvorstellungen, gekoppelt mit unverträglichen Persönlichkeitsmerkmalen ein kooperatives Coparenting eher verhindert. Die Forschung zu hochstrittigen Elternschaften (Fichtner et al.; Walper und Fichtner 2011; Dietrich et al. 2010) bestätigt sich weitgehend in diesen Befunden.

Zwischen diesen beiden Polen konnten drei Trennungsstrategien beobachtet werden, die besonders von Vorstellungen einer „reinen“ Beziehung geprägt sind: *Vergebung* und *Abwertung* erweisen sich in diesem Sample als weibliche Strategien, *Distanzierung* als männliche. Die diesen drei Typen zugeordneten Väter und Mütter betonen die gemeinsame Entwicklung, Emotionalität, Authentizität und Aufrichtigkeit als Zeichen einer guten Beziehung. Die behauptete Abwendung von starren traditionellen Rollenbildern führt hier aber nicht – und das bestätigt Connells Befunde aus ihrer Forschung über Männlichkeiten in der Alternativszene – zu einer machtfreien Beziehungsgestaltung, sondern birgt für die Trennungsgestaltung und den Aufbau einer partnerschaftlichen Nachtrennungselternschaft problematische Aspekte:

Zum einen wird Emotion und das Fühlen an sich zum Terrain für Doing Gender, wobei diametrale geschlechtsspezifische *Führrichtungen* herausgearbeitet wurden. *Vergebung* als positiv konnotiertes Konzept, wird als weibliche Fähigkeit zur Strategie, um Konflikte zu vermeiden und ein paralleles Coparenting überhaupt zu ermöglichen. Die völlige Selbstaufgabe und Negierung eigener Bedürfnisse ist in einigen Fällen die Folge. Dies wird aber nicht negativ gedeutet, sondern als Möglichkeit gesehen, persönlich zu reifen. Die befragten Mütter tragen so zur eigenen Selbstausbeutung bei. *Vergebung* passt ins Bild einer „betonten Weiblichkeit“, wirkt aber einer Selbstbehauptung und einer Gleichberechtigung der Geschlechter entgegen. *Vergebung* und *Distanzierung* zeigen sich in dem hier analysierten Sample als zwei Seiten einer Medaille und weisen aus psychologischer Perspektive Merkmale emotionalen Missbrauchs auf, der Teil der Geschlechtskonstruktion ist.

Zum anderen laufen Väter, die den emotionalen Bereich nicht mit Dominanzansprüchen besiedeln (zum Beispiel durch Ignorieren oder *Distanzieren*), Gefahr, genau auf diesem, dem weiblichen Geschlecht zugeschriebenen Gebiet als zurückgeblieben, weniger entwickelt gesehen zu werden. Der emotionale Bereich wird zum Entwicklungsbereich, in dem die befragten

Frauen qua Geschlecht kompetenter sind und hier Dominanz herstellen. Aufgrund der angenommenen unterschiedlichen emotionalen Entwicklungsstufen kann eine Verbindung zum Vater kaum aufgebaut oder langfristig erhalten werden. Stattdessen wird der Partner von einigen befragten Frauen infantilisiert, abgewertet und weder als Vater noch als Partner ernst genommen (*Abwertung*). Aus der Perspektive der Mütter verliert der Vater jegliche eigene Handlungsmacht, er wird von ihr gelobt, getadelt, instruiert und instrumentalisiert. Hier konnte nur die weibliche emotional missbräuchliche Strategie der *Abwertung* analysiert werden. Leider konnte in diesen Fällen die männliche Sicht nicht analysiert werden, da keine Interviews mit den Ex-Partnern geführt wurden. Insgesamt zeigt sich bei diesen drei Typen das Trennungsgeschehen als emotionales Terrain, auf dem Geschlecht mittels Kommunikation- und Konfliktdeutung als Position innerhalb einer Machtbeziehung ausgehandelt wird.

Ein vierter Trennungstyp, der in diesem Sample nur in IG vorkommt und sich auch durch eine parallele Nachtrennungselternschaft auszeichnet, ist an einem symbiotischen Partnerschaftsleitbild orientiert. Diesen Paaren gelingt es überwiegend, die traditionelle Aufgabenverteilung aufzulösen. Sie arbeiten eng aufeinander bezogen, geschlechtssymmetrisch und auf ein gemeinsames Ziel hin – hier ist es das Leben in Nachhaltigkeit. Persönliche, spirituelle Entwicklung steht hier weit weniger in Zentrum. Diese Partnerschaften sind vor allem durch ein enormes Arbeitspensum herausgefordert. Im Trennungsverlauf wird die Individuation daher als besondere Entwicklungsaufgabe sichtbar.

Die Feststellung von Eckert et al. (2019b), dass im Trennungsinterview insbesondere eine milieuspezifische Identität narrativ hergestellt wird, kann hier bestätigt werden. Je nach Partnerschafts-, Familienleitbild und Wertorientierung, wird die Trennung legitimiert und mit dem eigenen Selbstbild in Einklang gebracht. Die Kernkategorie wurde vor diesem Hintergrund und auf Grundlage der eigenen Empirie die *Herstellung von Integrität* genannt.

Insbesondere in den drei ambivalenten Trennungstypen mit gefühlsbetontem Partnerschaftsleitbild kann dies als psychologische Herausforderung betrachtet werden, da die tatsächlichen Geschehnisse nur schwer mit dem eigenen integren Selbstbild in Einklang gebracht werden können. Eine Reihe von Umdeutungen und Kausalitätsnegierungen bzw. -verdrehungen sind die Folge. Es konnten in dieser Arbeit bestimmte Mechanismen ausgemacht werden, die im Trennungsverlauf dazu dienen, eine Art neurotische Balance aufrecht zu erhalten, Hochstrittigkeit zu vermeiden und Coparenting überhaupt zu ermöglichen: *Abwertungen* des anderen, Selbstverleugnung durch Perspektivübernahme und *Vergebung* sowie Schuldumkehr, um die eigene emotionale und faktische *Distanzierung* zu rechtfertigen. Diese drei Strategien dienen dazu, sich selbst als emotional kompetente Person zu konstruieren und gleichzeitig hegemoniale Männlichkeit und betonte Weiblichkeit herzustellen.

13.2 Einordnung in den Forschungsstand

An dieser Stelle sollen die zentralen Befunde dieser Untersuchung in Bezug zu den sensibilisierenden Konzepten gesetzt werden: den Leitbildern, dem Doing Family, der Kommunikation und Persönlichkeit, Genderkonstruktionen und dem Einfluss des Umfelds auf den Coparenting-Stil.

13.2.1 Leitbildforschung

Die vorliegende Untersuchung gibt Hinweise darauf, dass die Leitbilder, an denen Menschen sich ausrichten, einen deutlichen Einfluss sowohl auf den Trennungsgrund als auch auf die Trennungsgestaltung ausüben. Die Befunde zeigen, dass eine kooperative Nachtrennungselternschaft, die die Kinder und Eltern wenig belastet bzw. Belastungen durch das Trennungsgeschehen am besten ausgleichen kann (vgl. Walper und Langmeyer 2019), am ehesten dann erreicht wird, wenn die Eltern sich an einem egalitären Leitbild orientieren. Traditionelle Leitbilder mit einer z.T. biologistisch begründeten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung stehen der egalitären Elternallianz nach der Trennung konträr gegenüber.

In dem hier untersuchten Sample kann ein konfliktarmes und konstruktives Coparenting nach der Trennung dann erreicht werden, wenn die Eltern von Anfang an die Elternschaft als gemeinsame Aufgabe und getrennt von der Partnerschaft betrachtet haben. Handlungsleitend ist in diesen Fällen ein egalitäres Elternschaftsleitbild, das unabhängig vom Familien- oder Partnerschaftsleitbild existiert. Die Partnerschaft hat hier einen eher freundschaftlichen Fokus, jede/-r Partner/-in verfolgt eigene Lebensziele. Die Trennung erfolgt, weil die angestrebte Egalität nicht hergestellt werden kann und erweist sich als Lösung, denn sie stellt den eigentlich gewünscht Zustand der egalitären Elternschaft nach der Trennung weitgehend her.

Diese Untersuchung beleuchtet außerdem die Vorstellung einer „symbiotischen“ Partnerschaft. Allerdings wird darunter teilweise eher eine Fusion verstanden, was zu Missverständnissen führen kann. Das symbiotische Leitbild betont die Eigenständigkeit der Partner/-innen. Das fusionsorientierte Leitbild (vgl. auch Diabaté 2018b, S. 81) betont die Verschmelzung zu einem Wir. In dieser Untersuchung konnte an einem Beispiel gezeigt werden, dass eine Fusion der Partner/-innen – die allerdings als Symbiose bezeichnet wird – asymmetrische, geschlechtstypische Zuschreibungen sowohl auf der latenten charakterlichen als auch auf der Ebene der Arbeitsteilung verdeckt. Die Fusion entspricht dann eher einem traditionell-bürgerlichen Partnerschaftsmodell, wird aber als gleichberechtigt und egalitär gedeutet.

Symbiotische Partnerschaften ohne Fusionsorientierung kommen in diesem Sample vor allem in IG vor. Die Partner/-innen verfolgen ein übergeordnetes Ziel (Nachhaltigkeit), wobei die Arbeitsbereiche symmetrisch zwischen den Partner/-innen aufgeteilt werden, was nicht selten zu beeindruckenden Überarbeitungsszenarien führt und die Partnerschaft belastet. Die Trennung erfolgt, wenn die Partner/-innen im Laufe der Zeit eigene Ziele und Wünsche über das gemeinsame Ziel stellen. Der Trennungsprozess ist in diesen Fällen häufig langwieriger und von konfliktreichen Phasen geprägt, denn die Leben der Partner/-innen waren in allen Bereichen stark miteinander verwoben. Die Trennung leitet daher den Prozess einer Individuation vom anderen ein. In diesen Fällen kann aber nach einiger Zeit eine kooperative, parallele Nachtrennungselternschaft aufgebaut werden.

Im Gegensatz zu diesen Leitbildern steht ein Trennungstypus, der sich an traditionell-diffusen Normalitätsvorstellungen orientiert. Die Partner/-innen streben ein Familienmodell an, in dem die Mutter zwar die Hauptzuständigkeit für das Kind übernimmt, aber gleichzeitig berufsorientiert ist und nach einer Babypause wieder in Teilzeit berufstätig ist bzw. sein möchte. Der Mann bleibt in jedem Fall Haupternährer. Die Überzeugung, sich an einer Normalität zu orientieren, führt zu einem „falschen Konsenseffekt“, der zusammen mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen (geringe Offenheit und Verträglichkeit, vgl. Dietrich et al. 2010), zu negativen Attribuierungen des/-r Partner/-in und einer Opferhaltung führt, wenn die eigene Normalitätsvorstellung nicht geteilt wird, und in strittigen Trennungen endet. Nach der Trennung wird die Elternschaft zur Gegnerschaft mit sehr negativem Coparenting, was mit hohen Belastungen für die Kinder einher geht. In vielen Fällen sind die Kontakte zum Vater nur sporadisch und konfliktreich.

Sehr komplex erweist sich die Orientierung an einem „reinen“ Partnerschaftsleitbild. Diese Untersuchung kann dysfunktionale Trennungsstrategien beschreiben, die problematische Aspekte des parallelen Coparentings aufzeigen. In allen drei gefühlsbetonten Trennungstypen findet sich eine Vermischung von traditionellen und „reinen“ Partnerschaftsaspekten. Das Konzept einer egalitären Elternschaft fehlt hier völlig, da Müttern und Vätern entgegengesetzte Kompetenzen und Charaktereigenschaften zugeschrieben werden. Das Leitbild einer sich „aufopfernden Mutter“ wird in dieser Gruppe positiv und mit Heilung konnotiert. Die Ausrichtung an einem „reinen“ Beziehungskonzept ist in diesen Fällen mit den alltäglichen Anforderungen von familialer Care-Arbeit vor allem für die hier befragten Väter schwer vereinbar. Strategien der *Vergebung* und der *Abwertung* werden von den Müttern in diesem Sample eingesetzt, um ein paralleles Coparenting überhaupt zu ermöglichen. Dazu passen sie sich den väterlichen Wünschen und Bedürfnissen an. Die Kinder leben überwiegend bei den Müttern, sehen die Väter regelmäßig, aber unterschiedlich häufig.

13.2.2 Doing Family

Das „Doing Family“ erweist sich insbesondere in den an Egalität und Symbiose ausgerichteten Partnerschaften als große Herausforderung und letztendlich auch als Trennungsgrund.

Dass trotz der egalitären Ausrichtung der Eltern eine Retraditionalisierung eintritt, kann mit der Akzentuierungstheorie von Caspi und Moffit (1993) erklärt werden. Die Geburt eines Kindes lässt sich als Krise begreifen, die dazu führen kann, dass tradierte Verhaltensweisen nicht verändert werden können und sogar verstärkt gezeigt werden. Trotz der an sich reflektierten Ausrichtung an Geschlechteregalität könnten insbesondere den Vätern Verhaltensskripts fehlen, um Egalität tatsächlich herzustellen, zumal, wenn die Mutter für einige Zeit nach der Geburt durch Stillen oder durch eine zweite Schwangerschaft die Care-Arbeit phasenweise überwiegend übernimmt. Tradiertes, geschlechtstypisches Rollenverhalten hat sich als vergeschlechtlichter Habitus inkorporiert und wird daher quasi automatisch an den Tag gelegt – selbst, wenn es anders intendiert war. Dies kann sich zum Beispiel darin zeigen, dass insbesondere die gemeinsamen Familienzeiten konflikthaft erlebt werden, da sich tradiertes Verhalten quasi automatisch zeigt, obwohl Unzufriedenheit darüber besteht. Egalität kann dann erst nach der Trennung erreicht werden, wenn das tradierte, innerfamiliäre Verhalten „verunmöglich“ ist (vgl. ebd. und Kapitel 5.3.2).

Insbesondere in symbiotisch ausgerichteten Partnerschaften in IG kann in mehreren Fällen eine Arbeitsüberforderung beider Elternteile beobachtet werden. Diese Eltern sind in dreierlei Hinsicht belastet: neben Familie und Erwerbsarbeit sind sie auch mit dem Aufbau einer nachhaltigen Gemeinschaft beschäftigt. Gerade durch die symmetrische Arbeitsteilung in allen Bereichen, ist die Vereinbarkeit dieser drei Bereiche für die Partnerschaft belastend und führt in einigen Fällen zur Trennung.

Die Orientierung an emotionalisierten Partnerschaftsleitbildern ist in einigen Fällen dieses Samples mit einer traditionellen Arbeitsteilung gekoppelt, die biologistisch-spirituell begründet wird. Vielfach findet man hier Elternschaftsleitbilder, die der Mutter eine zentrale und heilende Wirkung für sich selbst und für das Kind zuschreiben und den Vater erst dann als wichtige Bezugsperson ausmachen, wenn das Kind älter ist. Doing Family wird weniger als Herausforderung und Überforderung thematisiert, sondern als Aufgabe, die der Selbstverwirklichung dient. In IG führt in einigen Fällen die Auslagerung vieler Care- und Haushaltsleistungen (z.B. durch Kantinen, Gemeinschaftsräume und rotierender Dienste) zu einer Entlastung der Paarbeziehung. Außerdem bietet die Gemeinschaft eine Vielzahl von Möglichkeiten der sozialen Vernetzung. Einige befragte Mütter gehen in Gemeinschaft, um sich dort zu trennen. Hier kann die Investment Theorie (Rusbult et al. 1994) herangezogen werden, denn in IG finden

die Mütter attraktive und tragfähige Alternativen zu ihrem Leben mit dem Partner. Die Gemeinschaft stellt die soziale Integration nach der Trennung sicher (vgl. auch Baseline Theorie, Coan und Sbarra 2015). Eine familiäre Öffnung in die Gemeinschaft mit einer Vergrößerung tragfähiger Bindungspersonen konnte in diesen Fällen nur teilweise ausgemacht werden. Hier ist weitere Forschung vor allem mit Kernfamilien nötig.

Die befragten Eltern, deren Nachtrennungselternschaft als Polarität typisiert wurde, möchten v.a. eine normale Familie sein, reflektieren dabei aber kaum das Doing Family als gemeinsame Herstellungsleistung vor und nach der Trennung. Die Nachtrennungselternschaft ist von Konflikten geprägt, für deren Zustandekommen der andere Elternteil verantwortlich gemacht wird. Die befragte alleinerziehende Mutter dieses Trennungstyps vereinbart ihre Berufstätigkeit und die Kinderbetreuung mit Hilfe ihrer Familie und Freund/-innen.

13.2.3 Kommunikation, Persönlichkeit und Gender

Zunächst bestätigt diese Untersuchung, dass eine Kultur hegemonialer Männlichkeit sich in den Persönlichkeiten von Männern und Frauen als verinnerlichte Geschlechterkonzepte manifestiert.

Die Eltern, die eine egalitäre oder symbiotische Partnerschafts- und Elternschaftsausrichtung haben, konstruieren Geschlecht allerdings kaum hierarchisch oder als Machtkategorie. Hier ist sicher Vorsicht geboten, und es kann keine allgemein gültige Aussage getroffen werden. Dennoch zeigt sich in diesen Daten und im Zusammenhang mit der Trennungsgestaltung eher, dass geschlechtsspezifische Aufgabenzuweisungen, z.B. das Angebot des Herrn Maier, eine „Kinderfrau“ zu bezahlen, anstatt selbst familiäre Care-Arbeit zu leisten, eher zur Instabilität der Partnerschaft beitragen. Diese Form von Aufgabenverteilung wird als unfair und als geschlechtstypische Zuschreibung erkannt und nicht als erstrebenswert erachtet. Man kann daher bei den egalitär ausgerichteten Befragten teilweise von einem bewussten Undoing Gender (Deutsch 2007) sprechen, da Gendernormen bewusst durchbrochen werden sollen. Die Analyse zeigt, dass die Kommunikation darüber offen, konfrontativ und konfliktaushaltend verläuft. Es findet eine Reflektion darüber statt, wie Familie hergestellt werden soll. Verträge und Vereinbarungen werden dementsprechend geschlossen. Eine Nicht-Einhaltung dieser Vereinbarungen wird nicht geduldet und eigene Wünsche und Vorstellungen werden eingefordert. Auch nach der Trennung werden Konflikte angesprochen und ausgetragen. Selbst gerichtliche Auseinandersetzungen treten auf, wenn das Paar keine Einigung finden kann. Es kann daher der Befund von Overall und McNulty (2017) bestätigt werden, da in dieser Untersuchung eine direkte und oppositionelle Konfliktkommunikation Gleichberechtigung stärkt und zur Zufriedenheit in der Nachtrennungselternschaft beiträgt. Die Interviews geben Hinweise auf eher offene

und verträgliche Persönlichkeitsmuster der Befragten. Konflikte und Gerichtsurteile führen zum Beispiel nicht zu einer Frontenbildung, sondern werden – teilweise erst nach einer gewissen Zeit – akzeptiert.

Dem diametral gegenüber steht der Kommunikationsstil der strittigen Eltern. Die Trennungsnarrationen fokussieren Probleme und Konflikte in der alltäglichen Familienorganisation, beim Treffen von Absprachen. Die Kommunikation zielt darauf ab, den anderen als „nicht normal“ dazustellen. Sie ist konfrontativ, aber gekoppelt mit einer kaum verträglichen Persönlichkeit. Dies führt zu einem Beharren auf dem eigenen Standpunkt. Es werden in den Interviews etliche Beispiele angeführt, um die Schwächen und charakterlichen Defizite des/-r anderen anzuführen. Die Legitimation der Trennung erfolgt über Schuldzuweisungen und Negativität (Schneewind und Wunderer 2003a). Zudem finden sich Hinweise auf Anspruchsdenken, den falschen Konsenseffekt, Triangulationen und fehlende Möglichkeiten, die Perspektive des anderen einzunehmen. Die Trennung erfolgt aufgrund von individuellen, nicht geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und kann als Machtkampf gesehen werden. Eine Herstellung von Geschlecht erfolgt weniger über unterschiedliche Kommunikationsstile oder Fühlrichtungen, dafür über die Selbstdefinition als Opfer. Väter dieses Samples erleben sich als Opfer der Justiz und der mütterlichen Willkür, die befragte Mutter erlebt sich als Opfer der Überforderung.

Die drei ambivalenten Trennungstypen zeichnen sich, wie gezeigt werden konnte, durch eine emotionalisierte Sprache und Kommunikation aus, die sich an den Postulaten der GFK orientiert. Gefühle, insbesondere Schmerz und Verletzung, werden als Wachstums- und Entwicklungsmöglichkeit gedeutet. Die „Innerer Arbeit“, „Gefühlsarbeit“ oder „Friedensarbeit“ dienen dazu, die Ursache für Gefühle in sich zu finden, zu verarbeiten und zu verwandeln, um daran zu „wachsen“ (Frau Rieger). Wünsche, Bedürfnisse und Konflikte werden dementsprechend emotionsfokussiert verhandelt, weniger durch konkrete Vereinbarungen oder über alltägliche Praxen. Die Festlegung bspw. auf bestimmte Zeiten der Betreuung und Aufgaben scheint in einigen Fällen mit den Werten der Authentizität, der Ehrlichkeit, Freiwilligkeit und Offenheit schwer vereinbar.

Gefühle zu haben, das Fühlen an sich, ist bei diesen drei Typen nicht mehr in erster Linie eine weibliche Kompetenz. Fühlen wird zum Instrument zur Herstellung von Geschlecht, denn es konnten geschlechtsspezifisch unterschiedliche *Fühlrichtungen* herausgearbeitet werden. In diesem Sample passen einige befragte Frauen ihre Gefühle den Bedürfnissen des „Ex“ an, das heißt, sie stellen ihre Gefühle in Frage, modellieren sie mit dem Ziel, die Perspektive des anderen einzunehmen bzw. zu verstehen. Die hier befragten drei Väter fokussieren hingegen ihre eigenen Gefühle und orientieren ihr Verhalten daran und erwarten dies auch – mehr oder

weniger offen – von der Ex-Partnerin. In Abhängigkeit mit der Situation und der persönlichen Wertorientierung lassen sich drei emotionalisierte Wertausrichtungen herausarbeiten:

- Wird das Konzept des *Wachstums* und der *Entwicklung* fokussiert, erleben sich hier vor allem Mütter auf dem Gebiet der Emotion und geistigen Entwicklung ihren Partnern gegenüber überlegen und weiter fortgeschritten. Der Partner wird aus einer therapeutisch-mütterlichen Sicht heraus verstanden aber gleichzeitig abgewertet.
- Wird das Konzept der *Veränderung und Verbesserung* fokussiert, wird die Gefühlskontrolle zur Entwicklungsaufgabe, der sich hier vor allem Frauen widmen. Dem Partner wird verziehen, seine Sichtweise übernommen oder gerechtfertigt. Diese Haltung wird als friedienstiftender und reifer Umgang mit Konflikten gedeutet.
- Wird das Konzept der *Authentizität und Ehrlichkeit* als Führlrichtung gewählt, können einige Väter ihre Wünsche und Bedürfnisse in den Mittelpunkt stellen und so ihren emotionalen Rückzug legitimieren. Sie zeigen sich als gefühlvoll und sensibel und transformieren gleichzeitig ihre Verletzlichkeit in „Erhabenheit“ und erreichen so verdeckte Dominanz.

Die Befunde deuten darauf hin, dass sich narzisstische Persönlichkeitsmerkmale als Teil einer männlichen Persönlichkeit auch in verdeckter und emotionalisierter Form zeigen können. Für narzisstischen Missbrauch typische Mechanismen der Schuldumkehr, des Gaslighting und eines männlichen Anspruchsdenkens zeigen sich deutlich im Trennungsgeschehen der emotionsfokussierten Trennungsverläufe. Emotionaler Missbrauch wird so durch *verletzliche Männlichkeit* verdeckt (vgl. Logan 2018, Queen et al. 2009).

Connells Annahme, dass auf dem Feld Emotion, Wachstum und Spiritualität eher keine Neustrukturierung von Geschlecht erfolgen kann (vgl. Connell 2015, S. 196), findet im Feld der Intentionalen Gemeinschaften Bestätigung. Auch der Befund, dass insbesondere in egalitär ausgerichteten Gesellschaften, mit einer hohen Bedeutung der individuellen Selbstverwirklichung, sich geschlechtstypische Verhaltensweisen verstärken (vgl. Schmitt et al. 2017 und Kaiser 2019), spiegelt sich in dieser Studie wider (vgl. auch Vater et al. 2018).

Gerade in Konfliktsituationen und in Kombination mit den der GFK können Konflikte teilweise kaum angesprochen, geschweige denn oppositionell durchgefochten werden. Wut, Aggression und Forderung gelten als völlig unangebracht und gereichen, so konnte es in dieser Studie gezeigt werden, gerade Frauen zum Nachteil (vgl. auch Chemaly 2018). Besonders problematisch sind diese Mechanismen aufgrund ihrer Unsichtbarkeit durch die proklamierte Freiwilligkeit und Selbstbestimmung.

13.2.4 Rolle des Umfelds

Die Ausrichtung an einem egalitären Leitbild begünstigt, dass Mütter und Väter gleichermaßen Kompetenzen im Care- als auch im Erwerbsbereich ausbilden. In den hier untersuchten Fällen sind daher die Eltern vor und nach der Trennung im Erwerbsbereich verankert. Sie nutzen Institutionen der Kinderbetreuung und insbesondere die Mütter dieser Gruppe berichten davon, nach der Trennung erstmals freie Wochenenden zu genießen. In den drei Interviews, die diesen Typ bilden, fanden sich – abgesehen von der akuten Trennungsphase – keine Hinweise auf längerfristige soziale Isolation oder einschneidende finanzielle Einbrüche. Es gibt auch Hinweise darauf, dass sich die Eltern nach der Trennung weiter um den anderen sorgen.

Der strittige Trennungstyp zeichnet sich dadurch aus, dass nach der Trennung ein Umfeld gesucht wird, dass die eigene Wahrnehmung nicht in Frage stellt. Die befragte Mutter findet ein Umfeld, in dem sie vor allem im Alltag konkrete Unterstützung findet. Bei den Vätern lässt sich feststellen, dass im Umfeld insbesondere Beratung und Unterstützung in Rechtsfragen gesucht wird. Das Umfeld wird nicht dazu genutzt, an sich zu arbeiten, die eigene Wahrnehmung zu modifizieren, Perspektivwechsel oder Kommunikationsstrategien zu üben. Im Gegenteil, die eigene Sichtweise soll gestärkt und durchgesetzt werden.

Das Feld der Intentionalen Gemeinschaft (paralleles Coparenting) stellt insbesondere den sich trennenden Müttern einen sicheren Raum zur Verfügung, der praktische Unterstützung und soziale Verbundenheit bietet.

Auf der anderen Seite weisen die Befunde auch darauf hin, dass insbesondere in den emotional missbräuchlichen Beziehungen das Leben in der Geborgenheit der Gemeinschaft den Rückzug des Vaters nach der Trennung noch legitimieren könnte. Der Vater kann sich sozusagen durch die Gemeinschaft von seiner Elternverantwortung entlasten, denn die Mutter ist sozial eingebunden und bekommt Unterstützung. Die Sicherheit der Gemeinschaft ist allerdings nicht immer langfristig. Teilweise herrscht in Gemeinschaften eine hohe Fluktuation der Bewohner/-innen und Besucher/-innen. Unter Umständen kann dies dazu führen, dass die Mutter-Kind-Dyade als einzige verlässliche Beziehung übrigbleibt und persönliche Beziehungen zu anderen eher zu momentanen familialen Situationen führt, aber keine tragfähigen Bindungsbeziehungen auf Dauer entstehen können. Dies bestätigt auch die Befunde von Schwab (2020), wonach das von ihr untersuchte Ökodorf die familiäre Gemeinschaft nicht gänzlich ersetzen kann (ebd. S. 380).

13.2.5 Soziale Nachhaltigkeit

Wie in Kapitel 3 dargelegt, gehört die Abschaffung der Geschlechterungerechtigkeit zu den sozialen Nachhaltigkeitszielen, auf die sich die Vereinten Nationen festgelegt haben. Das Konzept wurde in dieser Untersuchung zur Einschätzung des Coparenting-Stils nach der Trennung angewandt, da in IG Nachhaltigkeit auf allen drei Ebenen angestrebt wird (ökologisch, ökonomisch und sozial). In Anbetracht der vielen Benachteiligungen und Belastungen, die mit einer Trennung einher gehen können, erscheint es sinnvoll, sozial nachhaltige, also nicht benachteiligende und möglichst wenig belastende Möglichkeiten, sich zu trennen, zu finden bzw. zu beschreiben. Mit dieser Arbeit konnten auch erste Hinweise darauf geliefert werden, ob sich der Begriff der sozialen Nachhaltigkeit auf das Coparenting anwenden lässt.

Es konnte gezeigt werden, dass Kompetenzungleichheiten – auch wenn sie gewünscht sind und als fair erachtet werden – im Trennungsgeschehen zu subtilen Abhängigkeiten und Missbrauchsdynamiken führen können. Dies könnte zumindest zum Teil vermieden werden, wenn beide Eltern sowohl im Erwerbs- als auch im Care-Bereich Kompetenzen aufweisen. Eine Gleichverteilung der Aufgaben wird, darauf deuten die Befunde dieser Studie hin, durch ein egalitäres Elternschaftsleitbild begünstigt. Im Coparenting nach der Trennung entsteht Verbindung zwischen den Eltern im Sinne einer sozialen Nachhaltigkeit aufgrund einer symmetrischen und als fair empfundenen Verteilung der konkreten Aufgaben. Verträgliche, offene Persönlichkeiten tragen dazu bei, dass Vereinbarungen geschlossen und eingehalten werden können. Das egalitäre Leitbild fördert die tatsächliche egalitäre Aufgabenverteilung und so die soziale Nachhaltigkeit im Trennungsgeschehen.

Emotionalisierte Geschlechtskonstruktionen mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung können vor dem Hintergrund dieser Untersuchung, als weniger geeignet eingestuft werden, Benachteiligung zu vermeiden – auch wenn sie als Teil der Selbstverwirklichung gesehen werden. Sie tragen vielmehr zur Trennung der Geschlechter durch Zuschreibungen bei. Besonders problematisch wird es, wenn Emotionskontrolle, zum Beispiel durch die GFK, zum angestrebten Wert erklärt wird. Es konnte gezeigt werden, dass dann Konflikte als Zeichen von Unreife gewertet und tunlichst vermieden werden. Geschlechtsspezifische Charaktereigenschaften werden gestärkt: Frauen verstehen und vergeben, Männer distanzieren sich und konzentrieren sich. Dies betont Kompetenzunterschiede und Ungleichgewichte, die dann, wie gezeigt wurde, in dysfunktionaler Weise ausbalanciert werden. Der hohe Anspruch an Gewaltlosigkeit, Frieden und geistiger, emotionaler Entwicklung stellen einen Werterahmen her, der zu Selbstüberforderung führen kann und in diesem Sample nicht selten Nährboden für Missbrauch bietet. Das Geschlechterverhältnis bleibt benachteiligend. Es wird die Annahme Connells (2015) bestätigt, dass die geteilten „kollektiven Praxen“ (ebd. S. 199) wesentlicher

sind, um das Geschlechterverhältnis fairer zu gestalten und mehr Zufriedenheit und Wohlbefinden herzustellen. Aufgrund der beschriebenen teilweise missbräuchlichen Machtbalancen zwischen den Eltern, ist zudem davon auszugehen, dass subtile Untergrabungen oder Abwertungen und latente Konfliktstimmungen in diesen Nachtrennungselternschaften auch für die Kinder spürbar und belastend sind. Der Aspekt der *Verbindung* als Kennzeichen für soziale Nachhaltigkeit sollte daher weiter erforscht und genauer definiert werden. In diesen Daten stellt es sich heraus, dass Verbindung, wenn sie auf subjektivem Empfinden beruht, nicht vor Ausbeutung und Missbrauch schützt. Die Befunde legen vielmehr nahe, dass Verbindung zwischen den Eltern dann nachhaltiger zu sein scheint, wenn sie *nicht* auf Emotion fokussiert, sondern auf dem geteilten Tun.

Bei den strittigen Eltern dieses Samples – und das bestätigen auch andere Untersuchungen – hat der Vater teilweise über längere Zeiträume keinen Kontakt zu seinem Kind. Durch die empfundene Gegnerschaft zwischen den Eltern, kann keine soziale Nachhaltigkeit weder im Sinne einer Verbindung, noch im Sinne einer Fairness hergestellt werden. Es ist daher von großen, langfristigen Belastungen für Kind und Eltern auszugehen.

13.2.6 Kernkategorie: Herstellen von Integrität

In den Trennungsnarrationen erklären und legitimieren die Befragten einen Bruch in ihrer Biographie (Eckert et al. 2019b). Dies tun sie, so konnte in dieser Analyse herausgefunden werden, auf unterschiedliche Weise, je nachdem an welchem Leitbild einer Partnerschaft und Familie sie sich orientieren. Das eigene moralische Selbst muss durch die innere Logik der Narration gerettet werden.

Es wird zum Beispiel erklärt, warum eine Diskrepanz zwischen der Realität und den eigenen Wünschen und Vorstellung nicht mehr toleriert werden konnte, warum ein gemeinsames Ziel sich verändert hat und man daher die Trennung aussprechen musste. Die Trennung kann in diesen Fällen als Lösung konstruiert werden, um die eigene Integrität wiederherzustellen und wird so zu einem Instrument, sich selbst treu zu bleiben. Gelingt dies allerdings nicht, kann eine Kriegserklärung die Lösung sein, die eigene moralische Integrität aufrecht zu erhalten. Die Unversehrtheit des eigenen Selbst muss dann immer wieder durch die Verteufelung des anderen und eine Behauptung der eigenen Position behauptet werden.

Wenn weder ein klares Benennen der Diskrepanzen zwischen Wunsch und Realität möglich ist (z.B. weil keine Vereinbarungen getroffen wurden oder keine gemeinsame Einigung über das Doing Family stattgefunden hat), noch eine Gegnerschaft gewünscht wird (z.B. aufgrund eines starken Bildes der verantworteten Elternschaft beider Eltern und eine Orientierung an der GFK), werden die beschriebenen dysfunktionalen, psychologischen Mechanismen aktiv,

um das moralische Selbst zu erhalten. Besonders problematisch ist die Strategie der *Vergebung*, die moralisch sehr positiv konnotiert ist, in missbräuchlichen Dynamiken aber die totale Selbstaufgabe zur Folge haben kann. Der Missbrauch bleibt unbemerkt, denn die moralische Integrität kann gerettet werden. Ebenso kann *Abwertung* strategisch dazu dienen, sich selbst als besonders reif und verantwortlich darzustellen, moralisch erhaben, den anderen verstehend. *Distanzierung* kann sich ebenfalls an einem moralischen Rahmen orientieren, indem man sich als Opfer zeigt und das Streben nach Ehrlichkeit und Authentizität betont.

In diesem Sample konnten insbesondere Dilemmata beschrieben werden, die aufgrund einer gewaltfreien Sprache, emotionalisierter Genderkonstruktionen und der Ausrichtung an einer reinen, authentischen Beziehung auftreten. Das schon von Connell (2015) in der Alternativszene beobachtete Dilemma, dass man einerseits ehrlich und authentisch sein soll, andererseits aber keine Forderungen stellen und bestimmte Gefühle unterdrücken soll (ebd. S. 194), führt zu hochkomplexen Umdeutungen Kausalitätsverdrehungen. Konflikte, die häufig ihren Ursprung in unfair empfundener Arbeitsteilung und der Nicht-Befriedigung basaler Bedürfnisse zu tun haben (z.B. Anerkennung, Unterstützung und Sicherheit in der Babyphase), werden ins Innere, emotionale Feld verlagert, was nicht selten zu Selbstabwertung und Selbstbezeichnung führt. Paradoxe Weise kann so aber die Gegnerschaft und Strittigkeit der Eltern vermieden und paralleles Coparenting umgesetzt werden. Die moralische Integrität des eigenen Selbst bleibt in jedem Fall erhalten und wird geschlechtsspezifisch traditionell ausformuliert.

13.3 Grenzen der Untersuchung und Ausblick

In dieser Arbeit stehen die Trennungsbewältigungen der Eltern im Zentrum, die sich an einem emotionalisierten und „reinen“ Partnerschaftsbild orientieren. Das parallele Coparenting nach der Trennung konnte in drei Strategien beschreiben und als ambivalent bezeichnet werden.

Weitere Forschungen sollten untersuchen, ob und unter welchen Voraussetzungen bei dieser Partnerschaftsorientierung eine echte Elternallianz gelingt. Ebenso sollte beleuchtet werden, wie parallele oder negative Nachtrennungselternschaften bei egalitär ausgerichteten Partnerschaften entstehen und ob sogar bei strittigen Eltern eine positive kooperative Elternschaft möglich sein könnte, z.B. durch Elternkurse (vgl. dazu Retz 2015) oder eine Reflektion der Partnerschaftsleitbilder.

Vergebung und *Distanzierung* konnten als dysfunktionale Strategien benannt werden, die allerdings ein paralleles Coparenting ermöglichen. Hier sollte die Kindersicht noch genauer untersucht werden. Es ist anzunehmen, dass latente Untergrabungen und Zuschreibungen hier sehr subtil auf das Wohlbefinden und die Entwicklung der Kinder wirken.

Der Aspekt der gewollten *Wirkungslosigkeit* konnte in dieser Arbeit als ein Baustein zur Herstellung einer *verstehenden Weiblichkeit* beschrieben werden, die Hand in Hand mit der Strategie der *Vergebung* geht. Er geht über reine Passivität hinaus und deutet weibliche Gefühlsäußerungen als Mittel der Manipulation. Dieser Aspekt sollte auch in noch bestehende Partnerschaften und Kernfamilien untersucht werden und könnte eventuell zur Erklärung dafür beitragen, warum sich, wie in Kapitel 4.2.3 beschrieben, die ungleiche Aufteilung der Care- und Hausarbeit als so hartnäckig erweist.

Abwertung konnte hier nur als weibliche Strategie benannt werden. Es fehlt die Sicht des männlichen Counterparts. Wie bewältigen Männer die Abwertung durch die Ex-Partnerin, die hier teilweise sehr massiv gezeigt wurde („Alles hat er falsch gemacht. Einfach alles“, Frau Kramer). Wie lässt sich *Vergebung* als männliche Strategie umsetzen? Bzw. welche Möglichkeiten stehen Männern zur Verfügung sich als Mann zu konstruieren, wenn die Herstellung von Dominanz auf keiner Ebene eine Option ist? Die Strategie der *Abwertung* findet sich bei Männern in diesem Sample nur bei den strittigen Nachtrennungselternschaften. Für Frauen stellt *Abwertung* sogar eine Möglichkeit dar, Kooperation – wenn auch entlang ihrer Vorgaben – in der Nachtrennungselternschaft umzusetzen. Es bliebe zu untersuchen, ob es auch für Väter die Möglichkeit gibt, die Ex-Partnerin abzuwerten, ohne dabei hochstrittig zu werden.

Weitere Untersuchungen mit Kindern aus Trennungsfamilien können Hinweise darauf liefern, welchen Einfluss bestimmte Leitbilder auf das Trennungserleben der Kinder habt.

Weitere Forschungen sollten in solchen Gemeinschaften durchgeführt werden, die das Verhältnis der Geschlechter stärker ins Zentrum ihres Zusammenlebens rücken und die praktische Arbeitsteilung und Geschlechtergerechtigkeit im Alltag strukturell verankern.

Der Wunsch, in einer Partnerschaft Glück, Intimität und geistige Entwicklung zu erfahren, ist längst in der Gesamtbevölkerung angekommen. Die Schwierigkeit, diese Werte mit den beständigen, repetitiven und verlässlichen Anforderungen von jeder Form von Care-Arbeit zu verbinden, wurde auch in dieser Untersuchung sichtbar. Es sollte daher mehr Familienforschung in urbanen und ländlichen gemeinschaftlichen Wohnprojekten betrieben werden, um der Frage nachzugehen, ob familiäre Fürsorge und Careaufgaben in Gemeinschaften verlässlich organisiert werden können (vgl. dazu Heitkötter 2020). Dazu sollten Partnerschaften, Kernfamilien, „Familie als Gemeinschaft“ (Grundmann und Wernberger 2014) Nachtrennungsfamilien und weitere Familienformen kontrastiert werden. Außerdem fehlt es immernoch weitgehend an Forschung über die Entwicklung von Kindern, die in IG oder gemeinschaftlichen Wohnprojekten aufwachsen.

Die Zunahme von narzisstischen Verhaltensweisen und Persönlichkeitsmerkmalen, wie sie von einer Reihe von Forschungen gezeigt wurde, könnte einen erheblichen destabilisierenden Einfluss auf Partnerschaften, Familien und Care-Verantwortliche haben. Diese Arbeit konnte das Feld der Emotion und geistigen Entwicklung als ein Terrain beschreiben, auf dem emotionaler Missbrauch getarnt als „Innere Arbeit“ stattfinden kann. *Vergebung* könnte durch weitere Forschung als machstabilisierendes gesamtgesellschaftliches Strukturprinzip erforscht werden, das nicht nur das Verhältnis der Geschlechter betrifft.

Insgesamt zeigt diese Untersuchung, dass Familie nicht nur eine praktische, sondern heute auch eine reflexive Herstellungsleistung darstellt. Die vielfältigen Möglichkeiten, Familie herzustellen, stehen allerdings nicht gleichwertig nebeneinander, sondern implizieren geschlechtsspezifische Machtverhältnisse, Risiken des Missbrauchs und bestimmte Benachteiligungen nach der Trennung. Weitere Forschung, um diese Zusammenhänge und Wirkweisen genauer zu erklären und zu quantifizieren, könnten dazu beitragen, die hohe Relevanz eines Mitdenkens und gemeinsamen Reflektierens einer möglichen Trennung von Anfang an zu zeigen. Dieser Blickwinkel auf Partnerschaften und Familien nimmt auch das soziale, berufliche und gesellschaftliche Umfeld in die Verantwortung und stellt es vor neue Herausforderungen.

Literaturverzeichnis

- Albert, Mathias; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun (2015): Jugend 2015. 17. Shell Jugendstudie. Unter Mitarbeit von TNS Infratest. Hamburg, zuletzt geprüft am 17.07.2019.
- Albert, Mathias; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun; Schneekloth, Ulrich; Leven Ingo; Wolfert, Sabine; Utzmann, Hilde (2019): Shell Jugendstudie 2019. Zusammenfassung. Online verfügbar unter https://www.shell.de/ueber-uns/shell-jugendstudie/_jcr_content/par/toptasks.stream/1570708341213/4a002dff58a7a9540cb9e83ee0a37a0ed8a0fd55/shell-youth-study-summary-2019-de.pdf, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Allen, Sarah; Hawkins, Alan (1999): Maternal gatekeeping: Mothers' beliefs and behaviors that inhibit greater father involvement in family work. In: *Journal of Marriage and the Family* (61), S. 199–212. Online verfügbar unter <http://web.b.ebscohost.com.emedien.ub.uni-muenchen.de/ehost/pdfviewer/pdfviewer?vid=48&sid=06732c04-a99d-49a9-8b73-7f16fc9fcc3a%40pdc-v-sessmgr06>, zuletzt geprüft am 01.04.2020.
- Allport, Gordon; Odbert, Henry Sebastian (1936): Trait-names: A psycho-lexical study. Whole No. 211: Psychological Monographs.
- Amato, Paul; Johnson, David; Booth, Alan; Rogers, Stacy (2003): Continuity and Change in Marital Quality Between 1980 and 2000. In: *Journal of Marriage and Family* 65 (February), S. 1–22, zuletzt geprüft am 23.07.2019.
- Amato, Paul R. (2000): The Consequences of Divorce for Adults and Children. In: *Journal of Marriage and the Family* 62, S. 1269–1287, zuletzt geprüft am 07.08.2019.
- Amato, Paul R. (2014): The Consequences of Divorce for Adults and Children: An Update. In: *Drustvena istrazivanja* 23 (1), S. 5–24. DOI: 10.5559/di.23.1.01.
- Amato, Paul R.; Kane, Jennifer B.; James, Spencer (2011): Reconsidering the "Good Divorce". In: *Family Relations* 60 (5), S. 511–524. DOI: 10.1111/j.1741-3729.2011.00666.x.
- Amendt, Gerhard (2006): Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben. Frankfurt: Campus-Verl.
- Andreas, Marcus (2015): Vom neuen guten Leben. Ethnographie eines Ökodorfes. Bielefeld: transcript (Kultur und soziale Praxis). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.14361/9783839428283>.
- Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Hg. v. Alexa Franke. Tübingen: dgvt Verlag (Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Band 36). Online verfügbar unter <http://d-nb.info/952269910/04>.
- Ariès, Philippe (1996): Geschichte der Kindheit. 12. Aufl., 69. - 72. Tsd. München: Dt. Taschenbuch-Verl. (dtv dtv Wissenschaft, 4320).

- Baker, Amy; Ben-Ami, Naomi (2011): To turn a child against a parent is to turn a child against himself: The direct and indirect effects of exposure to parental alienation strategies on self-esteem and well-being. In: *Journal of Divorce and Remarriage* 52, S. 472–489.
- Balzarini, Rhonda N.; Campbell, Lorne; Kohut, Taylor (2020): Perceptions of primary and secondary relationships in polyamory. Online verfügbar unter <http://web.a.ebscohost.com/emedien.ub.uni-muenchen.de/ehost/pdfviewer/pdfviewer?vid=28&sid=4678d81b-ac0a-4d82-978a-3784069b6adf%40sessionmgr4007>, zuletzt aktualisiert am 27.05.2020, zuletzt geprüft am 27.05.2020.
- Bastin, Sonja; Kreyenfeld, Michaela; Schnor, Christine (2013): Diversität von Familienformen in Ost- und Westdeutschland. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim und Basel: Juventa, S. 126–145.
- Bathmann, Nina; Cornelißen, Waltraud; Müller, Dagmar (2013): *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer (Deutsches Jugendinstitut e.V., 2). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93186-9>.
- Bathmann, Nina; Müller, Dagmar; Cornelißen, Waltraud (2011): Karriere, Kinder, Krisen: Warum Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen scheitern oder gelingen. In: Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi und Ruth Becker (Hg.): *Berufliche Karrieren von Frauen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 105–149.
- Bauman, Zygmunt (2009): *Gemeinschaften. Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt*. Dt. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt, M.: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 2565).
- Baumeister, Roy F.; Twenge, Jean M. (2002): Cultural Suppression of Female Sexuality. In: *Review of General Psychology* 6 (2), S. 166–203. DOI: 10.1037/1089-2680.6.2.166.
- Beck, Ulrich (1997): *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Erstausg., 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 1780 = N.F., 780).
- Becker, Howard S. (1967): Whose Side Are We On? In: *Social Problems* 14 (3), S. 239–247. DOI: 10.2307/799147.
- Becker, Sven; Gerding, Jonas; Popp, Maximilian (2014): Generation Ich. In: *DER SPIEGEL* (44). Online verfügbar unter <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/129976908>, zuletzt geprüft am 01.01.2020.
- Beckes, Lane; Coan, James A. (2011): Social Baseline Theory: The Role of Social Proximity in Emotion and Economy of Action. In: *Social and Personality Psychology Compass* 5 (12), S. 976–988. DOI: 10.1111/j.1751-9004.2011.00400.x.

- Beckh, Kathrin; Bröning, Sonja; Walper, Sabine; WEndt, Eva-Verena (2013): Liebesbeziehungen junger Erwachsener aus Scheidungsfamilien: eine Beobachtungsstudie zur intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 25 (3), S. 309–330, zuletzt geprüft am 16.07.2019.
- Beelmann, Wolfgang; Schmidt-Denter, Ulrich (2003): Auswirkungen von Scheidung. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin: Springer, S. 505–530.
- Bellah, Robert; Madsen, Richard; Sullivan, William M.; Swidler, Ann; Tipton, Steven (1985): *Habits of the Heart, With a New Preface*. University of California Press. Berkley. Online verfügbar unter <https://books.google.de/books?hl=de&lr=&id=XsUo-jihVZQcC&oi=fnd&pg=PR7&dq=Habits+of+the+heart&ots=ovvHNr4JpH&sig=nbF5xllz2RzJ531aXxS42KG6nIQ#v=onepage&q=Habits%20of%20the%20heart&f=false>, zuletzt aktualisiert am 25.04.2020, zuletzt geprüft am 25.04.2020.
- Bergmann, Franziska; Moos, Jennifer (2007): Männer und Geschlecht. In: *Freiurger Geschlechter Studien* 21 (10), S. 13–37, zuletzt geprüft am 12.05.2020.
- Bernhardt, Eva; Brandén, Maria; Ruppanner, Leah (2017): Division of housework and his and her view of housework fairness: A typology of Swedish couples. In: *DemRes* 36, S. 501–524. DOI: 10.4054/DemRes.2017.36.16.
- Blumer, Herbert (1954): What is Wrong with Social Theory? In: *American Journal of Sociology* (19), S. 3–10.
- BMFSFJ (2020): Gender Care Gap - ein Indikator für die Gleichstellung. Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/gender-care-gap/indikator-fuer-die-gleichstellung/gender-care-gap---ein-indikator-fuer-die-gleichstellung/137294>, zuletzt aktualisiert am 13.06.2020, zuletzt geprüft am 13.06.2020.
- Bodenmann, Guy (2003): Die Bedeutung von Stress für die Partnerschaft. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin: Springer, S. 481–504.
- Bohler, Karl Friedrich (2013): Die traditionelle Bauernfamilie und das Ende eines Entwicklungspfad. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim und Basel: Juventa, S. 36–50.

- Böhm, Andreas (2012): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Originalausgabe, 12. Auflage. Reinbek bei Hamburg: rowohltts enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag (Rororo Rowohltts Enzyklopädie, 55628), S. 475–485.
- Bonelli, Raphael M. (2016): Männlicher Narzissmus. Das Drama der Liebe, die um sich selbst kreist. München: Kösel.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, zuletzt geprüft am 02.05.2019.
- Bourdieu, Pierre (2008): Junggesellenball. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre; Russer, Achim (2018): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Unter Mitarbeit von Bernd Schwibs. 26. Auflage 2018. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 658).
- Bowlby, John (1995): Elternbindung und Persönlichkeitsentwicklung. Therapeutische Aspekte der Bindungstheorie. Heidelberg: Dexter.
- Brescoll, Victoria L. (2011): Who Takes the Floor and Why. In: *Administrative Science Quarterly* 56 (4), S. 622–641. DOI: 10.1177/0001839212439994.
- Bröning, Sonja (2011): Charakteristika von Hochkonflikt-Familien. In: Sabine Walper, Jörg Fichtner und Katrin Normann (Hg.): Hochkonflikthafte Trennungsfamilien. Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Materialien), S. 19–37.
- Brüderl, Josef; Drobnic, Sonja; Hank, Karsten; Neyer, Franz J.; Walper, Sabine: Das Beziehungs- und Familienpanel. Hg. v. gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). pairfam. Online verfügbar unter www.pairfam.de, zuletzt geprüft am 09.07.2019.
- Bundesministerium für Familie; Senioren; Frauen und Jugend: Familienreport 2017, zuletzt geprüft am 08.07.2019.
- Bundesregierung (2020): Die UN-Nachhaltigkeitsziele. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Online verfügbar unter <https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/nachhaltigkeitspolitik/die-un-nachhaltigkeitsziele-1553514>, zuletzt aktualisiert am 24.05.2020, zuletzt geprüft am 24.05.2020.
- Burkart, Guenter (2006): Subjekt und Sexualität bei Giddens und Foucault. In: K.-S. Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2 (S. 4737–4746). Frankfurt am Main: Campus Verl. Frankfurt am Main: Campus, S. 4737–4746, zuletzt geprüft am 17.07.2019.

- Burkart, Guenter (2018): Soziologie der Paarbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS (Studientexte zur Soziologie). Online verfügbar unter <http://www.springer.com/>.
- Burschel, Maria (2017): Trennungen von Eltern in Intentionalen Gemeinschaften. DGS-Sektion Familiensoziologie. Herbsttagung. Köln, 17.11.2017.
- Burschel, Maria (2018): Trennung und Doing Family in Intentionalen Gemeinschaften. Deutscher Soziologenkongress. Göttingen, 28.09.2018.
- Burschel, Maria; Schutter, Sabina (2013a): Qualitative Interviews mit Eltern nichtehelich geborener Kinder. In: Karin Jurczyk und Sabine Walper (Hg.): Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und juristische Expertisen. Wiesbaden: Springer VS, S. 247–302.
- Burschel, Maria; Schutter, Sabina (2013b): Qualitative Interviews mit Eltern nichtehelich geborener Kinder. In: Karin Jurczyk und Sabine Walper (Hg.): Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und juristische Expertisen. Wiesbaden: Springer VS, S. 247–302.
- Buschmeyer, Anna (2011): Zwischen Vorbild und Verdacht. Dissertation.
- Buschmeyer, Anna; Jurczyk, Karin; Müller, Dagmar (2020): UnDoing Gender – Theoretische Zugänge und Lernprozesse fürs UnDoing Family. In: Karin Jurczyk (Hg.): Doing und Undoing Family. Konzeptuelle und empirische Weiterentwicklungen. Weinheim.
- Carson, Rachel; Shackleton; Huxley, Julian; Lear, Linda (2000): Silent spring. Reprinted. London: Penguin (Penguin classics).
- Caspi, Avshalom; Moffitt, Terrie E. (1993): When Do Individual Differences Matter? A Paradoxical Theory of Personality Coherence. In: *Psychological Inquiry* 4 (4), S. 247–271. DOI: 10.1207/s15327965pli0404_1.
- Caspi, Avshalom; Roberts, Brent W.; Shiner, Rebecca L. (2005): Personality development: stability and change. In: *Annual review of psychology* 56, S. 453–484. DOI: 10.1146/annurev.psych.55.090902.141913.
- Chelune, G.J., Robinson, J.T., Kommor, M. J. (1984): A cognitive interactional model of intimate relationships. In: V. Derlega (Hg.): Communication, intimacy, and close relationships. Orlando: Academic Press, S. 11–40.
- Chemaly, Soraya L. (2018): Rage Becomes Her. The Power of Women's Anger. London: Simon & Schuster.
- Cikanavicius, Darius (2019): How Narcissists Use Future Faking to Manipulate You. Hg. v. PsychCentral. Online verfügbar unter <https://blogs.psychcentral.com/psychology-self/2019/09/narcissist-future-faking/>, zuletzt aktualisiert am 16.09.2019, zuletzt geprüft am 22.02.2020.

- Coan, James A.; Sbarra, David A. (2015): Social Baseline Theory: The Social Regulation of Risk and Effort. In: *Current opinion in psychology* 1, S. 87–91. DOI: 10.1016/j.copsyc.2014.12.021.
- Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. Hg. v. Michael Meuser und Ursula Müller. Wiesbaden: Springer VS (Geschlecht und Gesellschaft, Band 8). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3>.
- Cornelissen, Waltraud; Bathmann, Nina (2013): Doppelkarrierepaare - gleichberechtigt oder doch in der "Illusion der Emanzipation"? In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Juventa, S. 304–323.
- Daniel N. Jones, Delroy L. Paulhus (2010): Differentiating the Dark Triad Within the Interpersonal Circumplex. Hoboken, NJ: John Wiley & Sons, Inc.
- Detail.de (2020): Dorf in der Großstadt: Wohnungsbau WagnisART in München. Online verfügbar unter <https://www.detail.de/artikel/dorf-in-der-grossstadt-wohnungsbau-wagnis-art-in-muenchen-29111/>, zuletzt aktualisiert am 18.05.2020, zuletzt geprüft am 18.05.2020.
- Deutsch, Francine M. (2007): Undoing Gender. In: *Gender & Society* 21 (1), S. 106–127. DOI: 10.1177/0891243206293577.
- Diabaté, Sabine (2018a): Mutterbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 207–226.
- Diabaté, Sabine (2018b): Partnerschaftsleitbilder heute: Zwischen Fusion und Assoziation. In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 77–98.
- Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin; Schneider, Norbert (2018c): Leitbilder als "missing link" der Familienforschung. Eine Einführung. In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 11–18.
- Diefenbacher, Hans (2001): Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit. Zum Verhältnis von Ethik und Ökonomie. Darmstadt: Wiss. Buchges.

- Dierschke, Thomas (2006): Organisation und Gemeinschaft. Eine Untersuchung der Organisationsstrukturen Intentionaler Gemeinschaften im Hinblick auf Tönnies' Gemeinschaftsbegriff. In: Matthias Grundmann, Thomas Dierschke, Stephan Drucks und Iris Kunze (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: Lit-Verl. (Individuum und Gesellschaft, 3), S. 75–99.
- Dietrich, Peter S.; Fichtner, Jörg; Halatcheva, Maya; Sandner, Eva (2010): Arbeit mit hochkonflikthaften Trennungs- und Scheidungsfamilien. Eine Handreichung für die Praxis. München: Dt Jugendinst. Online verfügbar unter https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/458_12244_scheidungsfamilien.pdf, zuletzt geprüft am 18.10.2019.
- Diezinger, Angelika (2010): Alltägliche Lebensführung. In: Ruth Becker (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien (Geschlecht und Gesellschaft), S. 228–233.
- Durvasula, Ramani (2019): Don't you know who I am? How to stay sane in an era of narcissism, entitlement, and incivility. New York, Nashville: Post Hill Press.
- Durvasula, Ramani; Halkitis, Perry N. (2017): Delineating the Interplay of Personality Disorders and Health. In: *Behavioral medicine (Washington, D.C.)* 43 (3), S. 151–155. DOI: 10.1080/08964289.2017.1337400.
- Duwe, Sivio; Wandt, Lisa (2019): Rechte Siedler hinter Hippie-Fassade. Anastasia Bewegung in Brandenburg. Online verfügbar unter <https://www.rbb24.de/politik/beitrag/2019/04/brandenburg-rechte-siedler-gemeinschaft-anastasia-grabow-liebe.html>, zuletzt geprüft am 20.12.2019.
- Ebert, Thomas (2015): Soziale Gerechtigkeit. Ideen, Geschichte, Kontroversen. 2., erweiterte und überarbeitete Auflage. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung (Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung, Band 1571). Online verfügbar unter http://www.was-ist-soziale-gerechtigkeit.de/download/Soziale_Gerechtigkeit--Ideen-Geschichte-Kontroversen_2015.pdf, zuletzt geprüft am 18.04.2020.
- Eckert, Judith; Bub, Eva-Maria; Koppetsch, Cornelia (2019a): Separation Talk: The Milieu-Specific of Separation Legitimations | Eckert | Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 20 (1). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3078/4350>, zuletzt geprüft am 12.03.2020.
- Eckert, Judith; Bub, Eva-Maria; Koppetsch, Cornelia (2019b): Über Trennungen erzählen: zur Milieuspezifität von Trennungslegitimationen und narrativen Identitäten. In: *FQS - Forum: Qualitative Sozialforschung* 20 (1), zuletzt geprüft am 03.04.2019.

- Elhardt, Siegfried (2001): Tiefenpsychologie. Eine Einführung. 15. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (Urban-Taschenbücher, 136).
- Engstler, Heribert; Menning, Sonja (2003): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. erweiterte Neuauflage 2003. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. BMFSFJ, sStatistisches Bundesamt, zuletzt geprüft am 09.07.2019.
- Entleitner-Phleps, Christine (2017): Stieffamilien – Charakteristika, Prävalenz und theoretische Perspektiven. In: Christine Entleitner-Phleps, Sabine Walper und Thomas Eckert (Hg.): Zusammenzug und familiales Zusammenleben von Stieffamilien. Dissertation. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 7–36
- Eßer, Florian; Köngeter, Stefan (2012): Doing Family in der Heimerziehung. In: *Sozial Extra* 36 (7-8), S. 37–40. DOI: 10.1007/s12054-012-0084-9.
- Fawcett, Jan (2003): Where Does Pathological Narcissism Come From? In: *Psychiatric Annals* 33 (10), S. 621. DOI: 10.3928/0048-5713-20031001-03.
- Fenner, Dagmar (2019): Selbstoptimierung und Enhancement. Ein ethischer Grundriss (UTB).
- Fichtner, Jörg; Dietrich, Peter S.; Halatcheva, Maya; HermannUte; Sandner, Eva: Kinderschutz bei hochstrittiger Elternschaft. Wissenschaftlicher Abschlussbericht. Deutsches Jugendinstitut e.V. München. Online verfügbar unter <http://www.dji.de/ueber-uns/projekte/projekte/kinderschutz-bei-hochstrittiger-elternschaft/ergebnisse.html>.
- Fischer, G.; Riedesser, P. (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Deinhardt. München: Deinhardt.
- Fölling-Albers, Maria (2016): Anregungen aus der Kibbutzerziehung für eine Theorie betreuter institutionalisierter Kindheit? . In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* (2), S. 247–252, zuletzt geprüft am 16.07.2019.
- Fryling, Mitch; Hayes, Linda (2019): Interpersonal Closeness and Conflict in Interbehavioral Perspective. In: *International Journal of Psychology and Psychological Therapy* 19 (2), S. 131–140, zuletzt geprüft am 30.12.2019.
- Fthenakis, W. E.; Kalicki, B.; Peitz, G. (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie: Opladen.
- Fuchs-Heinritz, Werner (1995): Lexikon zur Soziologie. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., durchges. Nachdr.
- Fücker, Sonja (2020): Vergebung - Zur Soziologie der Nachsicht. Online verfügbar unter https://www.campus.de/uploads/tx_campus/leseproben/9783593511825.pdf, zuletzt geprüft am 16.06.2020.

- GEN Europe: Global Ecovillage Network. Online verfügbar unter <https://gen-europe.org/home/index.htm>, zuletzt geprüft am 10.01.2020.
- Gerlach, Irene (2017): Elternschaft und Elternpflichten im Spannungsfeld zwischen Leitbildern und Alltag. In: Irene Gerlach (Hg.): Elternschaft. Zwischen Autonomie und Unterstützung. Wiesbaden: Springer VS (Familie und Familienwissenschaft), S. 21–48.
- Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Unter Mitarbeit von Hanna Pelzer. 1. unveränderter Nachdruck. Frankfurt am Main: FISCHER Taschenbuch. Online verfügbar unter http://s3.amazonaws.com/covercloud/978-3-596-31084-5_reading.pdf.
- Giddens, Anthony (1994): Beyond left and right. The future of radical policy. Cambridge.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2010): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Unter Mitarbeit von Axel T. Paul, Stefan Kaufmann und Bruno Hildenbrand. 3., unveränderte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber (Programmbereich Gesundheit).
- Goffman, Erving (1981): Geschlecht und Werbung. Frankfurt am Main.
- Gottman, J. M. (1993): A theory of marital dissolution and stability. In: *Journal of Family Psychology*, S. 57–75.
- Göttsche, Dirk; Dunker, Axel; Dürbeck, Gabriele (Hg.) (2017): Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Grau, Ina (2003): Emotionale Nähe. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 285–314.
- Grundmann, Matthias (2006a): Soziale Gemeinschaften: Zugänge zu einem vernachlässigtem soziologischen Forschungsfeld. In: Matthias Grundmann, Thomas Dierschke, Stephan Drucks und Iris Kunze (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: Lit-Verl. (Individuum und Gesellschaft, 3), S. 9–30.
- Grundmann, Matthias (2006b): Vorwort. In: Matthias Grundmann, Thomas Dierschke, Stephan Drucks und Iris Kunze (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: Lit-Verl. (Individuum und Gesellschaft, 3), S. 7–8.
- Grundmann, Matthias (2011): Lebensführungspraktiken in Intentionalen Gemeinschaften. In: Kornelia Hahn und Cornelia Koppetsch (Hg.): Soziologie des Privaten. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss, S. 275–302.
- Grundmann, Matthias (2016): Gemeinsam - nachhaltig. Argumente für eine sozialisationstheoretische Bestimmung sozialer Nachhaltigkeit. In: *SuN Soziologie und Nachhaltigkeit - Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung* (05), S. 1–15, zuletzt geprüft am 08.02.2017.

- Grundmann, Matthias; Hoffmeister, Dieter (2009): Familie nach der Familie. Alternativen zur bürgerlichen Kleinfamilie. In: Günter Burkart (Hg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Opladen: Budrich (Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft, 6), S. 157–178.
- Grundmann, Matthias; Kunze, Iris (2012): Transnationale Vergemeinschaftungen. Interkulturelle Formen der sozial-ökologischen Gemeinschaftsbildung als Globalisierung von unten? In: Hans-Günther Soeffner (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010, S. 357–369.
- Grundmann, Matthias; Wernberger, Angelika (2014): Familie als Gemeinschaft - Gemeinschaften als Familie? In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 37 (1), S. 5–17, zuletzt geprüft am 16.08.2019.
- Hassebrauck, M. (2003): Romantische Männer und realistische Frauen. Geschlechtsunterschiede in Beziehungskognitionen. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 34, S. 25–35.
- Hauff, Volker (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtlandbericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung: Greven.
- Hauptert, M.L.; et al. (2017): Prevalence of experiences with consensual nonmonogamous relationships: Finding from two national samples of single Americans. In: *Journal of Sex and Marital Therapy* 43 (5), S. 424–440.
- Hawkins, Alan; Willoughby, Brian; Doherty, William (2012): Reasons for Divorce and Openness to Marital Reconciliation. In: *Journal of Divorce and Remarriage* 53, S. 453–463.
- Heitkötter, Martina (2020): Gemeinschaftliches Wohnen - Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken? In: Karin Jurczyk (Hg.): Doing und Undoing Family. Konzeptuelle und empirische Weiterentwicklungen. Weinheim, S. 253–274.
- Henkel, Anna; Böschen, Stefan; Drews, Nikolai; Firnenburg, Louisa; Görgen, Benjamin; Grundmann, Matthias et al. (Hg.) (2017): Soziologie der Nachhaltigkeit. Herausforderungen und Perspektiven (1.Sonderausgabe), zuletzt geprüft am 16.08.2019.
- Hite, Shere; Peters, Karin (1990): Hite-Report. Das sexuelle Erleben der Frau. Sonderausg. Bayreuth: Gondrom.
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne; Pfadenhauer, Michaela (2009): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. 1. Aufl. 2008. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Erlebniswelten, 14), zuletzt geprüft am 23.05.2020.
- Hochschild, Arlie Russell (2006): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss (Geschlecht und Gesellschaft, 29).

- Höfer, Renate; Sievi, Ylva; Straus, Florian; Teuber, Kristin (2017): Verwirklichungschance SOS-Kinderdorf. Handlungsbefähigung und Wege in die Selbstständigkeit. Unter Mitarbeit von Silke Heiland, Vicky Täubig und Angela Wernberger. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. Online verfügbar unter <https://content-select.com/de/portal/media/view/58c7ba8a-b848-416a-8905-4d7db0dd2d03>.
- Hoffmeister, Dieter (2001): Mythos Familie. Zur soziologischen Theorie familialen Wandels. Opladen: Leske+Budrich.
- Högnäs, Robin S.; Thomas, Jason R. (2016): Birds of a Feather Have Babies Together?: Family Structure Homogamy and Union Stability among Cohabiting Parents. In: *Journal of family issues* 37 (1), S. 29–52. DOI: 10.1177/0192513X13518211.
- Holzer, Sepp; Holzer, Claudia; Holzer, Josef Andreas (2014): Sepp Holzers Permakultur. Praktische Anwendung für Garten, Obst und Landwirtschaft. 7. Auflage. Graz, Stuttgart: Leopold Stocker Verlag.
- Howard, Vickie (2019): Recognising Narcissistic Abuse and the Implications for Mental Health Nursing Practice. In: *Issues in mental health nursing* 40 (8), S. 644–654. DOI: 10.1080/01612840.2019.1590485.
- Hradil, Stefan (2018): Milieu, soziales. In: Johannes Kopp und Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 319–322.
- Huber, Marianne: Trauma und die Folgen. Trauma und Traumabehandlung. Teil 1. 5. Aufl. (Reihe Fachbuch Traumatherapie, / Michaela Huber ; 1).
- Hunkler, Christian; Kneip, Thorsten (2010): Die Stabilität von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Ein Test des Modells der Frame-Selektion. In: Sabine Walper und Eva-Verena WEndt (Hg.): Partnerschaften und die Beziehungen zu Eltern und Kindern. Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland. Würzburg: Ergon-Verl. (Schriftenreihe des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam), 2), S. 181–214.
- ICD-11 - Mortality and Morbidity Statistics (2020): 6B41 Complex post traumatic stress disorder. Online verfügbar unter <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http://id.who.int/icd/entity/585833559>, zuletzt aktualisiert am 29.05.2020, zuletzt geprüft am 29.05.2020.
- Illouz, Eva (2018): Warum Liebe endet. Eine Soziologie negativer Beziehungen. Unter Mitarbeit von Michael Adrian. 1. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Jelinek, Elfriede (1986): Die Klavierspielerin. Reinbeck: Rowohlt.
- Jurczyk, Karin (2012): Belastungen durch Entgrenzung - Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: Ronald Lutz und Corinna Frey (Hg.): Erschöpfte Familien. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 89–105.

- Jurczyk, Karin (2018): Familie als Herstellungsleistung. Elternschaft als Überforderung? In: Kerstin Jergus, Jens Oliver Krüger und Anna Roch (Hg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden: Springer VS (Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Band 61), S. 145–168.
- Jurczyk, Karin (2020): Ein Konzept in Bewegung: Bausteine, konzeptionelle Schärfungen und empirische Anreicherungen. Unter Mitarbeit von Thomas Meysen. In: Karin Jurczyk (Hg.): Doing und Undoing Family. Konzeptuelle und empirische Weiterentwicklungen. Weinheim, S. 26–55. Online verfügbar unter https://content-select-com.emedien.ub.uni-muenchen.de/media/moz_viewer/5e62353c-ac94-4270-8574-4a1db0dd2d03#chapter=6830798&page=74, zuletzt geprüft am 13.06.2020.
- Jurczyk, Karin; Gerum, Magdalena; Zerle-Elsässer, Claudia (2015): Mütterliche Erwerbsarbeit. Egalitäre Partnerschaften? DJI-Jahrestagung. DJI. Berlin, 09.11.2015, zuletzt geprüft am 10.04.2019.
- Jurczyk, Karin; Jentsch, Birgit; Sailer, Julia; Schier, Michaela (2019): Female Breadwinner Families in Germany: New Gender Roles? In: *Journal of family issues*, S. 1–24.
- Jurczyk, Karin; Klinkhardt, Josefine (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte. 2. Aufl. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (2014): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung. In: Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7–48.
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas; Voß, Günter G. (2009): Entgrenzte Arbeit - entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: Ed. Sigma (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 100). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-8360-8700-1>.
- Jurczyk, Karin; Walper, Sabine (Hg.) (2013): Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und juristische Expertisen. Wiesbaden: Springer VS, zuletzt geprüft am 25.11.2016.
- Kahlert, Heike (2013): Familie und Gleichstellung. Thesen zur gesellschaftlichen Zukunftsfähigkeit. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Juventa, S. 378–391.

- Kaiser, Tim (2019): Nature and evoked culture: Sex differences in personality are uniquely correlated with ecological stress. In: *Personality and Individual Differences* (148), S. 67–72.
- Kalicki, Bernhard (2003): Attribution in Partnerschaften. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin: Springer, S. 377–402.
- Kardum, Igor; Hudek-Knezevic, Jasna; Mehic, Nermina; Pilek, Melane (2018): The effects of similarity in the dark triad traits on the relationship quality in dating couples. In: *Personality and Individual Differences* 131, S. 38–44. DOI: 10.1016/j.paid.2018.04.020.
- Karney, B. R.; Bradbury, T. N. (1995): The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. In: *Psychological Bulletin* (118), S. 27–40.
- Kaufman, Scott Barry; Weiss, Brandon; Miller, Joshua D.; Campbell, W. Keith (2020): Clinical Correlates of Vulnerable and Grandiose Narcissism: A Personality Perspective. In: *Journal of personality disorders* 34 (1), S. 107–130.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6>.
- Kelley, H. H.; Thibaut, J. W. (1978): *Interpersonal Relation: A Theory of Interdependence*. New York: Wiley.
- Kelly, Petra (1983): Vergewaltigung in der Ehe. Online verfügbar unter <https://www.facebook.com/tagesschau/videos/vergewaltigung-in-der-ehe-wird-straft-bar/10155393962669407/>.
- Kersting, Jens; Grau, Ina (2003): Paarkonflikt und Trennung. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin: Springer, S. 429–456.
- Kimbrough, Amanda M.; Guadagno, Rosanna E.; Muscanell, Nicole L.; Dill, Janeann (2013): Gender differences in mediated communication: Women connect more than do men. In: *Computers in Human Behavior* 29 (3), S. 896–900. DOI: 10.1016/j.chb.2012.12.005.
- King, Vera (2014): Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. Methodologische und konzeptionelle Bezüge zur Psychoanalyse sowie sozialpsychologische Perspektiven im Werk Bourdieus. In: *sozialersinn* 15 (1), S. 3–28, zuletzt geprüft am 01.05.2019.
- Knee, C. R. (1998): Implicit theories of relationships: Assessment and prediction of romantic relationship initiation, coping, and longevity. In: *Journal of Personality and Social Psychology* (74), S. 360–370.
- Kohl, Steffen; Gatermann, Dörthe (2012): Mentale Erschöpfung in Armut und an Armutsgrenzen. Zum Verhältnis von Lebenszufriedenheit, Elternschaft und Einkommen. In: Ronald

- Lutz und Corinna Frey (Hg.): Erschöpfte Familien. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 71–88.
- Kopp, Johannes; Lois, Daniel; Kunz, Christina; Becker, Oliver Arránz (2010): Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92304-8>.
- Koppetsch, Cornelia (2013): Wiederkehr des bürgerlichen Familienmodells? Die Zukunft der Geschlechter in der Klassengesellschaft von morgen. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim und Basel: Juventa, S. 360–377.
- Koppetsch, Cornelia; Burkart, Günter (2008): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK Verl.-Ges (Analyse und Forschung Sozialwissenschaften). Online verfügbar unter <http://www.bsz-bw.de/cgi-bin/ekz.cgi?SWB07469987>.
- Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2015): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten. Unter Mitarbeit von Alice Jockel. Originalausgabe, Erste Auflage. Berlin: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 2701). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/faz-rez/FD1201512234736885.pdf>.
- Korobov, Neill (2020): A discursive psychological approach to deflection in romantic couples' everyday arguments. In: *Qualitative Psychology*. DOI: 10.1037/qup0000161.
- Kunze, Iris (2006): Sozialökonomische Gemeinschaften als Experimentierfeld für zukunftsfähige Lebensweisen. eine Untersuchung ihrer Praktiken. In: Matthias Grundmann, Thomas Dierschke, Stephan Drucks und Iris Kunze (Hg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: Lit-Verl. (Individuum und Gesellschaft, 3), S. 171–189.
- Kunze, Iris (2008): Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Dissertation, zuletzt geprüft am 25.11.2016.
- Kunze, Iris (2014): Soziale Innovation für eine zukünftige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als Experiment. In: Michael Würfel (Hg.): eurotopia. Leben in Gemeinschaft. Verzeichnis von Gemeinschaften und Ökodörfern in Europa. Siebenlinden: eurotopia, S. 84–87, zuletzt geprüft am 13.04.2017.
- Lambing, Julio (o.J.): Sozialökologische Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum. Mitgliederstruktur, geographische Lage, Arbeitsfelder, Wirtschaft und Gemeinschaftstypen. European Business Council for Sustainable Energie e5. Online verfügbar unter

- https://gen-europe.org/fileadmin/pdfs/gelebte-nachhaltigkeit/Abschlussstagung/Julio_Lambing_-_Sozialoekologische_Gemeinschaften_im_deutschsprachigen_Raum.pdf, zuletzt geprüft am 03.02.2020.
- Lambing, Julio (2014): Ökologische Lebensstil-Avantgarden. Eine kurze Analyse sozialökologischer Gemeinschaften und ihres Innovationspotentials. Hg. v. European Business Council for Sustainable Energie e5, zuletzt geprüft am 08.02.2017.
- Lammers, Marianne; Ritchie, Jane; Robertson, Neville (2005): Women's Experience of Emotional Abuse in Intimate Relationships. In: *Journal of Emotional Abuse* 5 (1), S. 29–64. DOI: 10.1300/J135v05n01_02.
- Langmeyer, A. (2015): Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, zuletzt geprüft am 09.12.2016.
- Legewie, Heiner; Schervier-Legewie Barbara (2007): (PDF) "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen.". Online verfügbar unter https://www.researchgate.net/publication/308097484_Forschung_ist_harte_Arbeit_es_ist_immer_ein_Stuck_Leiden_damit_verbunden_Deshalb_muss_es_auf_der_anderen_Seite_Spass_machen/stats#full-TextFileContent, zuletzt aktualisiert am 03.03.2020, zuletzt geprüft am 03.03.2020.
- Leisering, Lutz (2003): Government and the Life Course. In: Jeylan T. Mortimer und Michael J. Shanahan (Hg.): *Handbook of the Life Course*. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers (Handbooks of Sociology and Social Research), 205-225, zuletzt geprüft am 19.02.2019.
- Lenz, Hans-Joachim (2007): Mann oder Opfer? Jungen und Männer als Opfer von Gewalt und die kulturelle Verleugnung der männlichen Verletzbarkeit. In: *Gender-Mainstreaming. Ein Konzept für die Straffälligenhilfe?*, S. 108–126, zuletzt geprüft am 12.05.2020.
- Lenz, K. (2005): Wie Paare sexuell werden. In: H. Funk und Karl Lenz (Hg.): *Sexualitäten*. Weinheim, S. 115–149.
- Lenz, Karl (2013): Was ist eine Familie? Konturen eines universalen Familienbegriffs. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim und Basel: Juventa, S. 104–125.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hg.) (2009a): *Handbuch persönliche Beziehungen*. Weinheim: Juventa-Verl. Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-7799-0792-3>.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009b): *Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung*. In: Karl Lenz und Frank Nestmann (Hg.): *Handbuch persönliche Beziehungen*. Weinheim: Juventa-Verl. Online verfügbar unter 9-25.

- Lessenich, Stephan (2016): Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis. München: Hanser Berlin. Online verfügbar unter <http://www.hanser-literaturverlage.de/9783446252950>.
- Logan, Matthew H. (2018): Stockholm Syndrome: Held Hostage by the One You Love. In: *Violence and Gender* 5 (2), S. 67–69. DOI: 10.1089/vio.2017.0076.
- Lösel, Friedrich; Bender, Doris (2003): Theorien und Modelle der Paarbeziehung. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin: Springer, S. 43–75.
- Lück, Detlev (2018): Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 227–246.
- Lück, Detlev; Ruckdeschel, Kerstin (2018): Was ist Familie? In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 61–76.
- Lutz, Ronald; Frey, Corinna (Hg.) (2012): *Erschöpfte Familien*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93324-5>.
- Lux, Ulrike (2017): *Der Einfluss früherer Liebesbeziehungen auf das Erleben aktueller Partnerschaften*. Dissertation. Juventa Verlag.
- Maasen, Sabine (2014): *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den 'langen' Siebzigern*. s.l.: Transcript Verlag (1800 | 2000. Kulturgeschichten der Moderne, v.7). Online verfügbar unter <http://lib.myilibrary.com/detail.asp?id=631540>.
- Maslow, A. H. (2013): *A Theory of Human Motivation*. Lanham: Start Publishing LLC.
- Meadows, Donella H.; Rangers, Jorgen; Meadows, Dennis (2004): *Limits to Growths - The 30-year update*: Chelsea Green Publishing Company.
- Merkens, Hans (2012): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Originalausgabe, 12. Auflage. Reinbek bei Hamburg: rowohlt's enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag (Rororo Rowohlt's Enzyklopädie, 55628), S. 286–299.
- Meuser, Michael (2010): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss, zuletzt geprüft am 02.07.2019.

- Mikulincer, M.; Shaver, P. R. (2004): Security-Based Self-Representation in Adulthood: Contents and Processes. In: W. S. Rholes und J. A. Simpson (Hg.): *Adult Attachment: Theory, Research, and Clinical Implications*. New York, S. 159–195.
- Mitscherlich, Alexander (2003): *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. Weinheim: Beltz (Beltz Taschenbuch, 149).
- Monz, Anna; Cornelißen, Waltraud (2019): Die Kinder gehören zur Mutter? Implizite Genderkonzepte und deren Bedeutung für die Genese von Wohnarrangements. In: *Gender* 11 (1), S. 108–124, zuletzt geprüft am 05.08.2019.
- Naderi, Robert (2018): Moderne und traditionelle Partnerschaftsleitbilder: Welchen Einfluss haben Konfession und Religiosität? In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 99–112.
- Nave-Herz, Rosemarie (Hg.) (1988): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8).
- Nave-Herz, Rosemarie (2012): *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. 5., überarb. Aufl. Darmstadt: Primus. Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-86312-332-1>.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013a): *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. 3., überarb. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013b): Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim und Basel: Juventa, S. 18–35.
- Nave-Herz, Rosemarie (2018a): Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Rosemarie Nave-Herz (Hg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. München, Wien: De Gruyter Oldenbourg (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8), zuletzt geprüft am 15.07.2019.
- Nave-Herz, Rosemarie (Hg.) (2018b): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. München, Wien: De Gruyter Oldenbourg (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8). Online verfügbar unter <https://doi.org/10.1515/9783110511505>.

- Neurologen und Psychiater im Netz (2018): Westliche Gesellschaften fördern offenbar Narzissmus bei Menschen. Hg. v. Berufsverbänden und Fachgesellschaften für Psychiatrie, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik, Nervenheilkunde und Neurologie aus Deutschland und der Schweiz. www.neurologen-und-psychiater-im-netz.org. Online verfügbar unter <https://www.neurologen-und-psychiater-im-netz.org/psychiatrie-psychosomatik-psychotherapie/news-archiv/meldungen/article/westliche-gesellschaften-foerdern-offenbar-narzissmus-bei-menschen/>, zuletzt aktualisiert am 27.04.2020, zuletzt geprüft am 27.04.2020.
- Nolte, Wolfram (1998): Eurotopia - Leben in Gemeinschaft. Das europäische Projekte-Verzeichnis 97/98 : [mit 350 Adressen und Projektbeschreibungen]. 2. Aufl. Belzig: eurotopia.
- Overall, Nickola C.; McNulty, James K. (2017): What Type of Communication during Conflict is Beneficial for Intimate Relationships? In: *Current opinion in psychology* 13, S. 1–5. DOI: 10.1016/j.copsyc.2016.03.002.
- Paris, Joel (2014): Modernity an Narcissistic Personality Disorder. In: *Personality Disorder: Theory, Research and Treatment* 5 (2), S. 220–226.
- Peck, Morgan Scott (2007): Gemeinschaftsbildung. Der andere Rythmus. 1. Aufl. Bandau: Eurotopia-Verl., zuletzt geprüft am 25.11.2016.
- Peter, Timo; Preetz, Richard; Selischew, Anastasia; Buhr, Petra; Huinink, Johannes (2015): Partnerschaftsverläufe, Kinderwunsch und Fertilitätstrends in Deutschland. Ergebnisse aus dem deutschen Beziehungs- und Familienpanel. Universität Bremen. Bremen, zuletzt geprüft am 09.07.2019.
- Peters, Volker; Stengel, Martin (Hg.) (2004): eurotopia. Gemeinschaften und Ökodörfer in Europa. recherchiert 2004. Poppau.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Peuckert, Rüdiger (2019): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: Springer VS, zuletzt geprüft am 13.07.2019.
- Pross, H. (1981): Familie und Frauen in Emanzipation. In: H. Pross, U. Lehr und R. Süßmuth (Hg.): *Emanzipation und Familie*. Hannover (7), S. 7–29.
- psylex.de (2019): Machiavellismus. Hg. v. PSYLEX. Online verfügbar unter <https://psylex.de/psychologie-lexikon/persoenlichkeit/machiavellismus.html>, zuletzt aktualisiert am 24.08.2019, zuletzt geprüft am 27.04.2020.
- Pufé, Iris (2017): Nachhaltigkeit. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft mbH mit UVK/Lucius (UTB, 8705).

- Queen, Josie; Nurse, Army; Brackley, Margaret H.; Williams, Gail B. (2009): Being emotionally abused: a phenomenological study of adult women's experiences of emotionally abusive intimate partner relationships. In: *Issues in mental health nursing* 30 (4), S. 237–245. DOI: 10.1080/01612840802701257.
- Remmstedt, Beatrice; Kemper, Christoph; Klein, Mira Celine; Beierlein, Constanze; Kovaleva, Anastassiya (2012): Eine kurze Skala zur Messung der fünf Dimensionen der Persönlichkeit: Big-Five-Inventory-10 (BFI-10). In: *Gesis Working Papers* 23, 5-31, zuletzt geprüft am 25.04.2020.
- Retz, Eliane (2015): Hochstrittige Trennungseltern in Zwangskontexten. Evaluation des Elternkurses Kinder im Blick. Zugl.: München, Univ., Diss., 2014. Wiesbaden: Springer VS.
- Riessmann, Catherine (1990): Divorce talk: Women and men make sense of personal relationships. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Rinken, Barbara (2009): "Also es ist durchweg noch nicht wirklich akzeptiert, das ist eindeutig immer noch Frauensache." Geschlechter- und Familienbilder in Erzählungen allein erziehender Väter. In: Paula-Irene Villa (Hg.): Mütter - Väter. Diskurse, Medien, Praxen. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 24).
- Rosenberg, Marshall B. (2010): Wie ich dich lieben kann, wenn ich mich selbst liebe. Ein praktischer Leitfaden zu einer neuen Art von Beziehungen; bearbeitete Mitschrift einer Präsentation und eines Workshops mit Marshall B. Rosenberg. 2. Aufl. Paderborn: Junfermann (Gewaltfreie Kommunikation).
- Rosenberg, Marshall B. (2016): Das Herz gesellschaftlicher Veränderung. Wie Sie Ihre Welt entscheidend umgestalten können: gewaltfreie Kommunikation: die Ideen & ihre Anwendung. Unter Mitarbeit von Michael Dillo. 2. Auflage. Paderborn: Junfermann Verlag.
- Rosenberg, Marshall B. (2017): Gewaltfreie Kommunikation und Macht. In Institutionen, Gesellschaft und Familie. Paderborn: Junfermann Verlag (Reihe Kommunikation Gewaltfreie Kommunikation).
- Rosenberg, Marshall B.; Gandhi, Arun; Birkenbihl, Vera F.; Holler, Ingrid (2013): Gewaltfreie Kommunikation. Eine Sprache des Lebens ; gestalten Sie Ihr Leben, Ihre Beziehungen und Ihre Welt in Übereinstimmung mit Ihren Werten. 11. Aufl. Paderborn: Junfermann (Reihe Kommunikation Gewaltfreie Kommunikation). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-87387-454-1>.
- Ruckdeschel, Kerstin (2018): Verantwortete Elternschaft: "Für die Kinder nur das Beste". In: Norbert Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in

- Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 191–206.
- Rusbult, C. E.; Drigotas, S. M.; Verette, J. (1994): The Investment Model. An Interdependence Analysis of Commitment Processes and Relationship Maintenance Phenomena. In: D. J. Canary und L. Stafford (Hg.): *Communication and Relationship Maintenance*. San Diego: Academic Press, S. 141–164.
- Rusbult, Caryl E.; Buunk, Bram P. (1993): Commitment Processes in Close Relationships: An Interdependence Analysis. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 10 (2), S. 175–204, zuletzt geprüft am 20.02.2017.
- Rusbult, Caryl E.; Kumashiro, Madoka; Kubacka, Kaska E.; Finkel, Eli J. (2009): "The part of me that you bring out": ideal similarity and the Michelangelo phenomenon. In: *Journal of personality and social psychology* 96 (1), S. 61–82. DOI: 10.1037/a0014016.
- Rusbult, Caryl E.; Martz, John M. (1995): Remaining in an Abusive Relationship: An Investment Model Analysis of Nonvoluntary Dependence. In: *Society of Personality and Social Psychology* 21 (6), S. 558–571, zuletzt geprüft am 20.02.2017.
- Rusbult, Caryl E.; Martz, John M.; Agnew, Christopher R. (1998): The Investment Model Scale: Measuring commitment level, satisfaction level, quality of alternatives, and investment size. In: *Personal Relationships* 5, S. 357–391.
- Russel, Luke; Beckmeyer, Jonathon; Coleman, Marilyn; Ganong, Lawrence (2016): Perceived Barriers to Postdivorce Coparenting: Differences Between Men and Women and Associations with Coparenting Behaviors. In: *Family Relations* 65, S. 450–461.
- Ryan, R.; Deci, E. (2000): Self-Determination Theory and the Facilitation of Intrinsic Motivation, Social Development and Well-Being. In: *American psychologist* 55 (1), S. 68–78.
- Sbarra, David A.; Coan, James A. (2017): Divorce and health: good data in need of better theory. In: *Current opinion in psychology* 13, S. 91–95. DOI: 10.1016/j.copsy.2016.05.014.
- Schadler, Cornelia; Villa, Paula-Irene (2016): Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 8 (1), S. 11–26, zuletzt geprüft am 23.02.2020.
- Schierbaum, Anja (2013): Eine Minimalskizze der Entwicklung von Familie, Familienleitbildern und Familienformen. In: Krüger, Dorothea, Christa, Holger Herma und Anja Schierbaum (Hg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*. Weinheim und Basel: Juventa, S. 51–70.

- Schloss Blumenthal (2020): Interessenten. Online verfügbar unter <https://www.schloss-blumenthal.de/interessenten/>, zuletzt aktualisiert am 14.06.2020, zuletzt geprüft am 14.06.2020.
- Schloss Tempelhof (2019): Gemeinschaft Tempelhof. Homepage. Online verfügbar unter <https://www.schloss-tempelhof.de/gemeinschaft/struktur-historie/>, zuletzt aktualisiert am 14.10.2019.
- Schmidt, Gunter (2011): Heterosexuelle Beziehungsbiographien im Wandel. In: Günter Amendt, Gunter Schmidt und Volkmar Sigusch (Hg.): Sex tells. Sexualforschung als Gesellschaftskritik. Hamburg: KVV Konkret (Konkret Texte, 54).
- Schmidt-Denter, Ulrich (2001): Differentielle Entwicklungsverläufe von Scheidungskindern. In: Sabine Walper und Reinhard Pekrun (Hg.): Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 292–313.
- Schmidt-Denter, Ulrich; Beelmann, Ulrich (1995): Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung: Veränderungsprozesse bei Müttern, Vätern und Kindern Forschungsbericht (Kurzfassung. Universität zu Köln. Online verfügbar unter <http://www.schmidt-denter.de/forschung/scheidung/kurzbericht.html#Zusammenfassung>.
- Schmitt, David; Long, Audrey; McPhearson, Allante; O'Brien, Kirby; Remmert; Brooke et al. (2017): Personality and gender differences in global perspective. In: *International Journal of Psychology* 52 (S1), S. 45–56. Online verfügbar unter <http://web.a.ebscohost.com.emedien.ub.uni-muenchen.de/ehost/pdfviewer/pdfviewer?vid=5&sid=52428eae-6eab-4d69-9d89-ecb9e2c64614%40sessionmgr4007>, zuletzt geprüft am 01.04.2020.
- Schneewind, Klaus; Wunderer, Eva (2003a): Bedingungen von "wahrgenommener Positivität" und "Konfliktkompetenz" in Ehebeziehungen. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 15 (3), S. 191–219, zuletzt geprüft am 31.07.2019.
- Schneewind, Klaus; Wunderer, Eva (2003b): Prozessmodelle der Partnerschaftsentwicklung. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 221–255.
- Schneewind, Klaus; Wunderer, Eva; Erkelenz, Mirjam (2004): Beziehungskompetenzen und Beziehungsmuster in stabilen (Langzeit-) Ehen: ausgewählte Ergebnisse des Münchner DFG-Projekts "Was hält Ehen zusammen?". In: *Zeitschrift für Familienforschung* 16 (3), S. 225–243, zuletzt geprüft am 31.07.2019.
- Schneider, Norbert; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2018a): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben.

- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48).
- Schneider, Ulrich (2018b): Wer die Armen sind. Der Paritätische Armutsbericht 2018. Unter Mitarbeit von Bundespressekonferenz. Paritätischer Wohlfahrtsverband, zuletzt geprüft am 07.08.2019.
- Schwab, Anne-Kathrin (2020): Transformation im ländlichen Raum. Ein Ökodorf und seine Wirkung in der Region. Springer.
- Schütze, Astrid; Hoge, Lasse (2003): Schuldzuschreibungen in Partnerschaften. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 457–480.
- sdg21.Webdatenbank (2020): Aufnahmekriterien. Online verfügbar unter <https://siedlungen.eu/ueber-sdg21/aufnahmekriterien>, zuletzt aktualisiert am 26.03.2020, zuletzt geprüft am 26.03.2020.
- Sears, Meredith; Repetti, REna; Reynolds, Bridget; Robles, Theodore; Krull, Jeniffer (2016): Spillover in the Home: The Effects of Family Conflict on Parents 'Behavior. In: *Journal of Marriage and Family* 78, S. 127–141.
- Sheff, E.; Tesene, M. (2015): Consensual non-monogamies in industrialized nations. In: J. DeLamater und R. F. Plante (Hg.): Handbook of the sociology of sexualities. Cham, 223–242.
- Sheff, Elisabeth (2005): Polyamorous Women, Sexual Subjectivity and Power. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 34 (3), S. 251–283. DOI: 10.1177/0891241604274263.
- Sheff, Elisabeth (2006): Poly-Hegemonic Masculinities. In: *Sexualities* 9 (5), S. 621–642. DOI: 10.1177/1363460706070004.
- Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH (2019): SINUS MILIEUS Deutschland. Online verfügbar unter <https://www.sinus-institut.de/sinus-loesungen/sinus-milieus-deutschland/>, zuletzt geprüft am 12.12.2019.
- Smejkal, Wolfgang (2012): Die Erde ist heilbar. Online verfügbar unter <https://www.biorama.eu/die-erde-ist-heilbar/>, zuletzt geprüft am 14.10.2019.
- Soziokratie Zentrum International (2019). Online verfügbar unter www.soziokratiezentrum.org, zuletzt geprüft am 13.12.2019.
- Stanley, S. M.; Blumberg, S. L.; Markmann, H. J. (1999): Helping couples fight for their marriages: The PREP approach. In: R. Berger und M.T Hannah (Hg.): Preventive approaches in couples therapy. Philadelphia: Brunner/Mazel, S. 279–303.

- statista (2019): Uneheliche Kinder: Anteil an allen Geburten in Deutschland bis 2017. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1324/umfrage/ueheliche-kinder-anteil-an-allen-geburten/>, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Statista Research Department (2019): Österreich - Scheidungsrate 2018 | Statista. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/285271/umfrage/entwicklung-der-scheidungsrate-in-oesterreich/>, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Statistisches Bundesamt (2018a): Pressemitteilung. Deutlich weniger Ehescheidungen im Jahr 2017. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2018/07/PD18_251_12631.html;jsessionid=4B79CFB6742C4C1A022BECC800163E1E.internet712, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Statistisches Bundesamt (2018b): Familie, Lebensformen und Kinder. Auszug aus dem Datenreport 2018. Hg. v. Statistisches Bundesamt Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2018-kap-2.html>, zuletzt geprüft am 04.07.2019.
- Statistisches Bundesamt (2019a): Statistisches Bundesamt Deutschland -Eheschließungen. © Statistisches Bundesamt (Destatis),. Online verfügbar unter <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?sequenz=tabelleErgebnis&selectionname=12611-0001>, zuletzt aktualisiert am 25.12.2019, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Statistisches Bundesamt (2019b): Maßzahlen zu Ehescheidungen. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Eheschliessungen-Ehescheidungen-Lebenspartnerschaften/Tabellen/masszahlen-ehescheidungen.html;jsessionid=2565B74B2FF0082F74C9479DB9DF9B19.internet721>, zuletzt geprüft am 25.12.2019.
- Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung: Auszug aus dem Datenreport 2018 - Kapitel 2, zuletzt geprüft am 04.07.2019.
- Stengel, Martin (Hg.) (2010): Eurotopia-Verzeichnis. Gemeinschaften & Ökodörfer in Europa. Einfach Gut Leben. Ausg. 2009, 2. Aufl. Beetzendorf: Einfach Gut Leben.
- Stöcker, Kerstin; Strasser, Karin; Winter, Monika (2003): Bindung und Partnerschaftsrepräsentation. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 137–163.
- Strauch, Barbara; Reijmer, Annewiek (2018): Soziokratie. Kreisstrukturen als Organisationsprinzip zur Stärkung der Mitverantwortung des Einzelnen. München: Verlag Franz Vahlen.

- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Unveränd. Nachdr. der letzten Aufl. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2010): Grounded Theory - ein pragmatistischer Forschungsstil für die Sozialwissenschaften. EEO Enzyklopädie Erziehungswissenschaften Online. Online verfügbar unter <https://link-springer-com.emedien.ub.uni-muenchen.de/content/pdf/10.1007%2F978-3-531-93186-9.pdf>, zuletzt geprüft am 23.05.2019.
- Suldo, Shannon M.; R. Minch, Devon; Hearon, Brittany V. (2015): Adolescent Life Satisfaction and Personality Characteristics: Investigating Relationships Using a Five Factor Model. In: *J Happiness Stud* 16 (4), S. 965–983. DOI: 10.1007/s10902-014-9544-1.
- Sünderhauf, Hildegund (2013): Wechselmodell: Psychologie - Recht - Praxis. Abwechselnde Kinderbetreuung durch Eltern nach Trennung und Scheidung. Wiesbaden: Springer VS. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19019-8>.
- Tamera (2019): Zentrum für Friedensforschung und Ausbildung. Homepage. Online verfügbar unter <https://www.tamera.org/de/>, zuletzt aktualisiert am 14.10.2019.
- Thomas, W. I.; Thomas, D. S. (1928): The child in America: Behavior problems and programs. New York: Knopf.
- Tipping, Colin C.; Schossig, Matthias (2010): Ich vergebe. Der radikale Abschied vom Opferdasein. 11. Aufl. Bielefeld: Kamphausen.
- Tönnies, Ferdinand (1979): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt.
- Tönnies, Ferdinand; Lichtblau, Klaus (2012): Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Klassiker der Sozialwissenschaften). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94174-5>.
- Traister, Rebecca (2018): Good and mad. The revolutionary power of women's anger. First Simon & Schuster hardcover edition. New York, London, Toronto, Sydney, New Delhi: Simon & Schuster.
- Twenge, Jean M. (2013): Teaching Generation Me. In: *Teaching of Psychology* 40 (1), S. 66–69. DOI: 10.1177/0098628312465870.
- Twenge, Jean M.; Konrath, Sara; Foster, Joshua D.; Campbell, W. Keith; Bushman, Brad J. (2008): Egos inflating over time: a cross-temporal meta-analysis of the Narcissistic Personality Inventory. In: *Journal of personality* 76 (4), 875-902; discussion 903-28. DOI: 10.1111/j.1467-6494.2008.00507.x.
- Vaskovics, Laszlo (1988): Veränderungen der Wohn- und Wohnumweltbedingungen in ihren Auswirkungen auf die Sozialisationsleistung der Familie. In: Rosemarie Nave-Herz (Hg.):

- Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke (Der Mensch als soziales und personales Wesen, 8), zuletzt geprüft am 15.07.2019.
- Vater, Aline; Moritz, Steffen; Roepke, Stefan (2018): Does a narcissism epidemic exist in modern western societies? Comparing narcissism and self-esteem in East and West Germany. In: *PloS one* 13 (1), e0188287. DOI: 10.1371/journal.pone.0188287.
- Vater, Aline; Schröder-Abé, Michela (2015): Explaining the Link Between Personality and Relationship Satisfaction: Emotion Regulation and Interpersonal Behaviour in Conflict Discussions. In: *Eur. J. Pers.* 29 (2), S. 201–215. DOI: 10.1002/per.1993.
- Villa, Paula-Irene (2019): Sex - Gender: Ko-Konstruktion statt Entgrenzung. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung, S. 23–33.
- Walker, Pete (2013): Complex PTSD: From Surviving to Thriving. A Guide and Map for Recovering from Childhood Trauma. CreateSpace Independent Publishing Platform.
- Wallmeier, Phillip (2015): Dissidenz als Lebensform. Nicht-antagonistischer Widerstand in Öko-Dörfern. In: *Sonderband Macht und Wandel in der Umweltpolitik*.
- Walper, S.; Beckh, K. (2006): Adolescents' development in high-conflict and separated families. Evidence from a German longitudinal study. In: A. Clarke-Stewart und J. Dunn (Hg.): Families count: Effects on child and adolescent development. Cambridge, Mass, S. 238–270.
- Walper, Sabine (2020): Scheidung. In: Markus Antonius Wirtz (Hg.): Dorsch - Lexikon der Psychologie. 19., überarbeitete Auflage. Online verfügbar unter <https://portal.hogrefe.com/dorsch/scheidung/>, zuletzt geprüft am 03.04.2020.
- Walper, Sabine; Fichtner, Jörg (2011): Zwischen den Fronten. Psychosoziale Auswirkungen von Elternkonflikten auf Kinder. In: Sabine Walper, Jörg Fichtner und Katrin Normann (Hg.): Hochkonfliktvolle Trennungsfamilien. Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder, 91-110. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Materialien).
- Walper, Sabine; Fichtner, Jörg; Normann, Katrin (Hg.) (2011): Hochkonfliktvolle Trennungsfamilien. Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Materialien). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-7799-0720-6>.
- Walper, Sabine; Langmeyer, Alexandra (2019): Belastungs- und Unterstützungsfaktoren für die Entwicklung von Kindern in Trennungsfamilien. In: R. Volbert, A. Jacob, A. Huber und A. Kannegiesser (Hg.): Empirische Grundlagen der familienrechtlichen Begutachtung. Göttingen: Hogrefe, S. 13–50.

- Walser, R. W.; Westrup, D. (2009): *The mindful couple: How acceptance and Mindfulness can lead you to the love you want*. Oakland: New Harbinger Publications.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1996): *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*. 1. Aufl. dieser Ausg. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 2557).
- Weinberg, Frankie J.; Treviño, Len J.; Cleveland, A. O'Shea (2019): Gendered Communication and Career Outcomes: A Construct Validation and Prediction of Hierarchical Advancement and Non-Hierarchical Rewards. In: *Communication Research* 46 (4), S. 456–502. DOI: 10.1177/0093650215590605.
- West, Candace; Zimmermann, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society* (2), S. 125–151, zuletzt geprüft am 01.05.2019.
- Witzel, Andreas (2000): Das Problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 1 (1). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/%201132/2519>.
- Witzel, Andreas; Reiter, Herwig (2012): *The Problem-Centred Interview*. London: SAGE Publications. Online verfügbar unter <http://gbv.eblib.com/patron/FullRecord.aspx?p=1046516>.
- Würfel, Michael (Hg.) (2009): *Träumen, Planen, Handeln, Feiern. Die Methode des Dragon Dreaming*. vorgesellt von Kosha Anja Joubert. eurotopia. Siebenlinden (2009), zuletzt geprüft am 13.04.2017.
- Würfel, Michael (Hg.) (2014): eurotopia. *Leben in Gemeinschaft. Verzeichnis von Gemeinschaften und Ökodörfern in Europa*. Siebenlinden: eurotopia.
- Würfel, Michael (Hg.) (2019): eurotopia *Verzeichnis. Verzeichnis von Gemeinschaften und Ökodörfern*. Auflage 2019. Beetendorf: Blühende Landschaften (eurotopia, 6).
- Wurst, Stefanie; Dufner, Michael; Grosz Michael; Denissen, Jaap; Gerlach, Tanja; Rauthmann, John et al. (2017): Narcissism an Romantic Relationships: The Differencial Impact of Narcissistic Admiration an Rivalry. In: *Journal of personality and social psychology* 11 (2), S. 280–306.
- Zartler, Ulrike (2004): *Wenn Eltern sich trennen. Wie Kinder, Frauen und Männer Scheidung erleben*. Frankfurt am Main: Campus-Verl. (Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung, 13). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-593-37460-4>.
- Zartler, Ulrike (2012): Die Kernfamiie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24 (1), 67-84, zuletzt geprüft am 31.07.2019.

- Zartler, Ulrike; Berghammer, Caroline (2013): Turbulenzen im Kinderleben. Mütterliche Partnerschaftsbiographien und multiple Übergänge nach elterlicher Trennung. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 25 (3), S. 286–308, zuletzt geprüft am 03.07.2019.
- ZEGG (2017): ZEGG. Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung. Online verfügbar unter <http://www.zegg.de/de/>, zuletzt geprüft am 05.01.2017.
- Zerle-Elsässer, Claudia; Keddi, Barbara (2011): "Doing Care" im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter: aktuelle Befunde aus AID:A. In: *Gender* (3), S. 55–72, zuletzt geprüft am 10.04.2019.
- Zerle-Elsässer, Claudia; Li, Xuan (2017): Väter im Familienalltag – Determinanten einer aktiven Vaterschaft. In: *ZfF* 29 (1), S. 11–31. DOI: 10.3224/zff.v29i1.01.